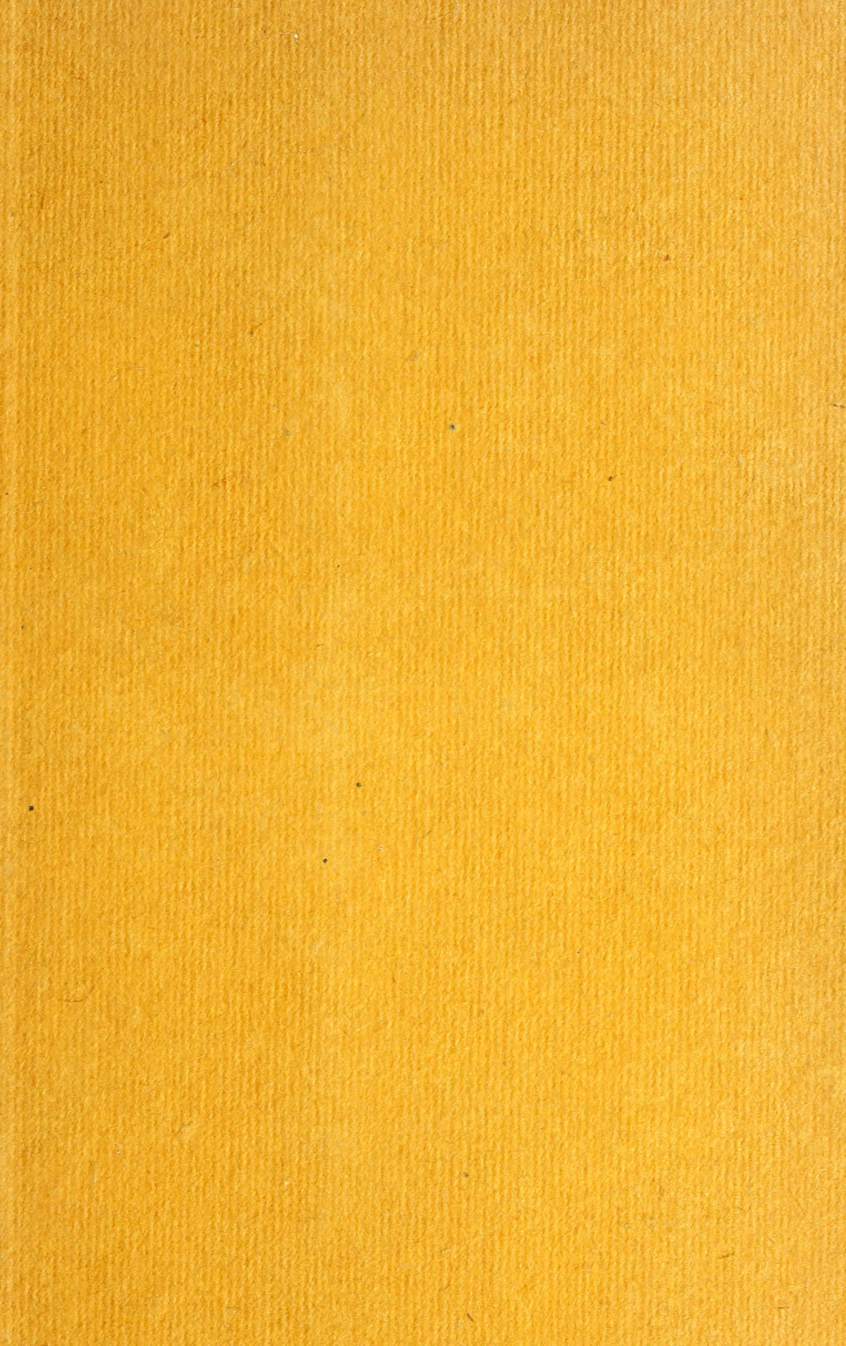
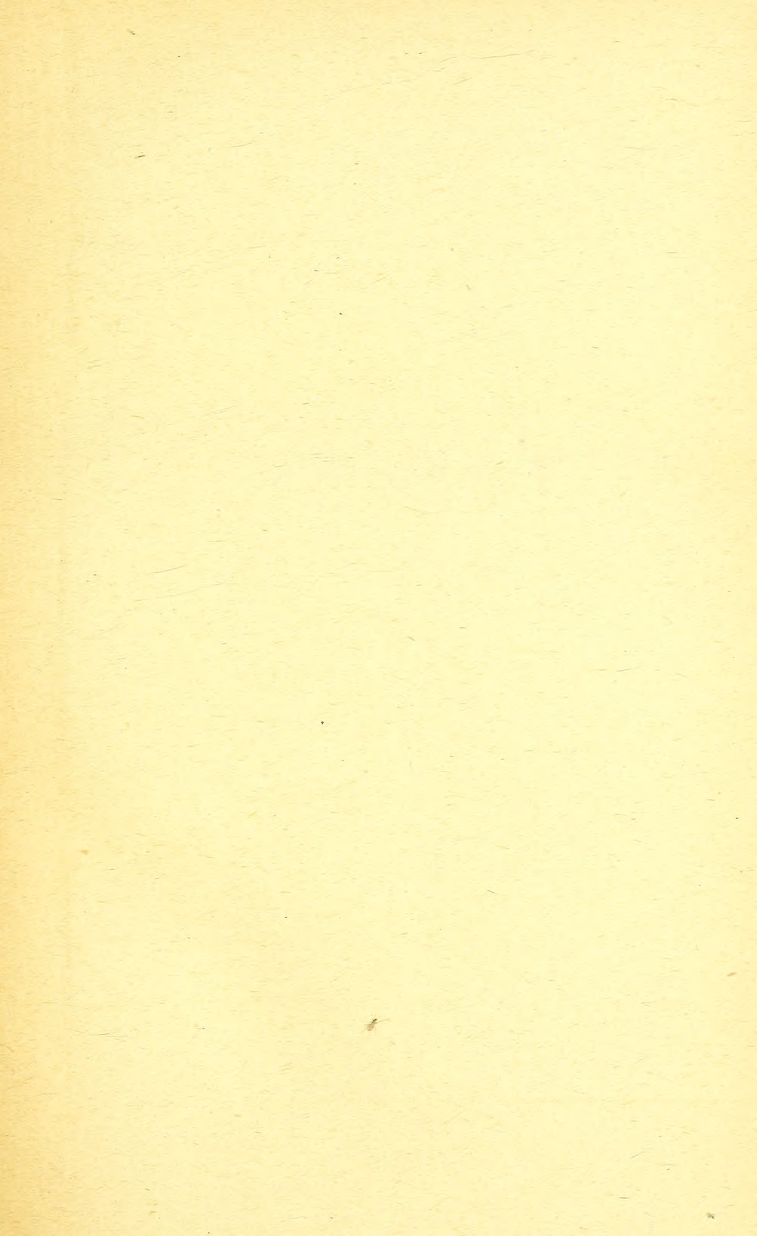












Die weißen Götter

Ein Roman

von

Eduard Stucken

Zweiter Teil

Achte Auflage

Berlin
Erich Reiß Verlag

Sechstes Buch

1.

Tausendgestaltig wie das Leben ist der Tod.

Eintagsfliegen und Sonnensysteme, doch auch lebloses Töpfergeschirr und Gedanken müssen sterben.

Selbst Gespenster sterben, nachdem sie eine Zeitlang den Tod überlebten. Das Gespenst ist ja eine der tausend Gestalten des Todes —: es ist der Tod nach dem Tode.

Aber es gibt auch einen Tod vor dem Tode.

Es gibt auch Gespenster, die dem Ende vorangehen, es vorausschatten. Wie eine schleiericht deckende Silberfarbe schweben und schillern sie auf den grellen Farben der Dinge oder des pulsierenden Lebens.

Doch nur die wenigsten Wesen sind geistersichtig. Wer erkennt das Gespenstische eines todgeweihten Dinges? Eines kranken Vogels? Eines verlorenen Volkes?

Oft nehmen wir für Liebreiz, was heimlicher Tod ist. Hektische Röte verschönt.

Am Tage des Friedensschlusses mit den weißen Göttern leuchtete die Sonne in die Täler Tlascalas lichttrunken wie zuvor — und doch vergoldeten ihre Strahlen eine

Leiche, eine noch lebende Leiche, die blumenbekränzt und freudeblühend sich ihres heimlichen Todes nicht bewußt war.

Es erging Tlascala wie es einst dem strotzenden Garten Anahuac ergangen war, als noch König Molch die Türkismosaik-Stirnbinde trug. Ein wunderbar schöner rabengroßer Vogel mit metallisch-blau brennender Brust und zwei langen spiralig geschweiften Schwanzfedern, einem sammetnen Paradiesvogel ähnlich, hatte sich am Schilfsee gezeigt. Und König Molch ließ durch Ausrufer verkünden, daß das Volk dem Wundervogel, — dem Götterspecht, wie er ihn benannte, — Nester bauen und ihn füttern müsse; und wer ihn töte, sei mit Todesstrafe bedroht. Da hegte und pflegte das Volk den herrlichen Vogel, bis Frauen, Kinder und Greise durch Hungersnot hingerafft wurden — denn der Vogel nährte sich von Mais und hatte bald alle Maispflanzungen vernichtet.

Ebenso hegte und pflegte Tlascala den weißen Mann, den unbesieglichen Kampfgenossen gegen den Feind im Westen. Daß es den Tod zu Tische geladen hatte, ahnte es nicht.

2.

Die Stadt Tlascala rüstete sich, ein Rosenfest zu feiern. Die Stadt Tlascala legte ein Hochzeitsgewand an. Aber sechs Tage vergingen, und die ersehnte Gästeschar traf nicht ein. Zwar waren täglich Boten ins Feldlager geschickt worden, freundliche Mahner, Überbringer erneuter, dringender, drängender Einladungen. Auch Prinz Kriegsmaske und andere Große des Freistaates gingen oftmals

den Weg zum Tempelhügel, und sie begleitende Sklaven trugen Körbe voll Wildpret, Tomaten, Kakaoschoten, Kaktusfeigen und Agave-Sirup für die weißen und schwarzen Götter, beschenkten auch die Hirschungeheuer — die Pferde — mit Truthähnen, Fleisch und Brot. Sie alle wurden vertröstet, stets aufs neue vertröstet, und heimkehrend vertrösteten sie die ungeduldige Stadt.

O diese Sonnensöhne verstanden, sich bitten zu lassen! Schon fingen die Girlanden der blumengezierten Straßen an, Blatt für Blatt abzuwelken. Tlascala schmachtete und kränkte sich wie ein Mädchen, das sich verschmäht sieht.

Da machten sich der Hohe Rat und die vier Könige Tlascalas — die Sammelnde Biene, das Offene Gesicht, der Truthahn und der Rauchende Schild — auf den Weg. In Sänften die einen, auf dem Rücken von Lastträgern die anderen, nahten sie, ein Haufen greiser Bittsteller, dem Lager.

Sie wurden von weitem erblickt, ihr Prachtaufzug kroch heran wie eine farbenschillernde Raupe. Oben auf dem Hügel, dessen kleinen Opfertempel die Kastilier den Turm des Sieges — la torre de la victoria — benannt hatten, erwartete Cortes mit seinem Stab von Feldobristen und den Vornehmsten der totonakischen Heerführer — Mameri, Tehuch, Cuhertecatl und Tamalli — die Ankunft der Besucher.

Der buntscheckige Zug machte am Fuße des Hügels halt. Die Alten entstiegen den Sänften, glitten von den Schultern der Träger, ordneten sich zu zweien, stiegen in langsamer Prozession, schwarze Stäbe und Fächer haltend,

den kleinen Hügel hinan. Eine der Sänften aber wurde vorangetragen. In ihr saß der gebrechlichste und mächtigste der Alten, der blinde Hundertjährige, die Sammelnde Biene. Vor Cortes angelangt, mußte er aus der Sänfte herausgehoben werden. Verglichen mit dem Prunk, den die Abgesandten Montezumas entfaltet, waren Gewandung und Schmuck des Hundertjährigen bescheiden zu nennen. Sein geierhafter Kopf bedurfte keines silbernen Stirnbandes, um alle Blicke auf sich zu lenken. Ein Dunstkreis von stiller Größe und Erhabenheit umgab die Gestalt und wurde auch von den wetterharten Kastiliern sogleich gespürt und gewürdigt.

„Wer ist das?" fragte Cortes.

Tehuch und Cuhextecatl konnten Auskunft geben. Als sie vor Wochen das dunkelgrüne Sammetbarett, den Degen, die Muskete und die Armbrust dem thronenden Senat Tlascalas als Geschenk der weißen Götter zugleich mit einem Schriftstück und einem Friedensangebot überbracht hatten, war es die Sammelnde Biene, der blinde Hundertjährige, gewesen, welcher am eifrigsten gegen die fremden, Gold fressenden, dem Schaum des Meeres entstiegenen Ungeheuer gewettert und durch das Gewicht seiner Stimme erreicht hatte, daß der Freistaat sich zur blutigen Abwehr der Christen entschloß. Aber sie wußten auch von seiner Sinnesänderung zu berichten, die in der entscheidenden Ratsversammlung durch die todesmutige Rede des Irdenen Kruges bewirkt worden war.

Die vier Könige Tlascalas verbrannten Kopalkugeln und begrüßten Cortes nach indianischer Weise. Auch der Hun-

dertjährige tat es, beugte sich, gestützt von mehreren Gaufürsten, bis zur Erde hinab, zog sich die Handschuhe ab, berührte den Boden mit seiner adrigen, zittrigen Hand und führte die Hand an die dünnen altersblassen Lippen zum Kusse.

Cortes eilte auf ihn zu, hob ihn auf, umarmte ihn, umarmte auch seine Begleiter.

Da sprach der Hundertjährige:

„O Sohn der Sonne, o weißer Gott! Das Opfer, das ich dir bringe, ist mein Herz! Sieh, seit ich ein Kind war, wußte mein Herz, daß aus dem Lande des Sonnenaufgangs die Enkel unseres Herrn Quetzalcoatl, der als Morgenstern am Himmel leuchtet, wiederkehren würden, daß sie erscheinen würden in diesem Lande, daß sie herrschen würden auf dem Goldthron ihrer Ahnen. Und doch hat mein Herz es nicht fassen können, hat sich gesträubt es zu glauben, daß du der Wunderbare seist, der Vorausverkündete! Jetzt aber weiß ich es, denn du hast dein Volk gezüchtigt wie ein Gott und bist unser Beschützer und Wohltäter! Und ich segne es, daß mein Haar welk ist und daß mein Bett noch nicht im Lande des Nebels steht und daß mir vergönnt ist, diesen Tag zu erleben! Nun aber will ich dich sehen, o weißer Gott!"

Und der Hundertjährige sprach einige Worte zu einem neben ihm stehenden Häuptling. Dieser hob ihm beide Augenlider empor, welche vor Alter immer geschlossen waren. Mit den aufgerissenen, toten, gläsernen Augen starrte der Greis Cortes ins Gesicht. Dann schüttelte er enttäuscht, wehmütig den Kopf.

„Umsonst . . ." murmelte er. „Ich hatte gehofft, daß in dieser Stunde, weil du der Erwartete bist . . . Ach, ich sehe nur Schwärze . . . Doch ich will dich sehen!"

Und ganz nah trat er an Cortes heran und mit seinen zitterigen Fingern tastete er ihm langsam über Stirn, Augen, Nase, Mund und Kinn. Mehrmals wiederholte er das Abtasten, und Cortes hielt still wie eine Bildsäule, während der Alte sich das Gemälde seiner Finger einzuprägen suchte. Hunderte schauten zu, aber keinem kam ein Lachen oder Lächeln in den Sinn.

Der Alte nur lächelte freudig:

„Jetzt erblicke ich dich, jetzt kenne ich dich, jetzt habe ich dich in meinem Herzen, o Sohn der Sonne!"

3.

Auch die anderen drei Stadtkönige hielten Ansprachen, sie beklagten die Verzögerung des zugesagten Besuches und beschrieben die Sehnsucht der harrenden Stadt. Der Rauchende Schild äußerte die Befürchtung, daß die mexikanische Gesandtschaft das Gift des Mißtrauens gegen Tlascala in die Seelen der weißen Götter gepflanzt habe. — Cortes verneinte dies; wohl hätten die letzten Boten Montezumas vor Tlascala gewarnt, wie es vordem schon der Rollende Stein und das Schwelende Holz getan: doch sei er auf der Hut, mexikanischen Verdächtigungen und Zuflüsterungen sein Ohr zu leihen. — Dann bliebe nur die Erklärung, meinte das Offene Gesicht, daß die weißen Götter immer noch grollten, weil die Grenzwacht der Otomis ihnen den Eintritt in das Land verwehrt und das

tlascaltekische Heer den Otomis Waffenhilfe geleistet habe. Sei dies zwar gegen seinen Wunsch geschehen, so bäte er doch, seine Volksgenossen deshalb nicht zu verdammen, da sie ja im Glauben zu den Waffen gegriffen hätten, sie stünden Freunden Montezumas gegenüber. — Cortes versicherte, die Christen fühlten keinen Groll; im Gegenteil, sie fühlten Ehrfurcht vor diesem Volk, das so kühn für seine Freiheit kämpfe; bewunderungswürdig wie ein Sieg sei eine Niederlage nach so tapferer Gegenwehr. Wenn er und seine Soldaten bisher verhindert gewesen seien, in die Stadt einzuziehen, so habe das bloß den Grund, daß es ihnen an Lastträgern fehle, die schweren Geschütze fortzuschaffen.

Die Mienen der alten Indianer hellten sich auf und leuchteten hochbeglückt. Also nur daran hatte es gelegen! Wie leicht war dem abzuhelfen! Eine große Anzahl Träger war ja mitgekommen, stand unten bei den Sänften; die anderen konnten ohne Verzug aus Tlasçala geholt werden.

Cortes dankte; aber so schnell ließen sich, sagte er, die Vorbereitungen für den Aufbruch nicht treffen. Er bitte vielmehr, ihm am folgenden Morgen ein halbes Tausend Träger bereitzustellen.

Während dies besprochen und zugesichert wurde, näherte sich dem Turm des Sieges ein neuer, langer Zug buntgewandeter Menschen. Keine Sänfte war unter ihnen, alle schritten zu Fuß. Noch ziemlich fern waren sie, Gesichter und Kleidung ließen sich nicht erkennen.

„Sollten etwa dies die Lastträger sein?" fragte Cri=

stóbal de Olid. Seine Fragen zeichneten sich nie durch Scharfsinn aus.

Jetzt konnte man bereits besser unterscheiden. Die Nahenden — einige hundert — hatten Frauenröcke an.

Francisco de Lugo verlachte Olids Frage:

„Wenn Ihr die alle belasten und trächtig machen wollt, Don Cristóbal, so müßt Ihr stärker als Herkules sein! Aber ich rate Euch, zieht Ihnen die Röcke aus, daß sie nicht straucheln beim Tragen der Geschütze! . . ."

„Wer sind die, die dort kommen?" fragte Marina das Offene Gesicht.

„O Malintzin!" sagte das Offene Gesicht. „Du bist die Göttin unter den Göttern, du bist die Kolibrifeder zwischen den Adlerfedern! Die Götter brachten uns den Krieg und du brachtest uns den Frieden! Tlascala will sich erkenntlich erweisen, Tlascala schenkt dir die dreihundert Mädchen!"

Glutübergossen senkte Marina den Kopf, lächelte verlegen. Cortes mußte sie mehrmals mahnen, ehe sie sich überwand, ihm die Rede zu übersetzen.

„Beschämt es dich, daß sie dich wie eine Fürstin ehren? Freut es dich nicht?" fragte er voll Stolz auf sie und doch nicht ganz frei von Neid.

„Ich bin deine Sklavin!" antwortete sie, den gesenkten Blick voll und strahlend erhebend.

„Darum will ich, daß du das Geschenk annimmst!" Und er zwang sie den Tlascalteken zu danken.

Ein ungewöhnlicher Anblick bot sich dem kastilischen Heere dar. Die Mädchen waren an den Hügel herangekommen und stiegen zum Turm des Sieges hinauf. Die

meisten waren jung und traurig. Viele von ihnen weinten, da man ihnen gesagt hatte, sie würden einer Göttin zum Geschenk gebracht. Es gab Prinzessinnen unter ihnen; neben Töchtern von Handwerkern und Bauern auch Flötenspielerinnen und frühere Tanzhausbewohnerinnen und solche, die man die Süßduftenden nannte. Sie alle waren Kriegsgefangene aus dem letzten Feldzug gegen Cholula und Huexotzinco und waren aufgespart worden, um nach Jahr und Tag an einem der Hauptfeste der Göttin der Lust — der Froschgöttin mit dem blutigen Maul — geschlachtet zu werden. Doch der Rat der Alten hatte sich anders besonnen und befohlen, sie aus den Holzkäfigen zu nehmen, sie zu baden, zu kämmen und sauber zu kleiden; waren sie doch in den Käfigen, wo sie gemästet wurden, kleiderlos, hüllenlos der Unbill der Witterung und den Blicken der Tempelbesucher ausgesetzt gewesen. Gedunsen und fett sahen wohl einige aus, die Mehrzahl indes war schmalgliedrig, durch schwere Leiden abgehärmt.

Man hatte ihnen den Nacken und die bloßen Arme mit Daunenfedern beklebt, hatte sie mit Opferpapierschmuck behängt und ihnen kleine Opferfahnen gegeben, zum Zeichen dafür, daß sie Menschenopfer waren, von Tlascala der Göttin Malintzin dargebracht. Die Flötenspielerinnen spielten schwermütige Weisen.

Marina fühlte die Blicke aller Männer auf sich und ihren königlichen Hofstaat gerichtet. Die Soldaten vergötterten sie, nannten sie Doña Marina, obgleich sie Sklavin war, und gönnten ihr heute die außergewöhnliche Ehrung. Wenn auch mancher lüsterne Blick sich die

Lieblichsten im Mädchenhaufen erspähte, war das Heer doch frei von Neidgefühl gegen Marina. Wohl aber war mit der Frage, die Cortes an sie gerichtet hatte, ein Unterton von Eifersucht an ihr feinhöriges Ohr geklungen. Er war ihr Schicksal; und sie fürchtete den Neid des Schicksals. Über Gebühr wußte sie sich verhätschelt und verwöhnt. Schon vor Sempoalla hatte ihr Cortes zwei Negersklaven geschenkt und ihr den reichen, nicht mehr jungen Juan Pérez Arteaga als Hofmeister gegeben. Orteguilla war ihr Page gewesen; und als er beim dicken Kaziken zurückgelassen wurde, hatte sie an seiner Stelle den Knaben Santa Clara aus Havanna zum Pagen erhalten. Auch vom dicken Kaziken waren ihr Sandalenbinderinnen und Haarkämmerinnen zum Geschenk gemacht worden. Sie besaß bereits einen Hofstaat. Und sie dachte an Joseph in Ägypten, der von seinen Brüdern verkauft worden war, wie sie von ihrer Mutter, und der seinen Volksgenossen dann Böses mit Gutem lohnte. Das war das Ziel, alles andere nur Weg zum Ziel. Sie durfte nicht abirren, und noch lag Mexico hinter Bergen und Wolken. Deshalb beschloß sie, sich der allzu reichen Gabe zu entledigen.

Nachdem der Rat der Alten Abschied genommen, sprach Marina lange mit Cortes. Zuerst verschloß er sich ihren Gründen, schließlich gab er nach und gab ihr recht. Aber er bestand darauf, daß sie mindestens dreißig der Sklavinnen behalte.

Durch ihren Haushofmeister Arteaga ließ Marina dreißig der Mädchen auswählen, wobei er weniger auf das Äußere als auf Handfertigkeit und Bescheidenheit Gewicht legen mußte.

Die übrigen zweihundertundsiebzig Mädchen schenkte Marina dem kastilischen Heer. Das Jauchzen, das ihr dafür lohnte, machte sie reicher als sie gewesen war.

4.

Hinter der westlichen Kordillere verglomm das Abendrot, die Gestirne begannen, bleich blinzelnd, aufzuglimmen. Da erkletterte der schöne Namenlose mit einer halbwüchsigen Cholultekin die Spitze der torre de la victoria, des Siegesturmes. Obgleich neben ihm das Kind die Treppenstufen emporstieg, umwölkte ihn die Einsamkeit, wie sie ihn immer umwölkte. Bei der Verteilung der Sklavinnen, der er nur als Zuschauer hatte zusehen wollen, war ihm das abgemagerte überschlanke Mädchen durch seine herbe Anmut und schwermütige Schüchternheit aufgefallen, und er hatte sie sich zuteilen lassen, um sie vor dem Lose zu bewahren, daß sie einem Rohling anheimfiel . . .

Er wollte sie nicht zur Geliebten, er schonte sie. Ein Spielzeug für seine eine prinzenhafte Hand sollte sie sein, ein Spielzeug für seine müde Verbrecherseele. Durch dies Kind wurde er sich seiner Güte und seiner makelfreien Hand bewußt. Abgehackt war ihm die andere, die sündige, und zermalmt war seine Seele von schwerer, geheimnisbedeckter Schuld.

Er und das Kind konnten sich nicht verständigen. Aber Güte bedarf der Worte nicht. Das Mädchen hatte begriffen, daß er eine Schwester suchte.

Die Septembernacht war lau, nebeldunstig und voll Frühlingsfreude. Zikaden zirpten, Nachtvögel gaben

einander Antwort. Aus dem Lager unterhalb des Hügels klomm ein Gesumm und Gewirr von flüsterndem Gekose in die traumstille Nachtluft empor, und darein mengten sich schwüle Töne von Kastagnetten und Tamburinen und klagenden mexikanischen Flöten. La Medina tanzte dort unten und zeigte ihre weißen Schenkel; doch sie fand keinen Bewunderer heute außer den Knaben Nuñez de Mercado, ihren erblindeten Schützling. In weiter Ferne rollte und grollte es zuweilen, als spielten Bergriesen Kegel.

An die Brüstung gelehnt, blickte der Namenlose auf das schlaftrunkene Land ringsher, auf Schneekuppen und Gestirne. Er zog das Mädchen an sich heran, legte den Arm um ihren Nacken. Und er zeigte auf die schartenreiche Sichel des schwindenden Mondes.

„Metztli!" sagte sie. Es war der Name des Mondes, den sie nannte.

Seine Augen schweiften nach Norden, wo, sechs Meilen entfernt, die Stadt Tlascala lag —: ein Steinhaufen unter ragenden Felsen, in der Dunstluft eben noch zu ahnen, kaum zu erkennen möglich. Dahinter erhob sich schwarz und steil die Paßhöhe, die nach Cholula und Huexotzinco führte. Ein Kranz von Bergspitzen umzog die Ebene und wurde an den Kardinalpunkten von jenseitigen, noch steileren Kolossen überragt. Im Osten glitzerte das Schneedach des Citlaltepetl, des Sternberges, tauchte in den gestirnten Himmel hinauf. Im Süden schnitten die gletscherweißen Kraterkanten des Matlalcueye, der „Maid mit dem blauen Hüfttuch", messerscharf in die Kristallhaut des dunkelblassen Äthers ein. Im Westen

reckten sich die beiden Geschwister Izztac-Cihuatl, die Weiße Frau, und Popocatepetl, der Rauchende Berg, ungefüge empor. Und der Feuerschein am Krater des Rauchenden Berges überlebte die Abendröte; während sich die Nacht tiefer und tiefer herabsenkte, leuchtete er metallisch glühend wie eine neue Sonne.

Seit einer Woche schon war der Vulkan in Tätigkeit, doch in keiner der vorangegangenen Nächte war sein Lichtschein so tageshell gewesen.

„Tlatla!“ sagte die kleine Indianerin.

„Er brennt“, bedeutete das. Der Namenlose nickte, als hätte er das Wort verstanden. Man versteht ja auch nicht, was die Vögel singen, und fühlt es doch.

Er setzte sich auf den obersten Treppenabsatz und legte sie so neben sich nieder, daß ihr Kopf auf seinem Schoße ruhte. Sie war willig, er hätte sie ausziehen können, ihr die jungen Brüste betasten können. Doch nichts dergleichen tat er. Mit seiner schmalen Hand strich er ihr über Stirn und Haar.

„Du bist wie eine, die einst mir allzu lieb war!“ murmelte er.

„Tlein titlatalhuia nopiltzine?“ fragte sie. (Was sagst du, o mein Herr?)

Ein Vogelgezwitscher, fremdartig und süß klang es. Er fuhr fort:

„Meine Liebe war ein grünes Feuer. Meine Sehnsucht brannte ihr Herz zu Asche. Todsünde waren meine Blicke, Schierling war mein Kuß. Du bist sanft, wie sie war . . . Doch Lippen, die vom Becher der Schuld getrunken,

schaudern, einen reinen Becher zu entweihen. Ich kann dich nicht lieben, Kind . . ."

Er brach ab. Die Tempeltreppe heraufgekrochen kam ein mißgestaltetes Wesen. Kein Tier, aber auch kein Mensch. Es war der Narr Madrid.

„Ei, Gevatter, schäkert Ihr an heiliger Stätte?" rief er mit häßlichem Lachen. „Lest Ihr eine schwarze Messe wie Mönche, die auf Altären buhlen und Hostien beflecken? . . ."

„Beflecke du mir die heilige Stille nicht! Packe dich, Narr!"

„Wohin, Señor? Zurück in den wimmelnden Würmerhaufen? Von dort floh ich ja angewidert. Euch freilich hielt ich für eine Ausnahme, für einen ehrlichen Weiberfeind. Ihr habt mich enttäuscht, seid auch nicht besser als die anderen. Es scheint, daß ich der einzige Gescheite unter lauter Narren bin, der einzige Gerade unter lauter Buckligen! . . . Ihr meint wohl, der Neid spricht aus mir?"

Der Namenlose würdigte ihn keiner Antwort. Doch der Narr ließ sich nicht beirren:

„Ich weiß, was Ihr denkt! —: ich hätte kein Weibstück erhalten? Doch! Ein fettes, rundgemästetes! Der Seemann Alvaro aus Palos hat sie mir abgekauft — er liebt die runden — und, Ihr wißt, er hat auf Kuba im Lauf von drei Jahren dreißig Kinder von Indianerinnen gehabt, der Schänder . . . Auch anderen hat er heute Mädchen abgeschachert, und andere treiben ebensolchen Tauschhandel wie er. Ein wüster Wirbel, ein

Taumel hat Männlein und Weiblein ergriffen, sie tanzen einen Totentanz und merken es nicht. Chorea Machabaeorum! Der klapperdürre Tod geigt voran! Und alle folgen sie ihm tanzend und lachend und girrend, bis auf die Blutaltäre Mexicos hinauf, wo das Hüpfen grausig genug enden wird! . . . Das halst und kichert und umschlingt und vermischt sich, wie die Blutegel in einem Glas, wie in einer Johannisnacht die Glühwürmer auf einer Wiese. Eine ekle, wimmelige Brut. Die Menschen können nur Menschen zeugen und töten; — alles andere wie Fressen, Saufen, Scheißen und Denken, ist nichts als Mittel und Weg, um Mors und Priapus zu dienen! Ich habe einmal zugeschaut, wie ein Heuschreckenweibchen während der Begattung das Männchen auffraß, ihm den Kopf und Rumpf abknabberte, bis nur der Leib übrig war; — dem Liebesakt tat das keinen Abbruch! Wollust und Grausamkeit — paar oder unpaar — zwei Seiten eines Winkels . . . So tanzen wir bis nach Mexico hinein, morden die Männer und küssen die Frauen, schlachten Kinder und umarmen Greise, waten durch Blut und kopulieren, blumenbekränzt und weintrunken, stolz wie die Götter und liederlich wie die Götter . . ."

Der Namenlose und die Indianerin waren aufgesprungen und starrten entsetzt nach Westen. Auch der Narr tat es. Es war urplötzlich lichter Tag geworden, ein grellroter Tag. Die Gestirne waren fortgefegt, das Himmelsdach lohte karminen, die Erde, die Bäume, die Steine, die Menschen wurden wie gläsern, durchsichtig, durchleuchtet von roter Glut. Ein Gedröhn erscholl, als toste die letzte Posaune.

Der Popocatepetl war es, der brüllte. Aus flammender Kehle grölte er den gräßlichen, grauenerregenden Angstschrei. Ein Erstickender, wand er sich in Krämpfen. Und pfeilgerade schoß ein urweltliches Chaos von Feuer, Wasser, Gestein und Dampf aus ihm hoch, meilenhoch, bis zu der letzten Erdenhülle empor. Die Piniengestalt des Auswurfs verwandelte sich, verbreiterte sich, der Kratermund zerriß, unfähig so übergroße Massen aus engem Schlund zu speien, und frei geworden sausten die geschmolzenen Weißglutstrahlen fächerförmig nach allen Seiten.

„Weltuntergang!" sagte der Narr. — „Wäre es schade um solch eine Welt? Würdet Ihr es bedauern?"

„Ja!" sagte der Namenlose und stieg mit der kleinen Sklavin die Treppe hinab, um ins Feldlager zu gehen, wo das Rosenfest durch den Ausbruch des Vulkans gestört war.

Der Narr lief ihm nach.

„Nennt mir ein Wesen, nennt mir ein Ding, um das es schade wäre?"

„Plato!" antwortete der Namenlose. „Doch für dich, Narr, hat er nicht geschrieben!"

5.

Nicht gallig und bitter, wie der Narr Madrid, sondern mit schmunzelndem Behagen hatte ein anderer Soldat in dieser Nacht seine Menschenkenntnis bereichert. Das war Gil Solis, der kuriose Kauz, den seine Kameraden Tras de la puerta, „Hinter der Tür", nannten. Dieser unverbesserliche Lauerer hatte nur eine Leidenschaft: die

Neugier. Er war kein Verächter der Menschen, er war ein Belächler ihrer Schwächen. Zwecklos war sein Tun, weder für sich noch für andere suchte er einen Vorteil, wenn er fremde Geheimnisse lüftete. Auch hatte er es sich zur Pflicht gemacht, seine Beobachtungen geheimzuhalten. Traf ein, was er vorausgesehen, so war ihm das eine angenehme Genugtuung — aber auch nicht mehr. Er sah, wie die armen Fliegen ins Netz gingen; aber er half nicht, er warnte nicht, er schalt auch nicht. Zufrieden lächelte er, wenn der Genueser Serafini die alte Portugiesin Vaquera betrog; wenn der Spieler Sancho de Saldaña einfältige Tölpel zum Würfel- und Kartenspiel verleitete, wenn der flegelhafte Trujillo, der große Spuckkünstler, sogar vor den Edeldamen Francisca de Valtierra und Maria del Rincon sich unflätig gehen ließ, dicht an ihren geschminkten Gesichtern vorbeispuckte, oder wenn die Lagerdirne, die man die lange Elvira nannte, von ihrem Zuhälter, dem wilden Pedro de Palma, Prügel und Stockschläge lammfromm hinnahm und ihm alle ihre Ersparnisse aushändigte . . . Nichts wunderte ihn. Nichts bewunderte er. Er registrierte nur.

Und in dieser Nacht hatte er viel zu registrieren. Durch Marinas Geschenk waren nicht nur die Beschenkten in einen Liebestaumel versetzt worden. Ansteckend wirkte die Sinnentollheit auf die meisten, sogar auf weiße, sonst ehrbare Frauen. Von seinem dunklen Versteck aus nahm Gil Solis wahr, daß die Marketenderin und Gattin des Schmiedes Martin, die Feuerlilie, mit Ribadeo dem Weinschlauch sich heimlich aus dem Lager entfernte; daß

die hübsche, rundliche Rosita Muños, vor kurzem erst in Sempoalla dem ledernen Gesellen Tarifa de los servicios, dem Dienstbeflissenen, angetraut, — schamlos genug war, sich San Juan dem Aufgeblasenen an den Hals zu werfen; daß Maria del Rincon der Lust eines sechzehnjährigen, verseuchten Burschen, namens Maldonato zur Beute fiel; daß selbst die Samariterin Ines Florin, die Tochter des Seeräubers, die rührende, tapfere, prachtvolle Ines Florin sich wegwarf, — aus Mitleid vielleicht — sich verschenkte an Alfonso de Escobar, den einstigen Pagen des Diego Velázquez, einen leidenschaftverzehrten, zügellosen Menschen.

Und mehr noch sah Gil Solis. Als La Medina Hand in Hand mit ihrem Schützling, ohne für ihren heutigen Tanz Beifall und Kupfermünzen geerntet zu haben, zu ihrer Schlafstätte zurückkehrte, wurde sie vom reichen Juan Sedeño überfallen. Schon immer hatte er ihr nachgestellt, immer war er abgewiesen worden. Heute nun hatte er sich auf die Lauer gelegt, um ihr Gewalt anzutun. Er zerrte sie hinter einen Busch. Der blinde Knabe schrie, das Mädchen kreischte, wie ein gebissener Schakal — doch wer achtete in dieser Nacht auf kreischende Mädchen! Gil Solis registrierte und rührte sich nicht. Aber ein blutjunger Soldat, Aparicio Flamenco, kam zufällig des Weges, rettete La Medina und verscheuchte den reichen Lüstling.

Dem Versteck des Beobachters gegenüber stand das Zelt des Fähnrichs Antonio Villareal. Eine Frau näherte sich, blickte scheu nach allen Seiten. Mit einer

schwarzen Taffetmaske waren ihre Gesichtszüge verdeckt. Auch hatte sie einen mexikanischen Mantel umgeworfen, um ihre Gestalt unkenntlich zu machen. Doch Gil Solis fehlte es nicht an Übung, durch Hüllen hindurchzuschauen. Eine Schulterbewegung verriet ihm die Heranschleichende. Es war die Schönste der Weißen im Heere, die olivenbleiche Isabel de Ojeda. Sie verschwand im Zelte des Villareal.

Wenige Augenblicke danach kam Diego de Ordás durch die Lagergasse. Er riß und biß an seinem Schnurrbart. Wie ein Jagdhund, der eifrig schnüffelnd eine Spur verfolgt, suchte er in alle Winkel hinein, bis er Gil Solis in seinem Versteck entdeckte.

„Euch suchte ich!" sagte er hastig, „Ihr wißt Bescheid . . . Habt Ihr sie gesehen?"

„Ich habe geschlafen, Señor." (Und er gähnte.)

„Ich kann die Wahrheit vertragen, Gil Solis! Verschweigt mir's nicht! Ihr saht sie!"

„Wen?" (Die Frage schien unschuldig, nur seine Augen blinzelten verschmitzt.)

„Ihr wißt, wen! . . . Sie ging hier vorbei!"

„Hier gehen viele vorbei, Señor!" (Er schnitzte Mund und Nase in eine Kokosnußschale.)

„Sie trug eine Maske . . ."

„Ich habe schlechte Augen!" sagte Gil Solis. Die Antwort war nicht so frech gemeint, wie sie klang. Gil Solis kämpfte um sein Geheimnis, er wollte sich es nicht entwinden lassen.

Der alte Ritter legte sich aufs Bitten. Fast flehentlich sagte er:

„Ich muß es wissen. Ich bitte Euch, sagt es!"

„Was? . . ."

Ordás brauste auf.

„Ich bin Euer Hauptmann! Ich könnte . . ."

Doch er ließ den Satz unvollendet. Unwürdig war, was er hatte sagen wollen. Er wandte sich ab und schritt auf das Zelt Villareals zu.

„Señor!" rief Gil Solis ihm nach.

Ordás blieb stehen.

„Ja?"

„Ihr seid unbewaffnet. Nehmt mein Messer!"

Und Gil Solis reichte ihm seinen Dolch, mit dem er an der Kokosnußschale herumgeschnitzt hatte.

Ordás nahm den Dolch. Der Zeltvorhang, den er leise öffnete, schloß sich hinter ihm.

6.

Der Ungebundenheit des Liebesfestes wollte Cortes nicht Abbruch tun. Ihm war es erwünscht, daß seine Soldaten zwischen schweren Mühen, die überstanden, und schwereren noch, die bevorstanden, sich nach Herzenslust der Freiheit freuten. Morgen wollte er in die Stadt Tlascala einziehen; und seines in Sempoalla getanen Ausspruchs eingedenk — daß Indianer Indianer bleiben, auch wenn sie Freunde sind — war es seine Absicht, die Gastfreundschaft ohne Argwohn anzunehmen, das Pulver jedoch trocken zu halten und innerhalb der fremden Stadt auf strenge Mannszucht zu sehen.

Cortes war allein mit Marina im geräumigen Feld-

herrnzelt. Seinen Pagen Juan de Salazar und den Kämmerer Rodrigo Rangel hatte er hinausgeschickt, — mochten sie zur langen Elvira gehen oder zu anderen. Marina saß ihm am Tisch gegenüber. Zwei zinnerne Leuchter mit brennenden gelben Wachslichtern standen zwischen ihnen auf dem Tisch und halbgefüllte Gläser. Sie tranken die letzte Flasche Pedro Ximenes, tranken sich zu, brachten dem Glück die versprochene Libation. Wenn Cortes eine Regung von Neidgefühl gehabt, nichts spürte er mehr davon. Nur noch Dankbarkeit erfüllte ihn gegen sein Glück und sie, die sein fleischgewordenes Glück war.

Sie sprachen wenig. Seine Gedanken irrten ab nach Kuba, zu Catalina Suárez, der Schwindsüchtigen, vom Tode Gezeichneten. Diego Velázquez hatte ihn gezwungen, sie zu ehelichen. Ihr tändelndes Wesen hatte ihn weder arm noch reich gemacht. An Papageien und Katzen hatte sie Freude, rauchte Cigarrillos, schaukelte in der Hängematte. Eine Puppe war sie ihm gewesen, die er mit Edelsteinen behängte. Doch sie trug seinen Namen und mußte jung sterben. Wann? Vielleicht erst nach Jahren. Er sträubte sich, ihren Tod herbeizusehnen; und doch konnte er nicht anders. Je tiefer seine Liebe zu Marina wurde, um so häufiger stellten sich die verbrecherischen Wünsche ein.

Marina sah die Wolke über sein Gesicht ziehen.

„Woran denkst du?" fragte sie.

„An Don Diego!" gab er ausweichend zur Antwort. Sie erriet was ihn quälte und lächelte traurig.

„Heute darfst du nur an uns denken!" sagte sie, sich wieder aufheiternd.

Wie wundersüß das Wort „uns" in ihrem Munde klang. Zukunft klang stolz, überstolz in dem Wort, und zaghaft auch Gegenwart und Vergangenheit . . .

Wenig sprachen sie. Um so mehr sprach das Gestrahle ihrer Augen.

Dies stumme sich Anblicken war ihr Rosenfest. Marina hatte ihm anvertraut, daß sie sich Mutter fühle.

7.

Die Kerzen auf dem Tisch verblichen. Das Innere des Zeltes wurde zinnoberrot. Der schreiende Berg ließ seine Höllenrufe vernehmen. Und in die Angstpausen seines Gebrülls hinein schollen beklommene, besorgte Menschenstimmen.

Cortes und Marina traten vor das Zelt und sahen das überwältigende Schauspiel der Eruption. Vögel stießen leise Schreckrufe aus, in der Hürde wieherten aus dem Schlaf geschreckt die Pferde. Und feuerfarben liefen gestikulierende Landsknechte und Dirnen umher, erstarrt standen andere da, wie lohend in transparenter Glut. Und während die einen neugierig glotzten, bekreuzigten sich die anderen und murmelten Gebete.

Diego de Ordás kam mit langen Schritten auf Cortes zu. Er hatte nicht lange in Villareals Zelte geweilt und hatte, als er es verlassen, Gil Solis den Dolch unblutig zurückgegeben. Sein Mündel und der Fähnrich lagen schlafend im Zelt . . . Nun wußten auch seine Augen, was sein Herz wußte. Doch Schlafende zu töten war er nicht jung genug.

„Ich will dort hinauf!" sagte er jetzt zu Cortes.

Wie blutleer seine Lippen waren, ließ sich in der Feuerluft nicht erkennen; wohl aber wie leidvoll sie bebten.

„Ich verstehe Euch nicht, Ordás. Wo hinauf?"

„Auf den Berg, auf den Krater! Noch heute Nacht, jetzt gleich will ich hin! Ihr müßt mir Begleiter geben!"

„Ihr seid nicht bei Verstand!" rief Cortes. „Habt Ihr Heimweh nach der Hölle?"

Es kostete viel Überredungskunst, ihm das selbstmörderische Vorhaben auszureden. Ganz ausreden ließ er sich's nicht, doch willigte er schließlich ein, die Vollführung des Planes zu verschieben. Im Norden lag die Stadt Tlascala und — jenseits der nördlichen Paßhöhe — Cholula, die heilige Stadt, welche zu besuchen Cortes dem so sterblich in Marina verliebten Königssohne versprochen hatte. Aber von Cholula aus führte der Weg nach Mexico dicht am Popocatepetl vorbei.

„Bis dahin wird die Glut verraucht sein!" meinte Cortes.

Diego de Ordás nickte, obschon ihm der Doppelsinn des Ausspruchs nicht zum Bewußtsein kam.

8.

In der Nacht vor der entscheidenden Tlascaltekenschlacht hatte das ganze Heer gebeichtet und kommuniziert; daher fehlte es Pater Olmedo an Abendmahlwein. Den Auftrag, zwei vergrabene Malvasierflaschen aus Vera Cruz zu holen, erteilte Cortes dem Reiter Enrico Lares. Nicht bloß des Weines wegen wurde der Bote ausgesandt. Cortes

legte Wert darauf, daß der Rollende Stein im Roten Berge, daß der dicke Kazike in Totonacapan und das Schwelende Holz an der huaxtekischen Küste möglichst bald von seinem Triumph erführen. Lares sollte deshalb Escalante und die siebzig zurückgebliebenen Kranken und Krüppel auffordern, die erfolgreichen Gefechte und das Friedensangebot Tlascalas mit einem Jubelbankett, mit Vivatrufen und Freudenschüssen zu feiern und durch die wehenden Wimpel der festlich beflaggten Stadt Vera Cruz den benachbarten Indianervölkern vor Augen zu führen, wie sehr das Kriegsglück die weißen Götter begünstigte.

Zwei Begleiter wurden Lares als Wegweiser mitgegeben — außer einem Totonaken auch ein Mexikaner, einer der zwanzig Palastbeamten des Rollenden Steines. Beide waren Schnelläufer, vermochten ohne Ermüdung mit dem Pferde Schritt zu halten. Der Totonake hatte Gelegenheit gefunden, sich etliche spanische Brocken anzueignen, so daß eine Verständigung einigermaßen möglich war.

Die gleiche Straße, die das Heer auf dem Hinweg gezogen, schlug nun Lares ein. Berge, Täler, Bäche, Felder, Bäume erkannte er wieder, wie sehr auch Friede, Stille und Einsamkeit die Landschaft verwandelt hatten. Gräser, zertreten jüngst von La Medinas tanzendem Fuß, richteten sich mählich wieder auf, Halme schaukelten im Winde, wo Kastilier und Tlascalteken eben noch Heldentaten und Greuel vollführt hatten. Der Weg war nicht mehr leichenbesät: denn die Indianer bargen ihre Toten.

Und nicht unbewacht war diesmal die große Mauer. Doch die Grenzwächter wußten bereits, daß Kreuz und Pfeil

Freundschaft geschlossen. Lares ritt durch das turmartig aufragende Tor, befand sich auf mexikanischem Boden. Er trabte am Weißen Mondgefilde vorbei, näherte sich dem Roten Berge. Fern an einem Waldsaume erblickte er ein Rudel Hirsche und Sedeños entflohenes Graufohlen glaubte er unter ihnen zu erkennen. Trank es noch am Euter der Hirschkuh oder äste es schon mit den anderen? . . . Und er entsann sich, wie er mit Alvarado, María de Estrada und Domínguez dem Tiere nachgesetzt, und wie die Amazone, nachdem man die Verfolgung aufgegeben, Indianeraugen im Gebüsch hatte blitzen sehen . . . Auch ein anderes Jagdabenteuer fiel ihm ein, sein erster — bald nach der Landung an den Dünen — mit Alvarado und Domínguez unternommener Austritt —: durch einen Hirsch in einen Wald gelockt, hatten sie die an einen Baumast gehängte europäische Kleidung des Melchorejo, des aus Kuba mitgebrachten Indianersklaven, gefunden . . . Und da späterhin auch Melchorejos Gefährte, Julianillo, das Weite gesucht, sann nun Lares darüber nach, ob es nicht die Augen eines dieser zwei Karaiben gewesen, welche María de Estrada im Gebüsch hatte blitzen sehen. Doch der Gedanke hatte wenig Wahrscheinlichkeit für sich; — eher war anzunehmen, daß sie längst verspeist waren bei einem kannibalischen Festmahl . . .

Wie am Weißen Mondgefilde, so zog Lares auch am Roten Berg, ohne die Stadt zu betreten, vorbei. Doch entließ er angesichts der Türme und Wälle den Palastbeamten des Rollenden Steines, damit er seinem Herrn Kunde vom Umschwung in Tlascala gebe.

Nur noch vom Totonaken begleitet, setzte Lares die Reise fort. Schon lag der Rote Berg weit hinter ihnen, als ihnen ein Trupp mexikanischer Speerträger begegnete. Lares sah, daß die Mexikaner zwei gefesselte Kriegssklaven mit sich führten. Doch erst als sie nahe herangekommen, erkannte er — und maßlos war sein Erstaunen — daß die beiden Opfersklaven jene entlaufenen, um die Augen bemalten „grinsenden Teufel" Melchorejo und Julianillo waren!

„Wo führt man euch hin, ihr Halunken?" rief er sie auf spanisch an.

„Nach Mexico, Señor, zum König Montezuma!" antworte Melchorejo grinsend, obgleich ihm Tränen der Selbstbemitleidung über die Backen rollten.

Eine Verständigung mit den mexikanischen Kriegern war unmöglich. Lares besprach sich — so gut es ging — mit dem Totonaken. Durch ihn ließ er den Mexikanern eröffnen: diese Opfersklaven seien Eigentum der weißen Götter und sie nach Mexico zu Montezuma zu bringen, ginge nicht an.

Der Anführer — am gegabeltem, roten Federkopfschmuck kenntlich — ließ darauf den Sohn der Sonne fragen, was mit den Sklaven geschehen solle? Ob er Anspruch auf sie erhebe?

Lares sah ein, daß er nicht imstande sein würde, die beiden Ausreißer an erneuten Fluchtversuchen zu hindern. Er gab daher zur Antwort, die Sklaven müßten nach Tlascala geschafft werden, wo sich das Feldlager der weißen Götter befinde.

Der Trupp setzte den Weg nach Westen fort. Die kühllächelnden Gesichter der Mexikaner ließen nicht erraten, ob man gewillt war, den unerbetenen Ratschlägen des weißen Mannes Gehör zu schenken. Die kalte Zurückhaltung entging Lares nicht. Einen Augenblick schwankte er, ob er ihnen nicht nachreiten, sich die Sklaven doch ausliefern lassen solle. Melchorejo und Julianillo hatten mancherlei gesehen und beobachtet, sie konnten in Mexico Schaden stiften . . . Doch Lares war an den Auftrag gebunden, Wein aus Vera Cruz zu holen. So beruhigte er sich denn dabei, daß die Mexikaner nicht wagen würden, den Anordnungen eines Sohnes der Sonne zuwiderzuhandeln. Und weiter ritt er ostwärts ins Land der Totonaken.

9.

Und er langte schließlich in Sempoalla an, trabte zwischen den weißgetünchten Mauerwänden — den Silberhäusern des Ritters Ordás — den Palasthügel hinauf und ließ sich vom dicken Kaziken beweihräuchern. Der christliche König der christlichen Stadt war in der Zwischenzeit oft von der Sorge heimgesucht worden, die alten mißhandelten Götter könnten eines Tages die Tempelstufen wieder emporklimmen und über ihn zu Gericht sitzen, der er dem Gotte Dios und der Göttin Santa Malia diente. Seine Enthaltsamkeit — er aß kein Menschenfleisch mehr — hatte ein schlechtes Gewissen. Von solchen Beklemmungen befreite ihn die Siegesnachricht. Denn endgültig war damit dargetan, daß die alten

Götter tot, leichentot blieben, unfähig ihre zertrümmerten Körperteile zusammenzufügen. Ihre einstigen Priester — blankgewandet nunmehr, getauft, geschoren, mit Tonsuren versehen — mußten auf königlichen Befehl, zur Feier des Sieges, in großer Prozession durch die Stadt schreiten, sich die Ohren blutig ritzen, Papierfähnchen schwingen und Muscheltrompeten blasen. Mit Enrico Lares, dem phantastisch geschmückten Pagen Orteguilla und einer Korona von Würdenträgern begab sich der dicke Kazike, an den Ellenbogen von seinen zwei Karyatiden gestützt, über den Rasenplatz zum Haupttempel. Dort traf auch die aus der Stadt zurückkehrende Prozession ein. Sie stiegen die Pyramidentreppe empor und vor dem Sanktuar oben, wo an Stelle eines hinabgeschleuderten Steingötzen das rosenumwucherte Ölbild der Heiligen Jungfrau aufgestellt war, opferten sie, schlachteten sie der christlichen Göttin dreihundert Hunde. Mehr Hunde waren in der Stadt nicht aufzutreiben gewesen. Es war ein Ersatzopfer und gut gemeint. Der alte Invalide Juan Torrés schüttelte zwar mißbilligend den Kopf, da er hundelieb war und allen Tieren zugetan; er fügte sich indes und sprach eine Litanei. Seine Wachskerzen flimmerten Sternen ähnlich im finsteren Sanktuar. Und nach der heiligen Handlung buken die Priester das Hundefleisch in Maiskuchen und verteilten diese an das jauchzende Volk.

Die dicke Prinzessin nahm die Botschaft vom Sieg mit der Würde entgegen, die ihr Benehmen stets auszeichnete. Sie erklärte: von den Söhnen der Sonne habe sie nie

anderes als Siegestaten erwartet; und der kleine weiße Gott, den sie unter dem Herzen trage, werde ebensolche vollführen. Da Doña Catalina India in anderen Umständen war und sich schonen mußte, ging sie nicht mit zur Pyramide, ließ sich's aber doch nicht nehmen, vor einem ihr von Cortes verehrten Messingkreuz eine Opferhandlung zu begehen; sie riß ihrem liebsten Orange-Blaufink den Kopf ab und beschmierte das Kreuz mit dem Vogelblut.

10.

Lares wollte gleich nach dem Gottesdienst sich wieder in den Sattel schwingen. Der dicke Kazike ließ das nicht zu und überredete ihn, die Abreise um einen Tag zu verschieben —: gegen Abend werde ein Festmahl veranstaltet und da dürfe der Gott nicht fehlen. Bei diesem Gespräch leistete der Page Orteguilla Dolmetscherdienste. Mehr als je war er der Liebling des dicken Kaziken. Die Wangen geschminkt, an allen Gliedmaßen mit Zierat behängt, in einer wallenden Perücke aus lockenähnlichen gelben Zacuanfedern, glich er einer bengalischen Bajadere. Lares war ein rechtwinkliger Reitersmann und ihm gefiel der Knabe nicht. Ihm gefiel nicht etwas Schmachtendes in seinem Wesen, etwas Morbides in seinem Aussehen. Eine sichtliche Veränderung war mit ihm vorgegangen. Ermattet blickten die blauumränderten Augen, eine Erschlaffungsfalte grub sich um den Mund ein.

In der schwülen Mittagsstunde, während der dicke Kazike sich schlafen gelegt hatte, wandelte Lares allein

im Palastgarten umher. Feuergelbe Falter und Honigsauger umschwirrten die Jaguarblumen. In der Nähe eines Fischteiches hörte er Stimmen, ein flüsterndes Kosen, leises Schreien und Gekicher. Zwei Kinder badeten dort, ein Knabe und ein Mädchen. Um sie nicht zu verscheuchen, stellte sich Lares hinter ein Gebüsch. Der badende Knabe war Orteguilla; die kleine Badende aber, unbekleidet wie er, war eine dreizehn bis vierzehnjährige Indianerin. Sie war bezaubernd hübsch, rosig, dünnschenklig, schmal an den Hüften, kindhaft um die Brüste. Orteguilla bespritzte sie mit Wasser, so daß sie, sich abwendend, die Hände vors Gesicht halten mußte. Dann haschte er sie, die tauchend und zaghaft kreischend vor ihm floh, bis er sie am langen schwarzen Haar erhascht hatte; und er bog ihr den Kopf nach rückwärts und küßte sie auf den blutroten Mund als ob er in eine rote Frucht hineinbisse. Sie riß sich los, kletterte ans Ufer; er setzte ihr nach, hinderte sie, in ihr weißes Hemd zu schlüpfen, indem er ihr das Hemd zerriß. Und er warf sie ins Gras.

Lares trat aus dem Versteck und rief Orteguilla beim Namen.

Das Mädchen stieß ein dumpfes Angstgestöhn aus, wand sich aus den Armen des Knaben empor und schlich sich davon.

„Wer ist dies Mädchen?" fragte Lares hart und streng.

„Sie ist meine Frau!" antwortete der Zwölfjährige.

„Laß solche Witze sein, Knabe, sonst schlage ich dich windelweich!" schrie Lares ihn an.

Die Augen des Pagen funkelten trotzig.

„Sie ist meine Frau!" wiederholte er. „Der König hat sie mir zum Geschenk gemacht, und wir haben Hochzeit gefeiert!"

Lares mußte mit Lachen kämpfen. Doch gelang es ihm, ernst zu bleiben.

„Das wird aufhören! Dafür werde ich sorgen! Der dicke Kazike ist ein Narr!"

„Was wird aufhören?" fragte der Knabe.

„Diese Dummheiten!"

„Sie wird nicht von mir lassen — und ich nicht von ihr!"

„Das werden wir sehen!" sprach Lares und schritt dem Palast zu.

II.

Da Lares im Palast erfuhr, daß der dicke Kazike immer noch schlief, und ihm nachträglich auch Bedenken kamen, ob er sich werde verständlich machen können, entschloß er sich, Juan Torrés, den Einsiedler Unserer Frau der blutroten Rosen, aufzusuchen.

Er schritt über den Rasenplatz, stieg die Pyramide empor. Die Tempeltreppe war durch die herabgewälzten Steinbilder arg beschädigt, war nirgend ausgebessert. Gras und Mauerlattich wucherten zwischen den zertrümmerten Stufen empor. Auf der obersten Terrasse, vor der Kapelle der María Santísima, fand Lares den alten Invaliden. Hingekauert auf einer abgeschlagenen riesigen Steinhand des zerschmetterten Huitzilopochtli — er selbst einem

Götzen nicht unähnlich, — saß der Alte unbeweglich da, mit einem heiligen Lächeln auf dem grau umbarteten Mund und den halberblindeten Triefaugen. Hunderte von Vögeln umgaben ihn, und furchtlos, als wäre er ein Steinbild, hüpften sie auf seinen Armen, Händen, Schultern und auf seiner struppigen Haarmähne umher. Er war wie überdeckt von einer lebenden, flatternden, zwitschernden Decke von sonnenbeglänztem Gefieder. Dort wimmelten neben und auf ihm Sperlinge — (heimisch in Anahuac und von den Mexikanern „Tempelvögel" genannt) — auch viele Turteltauben, Zedernvögel, Schwarzbrustzeisige, Quauhtotopotli-Spechte, Blauraben und einige kleine Aasgeier. Lares hörte, wie der Alte zu den Vögeln sprach:

„Ei, geht doch ihr Schelme! Wollt ihr auf mir nisten? Sucht euch ein dauerhafteres Haus! Und dann liebt euch und vermehrt euch — dazu hat der Herr alle Kreatur erschaffen!"

„Habt Ihr, Señor, keine vernunftbegabten Zuhörer, daß Ihr zur unvernünftigen Kreatur redet?" rief Lares.

„Meine Vögel sind kluge, christliche Vögel, Señor!"

„Aber Eure Ermahnung war weder klug noch christlich!"

„Warum? . . ."

„Es gibt zu viele Sperlinge auf der Welt und zu wenig Adler."

„Ich würde auch zu den Adlern sagen: — liebt euch! . . . Aber die Adler kommen nicht zu mir."

„Meint Ihr die Indianer?"

„Nein, das nicht . . . Die sind rechtschaffene christliche

Leute. Sie schlachten nur noch Hunde und Wachteln. Und sie helfen mir Kerzen drehen. Aber wenn ich vom Evangelium spreche, verstehen sie mich nicht — sie verstehen mich nicht so wie die Vögel . . ."

„Ihr solltet Mexikanisch lernen."

„Das ist zu schwer für meinen alten Kopf. Da müßte man ein Kind sein — wie der Page Orteguilla! Der spricht jetzt schon, als wäre er hier geboren!"

„Kein Wunder! Denn er hat eine gute Lehrerin!" bemerkte Lares.

Und er erzählte dem Einsiedler, wie er am Teich den Pagen mit der kleinen Indianerin ertappt hatte. Zur Rede gestellt, habe der Knabe trotzig erklärt, das Mädchen sei seine Frau.

„Das ist richtig," sagte Juan Torrés. „Im Königspalast ist die Hochzeit der Kinder gefeiert worden."

„Ist denn der dicke Kazike ganz von Sinnen?"

„Nein, das dürft Ihr nicht sagen, Señor! Er ist ein rechtschaffener christlicher Mann. Er tat es aus Herzensgüte . . ."

„Weil er vernarrt in den Knaben ist und ihn verhätschelt!" rief Lares empört. „Aus Affenliebe verdirbt er ihn durch Tabakrauchen, durch übermäßigen Pulquegenuß und durch diese Dreizehnjährige . . . Eine Sünde ist's! Wenn das nicht aufhört, geht der Knabe zugrunde! Und Orteguilla ist von unersetzlichem Wert für Cortes und unser Heer! . . ."

„Seht hier die beiden Turteltauben," sagte Torrés und zeigte auf ein sich schnäbelndes Taubenpaar; „sie

umflattern mich täglich, sie sind unzertrennlich. Möchtet Ihr sie trennen? .. Ich nicht! Ich nicht! Sünde nennt Ihr's? Ich wohne hier hoch über den Menschen, und große Sünden sehen von hier so klein aus! . ."

Lares brach das Gespräch ab. Der Alte war gar zu einfältig, schien ihm kindisch geworden. Lares sah ein, daß nur Escalante Abhilfe schaffen konnte. Denn beim Abschied von Sempoalla hatte ja Cortes Escalantes Hand ergriffen und ausgerufen: Dieser hier ist mein Bruder; was er sagt, sage ich; was er tut, tue ich; wenn er befiehlt, so gehorcht, wie wenn ich beföhle! . . . Es war anzunehmen, daß der dicke Kazike jedem Wunsch Escalantes Rechnung tragen würde.

Früh am nächsten Morgen ritt Lares nach Vera Cruz.

12.

Ein Turmwächter erspähte, daß ein Berittener sich der Stadt näherte, und alarmierte die Besatzung. Viele stellten sich auf die Mauerzinnen, um besser zu sehen; andere, nachdem sie Lares erkannt, strömten zum Haupttor hinaus, empfingen den Herangaloppierenden hüteschwenkend mit Zurufen, drängten sich um ihn, ihm die Hand zu drücken und wichen nicht von seiner Seite, bis er vor dem Stadthaus vom Pferd stieg, wo Escalante, der Richter Moreno Madrano, der Vielschreiber und Schönredner Alonso de Grado, der Schwätzer Pedro d'Jrcio und der auf zwei Stelzfüßen gehende Steuermann Gonzalo de Umbria zu seinem Empfang bereitstanden. Das Händeschütteln und Umarmen nahm kein Ende. Escalante

zog den Gast, um ihn aufatmen zu lassen, in das Stadthaus herein. Aber erst mußte Lares einen Becher mit rotem Alcantarawein trinken, kredenzt von der Mulattin Beatriz de Palacios, der Tochter der alten Portugiesin. Ihre zertrümmerte Schädeldecke war geheilt, ihr Geist war und blieb krank.

„Trinke auf unseren Sieg und aufs Gedeihen der Stadt, mein Bruder!" sprach sie zu Lares, denn alle Männer redete sie „Bruder" an. „Die Stadt ist mit Blut erbaut. Nur was mit Blut erbaut ist, hat Dauer . . . Mein Nest habe ich im Himmel erbaut . . . Ich will dir noch ein Geheimnis verraten, mein Bruder; unter dem Stadttor liegen vier Leichen begraben: ein toter Hahn, ein toter Affe, eine tote Viper, ein toter Mensch . . . Darum ist die Stadt so schön geworden, wie alles, was fluchbeladen ist! . . ."

Es war eine Anspielung auf den alten Suárez, ihren Gatten, den ihretwegen die wütenden Soldaten in der Tonne ertränkt hatten.

Peinlich berührt antwortete Lares nichts und ging mit Escalante ins Stadthaus hinein.

13.

In kurzer Zeit war die Stadt fertiggebaut, war schön wie ein limosiner Schmuckkästchen. Das Gefängnisgebäude, die kleine gotische Kirche, die dicken Festungsmauern frisch, blank, neu, gleichsam gefirnißt von Neuheit. Keine Kalkgruben und Mörtelkellen waren mehr zu sehen, kein Schutt, keine weiß gähnenden Fundamente, keine halbhoch ragenden Mauern. Die Arbeit war getan. Wenn auch

die siebzig zurückgelassenen Invaliden sich wenig Verdienst daran zuschreiben durften. Ihr Verdienst war es freilich, daß die Stadt — wie Beatriz de Palacios gesagt hatte — mit Blut erbaut worden war. Denn da der dicke Kazike wenig Maurer zur Verfügung stellen konnte — die meisten Handwerker taten Kriegsdienste und waren mit Cortes nach Tlascala gezogen — so holten sich die Kastilier aus den Vera Cruz benachbarten huaxtekischen Ortschaften Arbeiter, lieber aber noch Arbeiterinnen. Sie veranstalteten Raubzüge, Hetzjagden auf das rote Wild. Dabei floß Blut und immer wieder Blut; zeigten doch die Indianer wenig Neigung, sich freiwillig verknechten zu lassen. Diesem Treiben stand Escalante fern, es zu hindern jedoch fehlte ihm die Autorität. Das Schwelende Holz, der Statthalter der huaxtekischen Provinz, erhob Klage über Klage, drohte mit Gegenmaßregeln. Escalante beschwichtigte seine Abgesandten und gab Versprechen, die zu halten er nicht imstande war.

Anfangs hatten die Sklavenjagden einen Schein wenigstens von Berechtigung gehabt. Cortes hatte als Besatzung von Vera Cruz fast nur Krüppel, Verwundete und Kranke zurückgelassen. Und manche, deren Wunden schnell heilten, blieben, infolge des Klimas am Vómito negro (dem schwarzen Erbrechen oder gelben Fieber) erkrankt, auch weiterhin arbeitsscheu und untätig. Mehr oder weniger litten alle Weißen an einer krankhaften Faulheit, waren lustlos und gereizt durch den glühenden föhnartigen Meerwind, mit welchem der Flugsand, die Stadt in Wolken hüllend, in Lungen, Augen und alle Poren drang.

Die halbfertige Seefestung fertigzubauen gebot die Not. So hatten sie denn begonnen, sich skrupellos Arbeitskräfte zu holen, wo sie sie fanden.

Doch diese Gründe fielen jetzt fort. Es war inzwischen Ende September geworden, die Hochglut der Sommersonne hatte nachgelassen und mit ihr die Flugsandplage und das schwarze Erbrechen. Gemauert wurde nicht mehr in Vera Cruz. Aber die Kastilier, bedurften sie auch keiner Indianer mehr, mochten auf hübsche Indianerinnen nicht verzichten. Sich Menschenware aus der Umgegend zu holen, war ihnen zur Gewohnheit geworden. Müßiggang und Raublust stachelten die Unternehmungslust an.

Es hatten sich mehrere Räuberbanden in Vera Cruz gebildet, die unabhängig voneinander vorgingen. Durch totonakische — getaufte — Kuppler wurden sie benachrichtigt, wenn es schöne Mädchen zu erbeuten gab. Die Erbeuteten wurden redlich geteilt.

Anführer der vornehmsten dieser Banden war der schönrednerische Querulant Alonso de Grado. Vor zwei Monaten hatte er Cortes — erst mündlich und dann in einer kalligraphisch verschnörkelten Bittschrift — beweisen wollen, daß er sich besser als Escalante zum Kommandanten von Vera Cruz eignete; Cortes, der diesen Schlemmer, Lautenspieler und Zungendrescher richtig einschätzte und seine Selbstbewunderung ebenso wie sein Äußeres belächelte — (der nicht mehr junge Mann hatte ein dreimal gefaltetes, hängendes Unterkinn, einen winzigen schwarzen Schnurrbartflecken inmitten des glanzigen

Mondgesichts und hielt sich stets hintenübergebeugt) — hatte die Bittschrift nicht einmal entgegengenommen. Aber verwundet bei der Zerstörung der Götzenbilder in Sempoalla, sah Grado seinen Wunsch, an die Küste zu gelangen, dennoch erfüllt, und da es ihm nicht vergönnt war, der Hafenstadt als Alcalde vorzustehen, suchte er seinen Ruhm darin, der Erste unter Banditen zu sein. An Dorfschönen fehlte es in seinem Harem nicht; doch er wollte höher hinaus.

Ihm hatte sich unter anderen Pedro d' Ircio — der einstige Reitknecht des Grafen de Urueña und Galan der mannstollen Grafentochter — angeschlossen. Gekränkt, weil ihm zu Ohren gekommen war, daß er bei seinen Kameraden der Agramant ohne Taten hieß, unterfing er sich, den Beweis zu liefern (sei's auch am untauglichen Objekt), daß er's dem König von Afrika und Gegner des Rasenden Rolands gleichtun könne.

Dieser Bande gehörte auch der Steuermann Gonzalo de Umbria an, dem Cortes die Füße hatte abhauen lassen. Zum Krüppel geworden, hatte er nichts von seiner Wildheit eingebüßt; und da unter Raubgesellen sich keine Gelegenheit bot, Aufwiegler zu sein, war sein Korsarenblut mehr denn je auf Plünderung und Mädchenschändung erpicht. Ebenso flink wie einst lief er nun auf Stelzen einher und wurde an Freibeuterzügen um so weniger gehindert, als er, wie auch Alonso de Grado, d'Ircio und Beatriz de Palacios, sich von totonakischen, königlichen Sänftenträgern jeweils an den Ort des Überfalles herantragen ließ.

Denn auch die wahnsinnige Mulattin war stets dabei. Seitdem ihre Schädelwunden geheilt waren, lebte sie zügellos und schamlos, ohne sich ihrer Verderbnis bewußt zu sein. Als einzige Weiße unter siebzig Soldaten, gehörte sie den meisten an; und die meisten waren ihrer geisterischen Umarmungen überdrüssig. Jetzt suchte sie sich ihre Beute unter jungen Indianersklaven, sie trank mit ihnen, setzte sich ihnen auf den Schoß, biß ihnen den Hals wund, lachend und küssend, sah sie mit ausdruckslosen Augen an und kreischte toll wie die blauen Araras, die großen Dickschnabelpapageien, bis man sie sinnlos trunken zu Bett bringen mußte

14.

Im Stadthaus führten Escalante und Lares ein ernstes Gespräch.

„Wenn Ihr die Rückreise antretet," sagte der alte Kommandant mit besorgter Miene, „werde ich Euch bis Sempoalla begleiten, um dort nach dem Rechten zu sehen. Cortes, der sich viel von den Dolmetscherdiensten des Orteguilla verspricht, würde es mir nie verzeihen, wollte ich die Dinge laufen lassen wie sie laufen . . . Aber ungern, das kann ich nicht leugnen, verlasse ich Vera Cruz, und wär's auch nur für einen Tag."

„Von der Küstenbevölkerung droht doch keine Gefahr?" fragte Lares.

„Nein. Nur von uns Weißen! Wir treibens hier arg! . . . Und die gutmütigste Rothaut greift zur Waffe, wenn Schwester, Weib oder Tochter angetastet wird . .

Bisher gelang es mir immer noch, das Schlimmste abzuwenden und meinen Nachbar, den mexikanischen Statthalter, zu beschwichtigen . . . Seinen Friedenswillen und Freundschaftsbeteuerungen führt der Mexikaner immerzu im Munde — doch was davon zu halten ist, weiß ich seit einigen Tagen."

„Was ist vorgefallen?"

„Ich erfuhr, daß Melchorejo und Julianillo aufgegriffen wurden und sich im Gewahrsam des Statthalters befänden. Darauf ließ ich ihn auffordern, mir die beiden entlaufenen Sklaven auszuhändigen. Das lehnte er mit höflichen Redensarten ab und schützte vor, er habe die beiden bereits an Montezuma nach Mexico gesandt."

„Das kann ich bestätigen!" rief Lares.

Und er erzählte, wie er unterwegs dem Trupp begegnet sei und den eskortierenden Mexikanern befohlen habe, die Gefangenen nach Tlascala zu Cortes zu führen.

Escalantes dürren Finger zupften und stocherten mißmutig am schlohweißen Knebelbart herum.

„Ich bezweifle, daß hochmütige Mexikaner sich einen Deut um die Wünsche eines weißen Mannes kümmern werden, Señor!"

„Was konnte ich sonst tun!" sprach Lares kleinlaut. „Weder Euch noch mich trifft Schuld und höchstens das Schicksal, welches diesem König Montezuma Kundschafter in die Hand spielt!"

Die Bewohner von Vera Cruz feierten den Friedensschluß mit Tlascala, so wie Cortes angeordnet hatte, mit Vivatrufen und Freudenschüssen, beflaggten die Stadt.

Nachdem gegen Abend in der Kirche ein Dankgottesdienst abgehalten war, versammelte man sich im großen Sitzungssaal des Magistratsgebäudes zu einem Bankett. Es war bereits bekannt geworden, daß Escalante tags darauf nach Sempoalla reiten und den Richter Moreno Madrano zu seinem Stellvertreter ernennen wollte. Mehr noch als die Nachricht vom Sieg beschäftigte die bevorstehende Abwesenheit des Kommandanten die Gemüter. Die Zügel in seiner Hand waren nicht straff, wurden aber doch als lästig empfunden. Allerlei Hoffnungen tauchten empor, schwebten verlockend durch den Festsaal.

„Wißt Ihr, wen wir hier feiern?" fragte d'Ircio seinen stelzfüßigen Nachbarn.

„Die Dummheit der Tlascalteken und unsere Gottähnlichkeit!" antwortete der Steuermann bärbeißig.

„Nein! die anbrechende Freiheit!"

„Sagt lieber die ausbrechende oder die einbrechende!" verbesserte ihn Gonzalo de Umbria.

Mit tosendem Beifall wurde Lares, als er mit Escalante den Saal betrat, von der vollzählig anwesenden Kolonie empfangen. Alonso de Grado erhob sich und hielt eine ölige Begrüßungsrede. Bescheiden dankte der Reiter. Dann sprach auch Escalante, setzte die Bedeutung des Sieges ins rechte Licht und schloß, indem er Lares aufforderte, der versammelten Stadt die wunderbaren Begebenheiten vorzutragen.

Klar und rund, in schlichter, soldatischer Weise, trug Lares eine Epopöe vor. Nach wenigen Worten erzwang er sich die Aufmerksamkeit der Zuhörer. Die Spötter verstummten

Während er berichtete, wurde Grado aus dem Saal gerufen. Er blieb lange draußen. Und als er zurückkehrte, hatte Lares seine Erzählung beendet. Jetzt wurde nur noch geschlemmt, gezecht, gelacht und gestritten. So laut war das Stimmengewirr im Saal, daß Grado nicht zu befürchten brauchte, sein Geflüster mit d'Ircio und Gonzalo de Umbría könnte von unbefugten Lauschern aufgefangen werden.

„Was gab's draußen?" fragte ihn d' Ircio.

„Mein blaugestreifter Totonake will sich Glaskorallen verdienen!"

„Verdient er sie?"

„Mehr als das! Und er selbst verdient in Gold gefaßt zu werden! So einen Kuppler gibt's auf der Welt nicht wieder!"

„Was hat er ausgekundschaftet?"

„Der junge Kazike, der Sohn des mexikanischen Statthalters, geht morgen mit seinen Leuten ins Hochgebirge, auf die Pumajagd. Sein kleines Bergschloß bleibt so gut wie unbewacht . . ."

„Oho!"

„Der junge Kazike hat ein schönes Weib — Ihr habt sie ja gesehen neulich, wie sie zur Sänfte hinausblickte . . . Sie reiste mit starker Bewachung, drum mußten wir's verschieben . . . Nun trifft sichs gut, daß morgen auch Escalante uns keinen Strich durch die Rechnung machen kann . . ."

„Hm. Ist das nicht tollkühn?" meinte der Agramant ohne Taten.

„Bleibt daheim d'Ircio, wenn Ihr eine Memme seid! Tollkühn? Weil es eine Vornehme ist? Ich habe die Bauernmädchen satt!"

„Ja, vor der Sänfte neulich lief Euch das Wasser im Munde zusammen, Don Alonso! Anderen ging's nicht anders!" bemerkte Gonzalo de Umbria. „Füße habe ich nicht mehr, aber Augen habe ich noch im Kopfe! Und um für Euch eine indianische Prinzessin zu ergattern, sollen wir anderen das Leben wagen?"

„Ihr werdet nicht leer ausgehen, Gonzalo, der junge Kazike hat drei allerliebste Nebenfrauen, eine bezaubernder als die andere! Und was wagt Ihr denn? Das kleine Bergschloß liegt abseits, fern von menschlichen Wohnungen. Die Männer gehen mit ihrem Herrn auf die Jagd. Wir pirschen uns auf einem höhergelegenen Felsen heran, so daß das Schloß uns zu Füßen liegt. Wenn abends die Edeldamen sich auf dem flachen Schloßdach zum Nachtmahl niedersetzen, lassen wir unsere Musketen auf die Dienerschaft losknattern. Die Frau des jungen Kaziken und seine drei Nebenfrauen werden natürlich geschont . . ."

„Bis auf weiteres!" lachte d'Ircio, „bis wir sie hier in unseren Häusern haben . . ."

15.

Die Sonne stand schon hoch, als Lares mit schwerem Kopf sich von seinem Lager erhob. Er fand Escalante reisefertig und auf ihn wartend. Sie nahmen einen Imbiß ein und wollten sich eben zu den Pferden begeben; da hielt Lares den Kommandanten am Ärmel fest:

„Halt, Señor! Fast hätte ich ja die Hauptsache vergessen!"

Am vorhergehenden Tage war er, als Überbringer unerhörter Nachrichten, gezwungen gewesen, auf tausenderlei Fragen Bescheid zu geben; — so hatte sich ihm keine Gelegenheit geboten, die zwei Flaschen Malvasier auszugraben.

„Kommt in den Keller, ich zeige Euch, wo sie versteckt liegen", sagte Escalante.

Mit Spaten und Hacke bewaffnet stiegen sie in den Keller. Keinen seiner Diener oder Sklaven nahm der Kommandant mit, damit vom Geheimnis der vergrabenen Flaschen nichts ruchbar werde.

Auf eine Stelle unterhalb der Fensterluke zeigte er.

„Hier war es . . . Zwei Fuß tief war es! . . ."

Und sie fingen an zu schaufeln. Der Raum schimmerte helldunkel. Vom hochangebrachten Fenster herab prallte Tageslicht auf einen Teil des Kellerbodens; um so schwärzer dunkelten die Schatten ringsher. Das Fenster war zu ebener Erde, in Höhe der Gasse draußen, und hindurch sah man die Beine und Füße vorüberschreitender Menschen.

Die beiden Schaufelnden gruben, bis sie zwei Fuß tief gegraben hatten. Sie fanden die Flaschen nicht. Sie gruben tiefer, mit ebensowenig Erfolg. Sie gruben den halben Keller um. Nach einer Stunde gaben sie es auf.

„Räuber! . . ." zischte Escalante. „Aber vielleicht ist es gut so. Cortes wird daran ersehen, wie treu bewacht die Festung ist und was meine Aufsicht wert ist."

„Cortes wird gewiß darüber lachen!" beschwichtigte Lares.

„Besser wird er tun, es ernst zu nehmen! . . . Ich bin der Aufgabe nicht gewachsen! Sagt ihm das! Sagt ihm, daß er mich abberufen, daß er einen eisernen Besen, einen Alonso de Avila, hersenden soll, diesem Diebsgesindel den Daumen aufs Auge zu halten!"

„Wie konnten hier Diebe eindringen?" fragte Lares. „Die Kellertür war doch verschlossen! . . ."

Vom Fenster her ertönte ein helles Gekicher. Die Mulattin kniete dort und lachte irr zum Fenster herein.

„Die Tür war verschlossen, doch das Fenster war offen!" rief sie. „Suchst du die Flaschen, mein Bruder?"

„Was wißt Ihr von den Flaschen, Señora?" fragte Escalante.

„Drei Männer waren verliebt in sie und wagten die Entführung . . . Der eine hat keinen Namen, der andere hat keine Ehre, der dritte hat keine Füße . . . Mehr darf ich nicht wissen —: meine Augen sind offen, doch mein Mund ist verschlossen! . . . Flaschen sind wie Frauen — man muß sie entkorken, sie ausschlürfen! . . . Wer sie vergräbt, ist ein Blaubart!" rief Beatriz de Palacios lachend und lief davon.

Escalante und Lares ritten nordwärts nach Sempoalla. Eine Stunde später verließ Alonso de Grado mit seiner Bande Vera Cruz und schlug den südwestlichen Weg in die huaxtekischen Berge ein.

16.

Escalante konnte sich dem dicken Kaziken nicht verständlich machen. Orteguilla mußte gerufen werden. Orte=

guilla mußte gegen Orteguilla Klage führen. Das war viel verlangt. Der Knabe wand sich wie ein Aal, übersetzte wissentlich falsch, jeden Satz dichtete er um, erdichtete ganze Fabeln. Am zufriedenen Lächeln des dicken Kaziken war zu erkennen, daß der kleine Dolmetscher nichts von seinem Indianerweiblein sagte, dessen Entfernung von Escalante gefordert wurde. Lares, der zugegen war, merkte das bald und fuhr den Pagen an:

„Höre! Du hast bisher gelogen, Orteguilla! Wenn du damit fortfährst, so nehme ich dich mit nach Tlascala, und Don Hernando wird dich auspeitschen lassen!"

Der dicke Kazike fiel auf die Knie und hielt die feisten Hände mit den weißbemalten Fingernägeln dem Sohn der Sonne flehentlich gefaltet unter die Nase. Ohne ein Wort zu verstehen, begriff er, daß man ihm seinen Liebling entreißen wollte. Kläglich jammernd brachte er Bittworte vor.

„Was sagt er?" fragte Escalante.

„Er sagt: Ihr sollt mich nicht töten!" antwortete verstockt und sehr bleich der Page.

Doch die Drohung des Lares blieb auch auf ihn nicht ohne Wirkung. Nach Tlascala mitgenommen werden, hieß, der kleinen Freundin für immer Valet sagen. Während hier in Sempoalla, mochte sie auch gewaltsam von ihm getrennt werden, immer noch die Möglichkeit und Hoffnung verblieb, von Zeit zu Zeit die Geliebte zu sehen, vielleicht heimlich mit ihr zusammenzutreffen . . .

„Überlege es dir, Orteguilla, und sei vernünftig!" ermahnte Lares.

„Ich habe es mir überlegt . . " murmelte der Knabe, plötzlich weich werdend. Und er brach in ein lautes Schluchzen aus.

Der dicke Kazike küßte ihn, streichelte ihm über die Papageienfederperücke, fächelte ihn mit einem perlgestickten Fächer.

Escalante mußte seine Ansprache an den Totonakenkönig von neuem beginnen; und diesmal übertrug Orteguilla Satz für Satz wörtlich. Die Einwände des dicken Kaziken wurden widerlegt, sein Einverständnis erzwungen. Er weinte mit Orteguilla, nahm sich einen Edelsteinstab aus dem Ohr, den Knaben damit zu beschenken, und flüsterte ihm etwas zu. Durch Tränen lächelte Orteguilla.

„Was flüstert er?" fragte Lares.

„Ich will nicht lügen," erwiderte der Page, „er sagt: er wird mir morgen eine andere Frau schenken!"

Auch das wurde dem König verboten. Ach, er war kein König mehr.

Nun wollte Escalante die kleine Indianerin rufen lassen, um ihr die Aufhebung der Ehe mitzuteilen. Aber Orteguilla widersetzte sich. Er selbst wolle sie benachrichtigen, rief er und eilte hinaus in den Palastgarten.

Dort wartete die Dreizehnjährige auf ihn. Was ihnen bevorstand, wußten beide Kinder seit dem ersten Besuch des Lares. Gefaßt und trockenen Auges hörte jetzt das Mädchen den Knaben an. Sie war älter, ein kleines Weib. Und sie tröstete ihn.

Escalante, Lares und der dicke Kazike waren ins Portal des Palastes getreten, und beobachteten von weitem den Abschied der Kinder.

„Niemand kann uns trennen!" sprach das Mädchen.

„Wir werden uns wiedersehen!" weinte Orteguilla.

„Wir werden uns immer angehören!" fuhr das Mädchen fort, „und zum Zeichen dafür will ich dir einen Pinienapfel pflücken!"

Flink wie ein Eichhörnchen klomm sie an einem Pinienstamm empor, schaukelte bald masthoch über dem erstaunt blickenden Knaben. Mit einem Zapfen in der Hand winkte sie ihm.

„Schau, wie ich dich liebe! Dein bleibe ich für immer!" rief sie, und mit einem schrillen, jauchzenden Aufschrei warf sie sich in die Tiefe.

Wimmernd kniete Orteguilla neben ihr. Mit gebrochenem Rückgrat lag sie da, schwarzrotes Blut quoll ihr aus Nase und Mund.

Lares trug den ohnmächtigen Knaben in den Palast.

17.

Die erbetenen fünfhundert Lastträger waren bei Sonnenaufgang zur Stelle, die Zelte wurden abgebrochen und auf Tragbahren verpackt. Da Pater Olmedo an Fieber krank war, hielt der Franziskaner Juan Diaz einen Dankgottesdienst ab, wobei der alte Soldat Alonso Durán als Chorknabe im weißen Spitzenröckchen administrierte. Von der Plattform der torre de la victoria — des kleinen Heidentempels — herab, wo man ein hölzernes Kreuz aufgerichtet hatte, las der Licenciado mit den wulstigen Lippen Messe und predigte dem versammelten Heer.

Der Popocatepetl hatte sich ausgetobt, nun umtobten

ihn Gewitter. Und als plötzlich ein orkanartiger Windstoß sein Aschenregengewölk auseinander trieb, gewahrten die Kastilier voll Staunen, daß in der einen einzigen Nacht die gesamte weiße Schneekappe des Vulkans abgeschmolzen war. Die gläsern roten Adern der frischen Lavabrüche hoben sich glitzernd ab von schwarzverkohltem Gestein.

Und der Clérigo predigte von Jehova, der Josuas Heer als Wolkensäule voranzog, mit dem Hauch seiner feurigen Nüstern die Heidengreuel der Baalsdiener zerschmolz, bis die Kinder Israel das gelobte Land gewonnen, wo Milch und Honig fleußt.

Und Benito Bejel rührte die Trommel und Rodriguez stieß in seine lilienförmige Kupfertrompete. Der Heereszug setzte sich in Bewegung, kriegsmäßig, in strenger Ordnung, als ginge es zur Schlacht. Den Scharfschützen voraus die Kavalleristen; und ihnen voraus Diego de Ordás.

Aschenstaub rieselte herab und verschleierte die Sonne. Einem großen Monde ähnlich hing sie am Himmel, bleichgelb, eine strahlenlose Rundscheibe. Aschenstaub lag auf den Schultern der Schreitenden, auf den Rohren der Geschütze, auf Steinen, Gräsern und Helmen wie ein weißlicher Winterreif und versilberte das Felsental. Arm war der Freistaat, abgeschnitten vom Handel der Welt, überreich an Bergen und daher auch an Ödland; aber gerade die Armut hatte das Jägervolk — dessen Emblem der Pfeil war — gezwungen, jeden Streifen fruchtbarer Erde auszunutzen und den Urboden der Bergschluchten in Ackerboden zu wandeln. Nicht ohne Grund hieß Tlascala das „Brotland"

Der Weg führte an einem Wallfahrtsort, einem Kloster der Quaquiles, vorbei, jener der Weltbefreiungslehre des Heilbringers Quetzalcoatl zugetanen und den Menschenopfergreueln abholden Mönche, deren wundenheilender Glaube so tief Montezumas Schwester Papan bewegt hatte, daß sie schon im Begriff stand, sich in eines der Frauenklöster des Quaquile-Ordens aufnehmen zu lassen, als ihre Grablegung, Auferstehung und Gefangenhaltung die Absicht vereitelte. Verfolgt in Mexico, geduldet in Tezcuco, hatten die Mönche in Totonacapan und in Tlascala zahlreiche Klöster.

Übten sie ihren Einfluß vorwiegend auf kindliche, besonders weibliche Gemüter aus, so gab es doch auch zielbewußte Männer, ja Kriegshelden, wie der Herr des Fastens einer gewesen war, die ihren Bestrebungen Vorschub leisteten. Zu ihren Anhängerinnen zählten nicht nur Weiber des leidenden, nach Erlösung schmachtenden Volkes; auch Frauen von Kaufleuten besuchten die Klöster, ja selbst Gattinnen und Töchter der Ersten der Kriegerkaste.

Von Zypressen überragt war das kleine flache Gebäude. Nur zehn Insassen beherbergte es. Sie traten aus dem Tor, als das Heer nahte, in langen, bis auf die Füße herabreichenden Mänteln, deren schwarzes Gewebe mit winzigen weißen Kreuzen durchwirkt war. Das Haar trugen sie in Knoten gebunden. Eine vornehm gekleidete Indianerin, augenscheinlich keine Nonne, und drei Knaben im Alter von neun bis dreizehn Jahren waren mit dem Vorsteher des Klosters, einem hagern, ernsten Mann, gleichfalls auf die Straße getreten.

Von den Mönchen schleppten zwei eine hölzerne Leiter; ein dritter hielt eine Papierkrone in der Hand, geklebt aus buntgefärbten Agavepapierstreifen; ein vierter einen Napf mit Wachtelblut, und die übrigen hatten Räucherwerk in den Händen. Sie fragten einen der Totonakenhäuptlinge, wo der weiße Gott sei. Und man zeigte ihnen den stolz dahertrabenden Hirschmenschen mit dem blonden Vollbart und dem grünblau blinkenden Stahlhelm und Stahlharnisch.

Die Sänften Marinas und des erkrankten Paters Olmedo wurden herbeigetragen. Das Heer machte halt. Cortes, hoch zu Roß, nickte herablassend.

Der Vorsteher des Klosters redete ihn als Stern des Morgens an, den Erwarteten, den seit Jahrhunderten Herbeigesehnten, der vom Ostmeer gekommen sei, den Völkern den Frieden zu bringen, die Tränen der Witwen und Waisen zu trocknen und die Zahl der Toten zu verringern, nachdem er — selbst ein Toter — zu den Toten hinabgestiegen und vier Tage lang ein Knochen gewesen sei . . .

Cortes fiel die Ähnlichkeit mit dem christlichen Bekenntnis auf. Er konnte sie sich nur als Machenschaft des Teufels erklären.

„In den verführten Seelen dieser armen Heiden närrt und verzerrt Satan unseren Glauben wie in einem Hohlspiegel!“ rief er aus.

„Oder sollte der heilige Apostel Thomas, der die Völker am Ganges bekehrt hat, bis hierher gewandert sein? . .“ fragte Pater Olmedo nachdenklich.

Der Quaquile bat um die Vergünstigung, den Sohn der Sonne so ehren zu dürfen, wie man die Götter ehrt.

Cortes hatte nichts dawider einzuwenden.

Da stellten die Mönche die Leiter an Romos Flanke, lehnten die oberste Sprosse an die Stahlbrünne des weißen Gottes. Der Vorsteher des Klosters stieg die Leiter hinauf und durch Marinas Vermittlung bat er Cortes, den Helm abzunehmen.

Cortes kam dem Wunsche nach und ließ sich geduldig die Papierkrone aufs Haupt stülpen. Einer der Mönche reichte den Napf empor. Da Cortes sah, daß der Napf Blut enthielt, wurde er stutzig und fragte, was damit geschehen solle.

Das Blut werde ihm über das Haupt gegossen werden, lautete die Antwort.

Nun hatte sich aber Cortes mit besonderer Sorgfalt gekleidet, um beim Einzug in Tlascala als Siegesheld und höheres Wesen bewundert zu werden. Vor der Stadt sich umzukleiden und zu säubern, war nicht tunlich. Er beriet sich mit Velázquez de León und Alvarado.

„Ei, was ein Götze sein will, muß sich Salböl gefallen lassen!" meinte Alvarado. „Die in Tlascala werden Euch um so höher schätzen, wenn Ihr als Gesalbter des Herrn durch ihre Gassen reitet."

León und Olmedo stimmten dem zu. Und Cortes fügte sich.

Der Napf wurde ihm über den Kopf gegossen. Wie roter Lack troff das Blut an seinem gelbbraunen Haar,

rieselte in kleinen Rinnsalen über Stirn, Wangen und Kinn, fleckte auf dem Metall der Rüstung. Mit tiefen Baßstimmen sangen die Mönche ein uraltes Lied:

Und siehe, so lehrten unsere Väter, unsere Ahnen,
Und sie sagten: Uns machte, uns erschuf, uns richtete auf
Unser Schöpfer Quetzalcoatl, unser Prinz,
Und er erschuf Himmel, Sonne und den Erdherrn.

Jetzt winkte der Vorsteher des Klosters die Frau und die drei Knaben heran. Schüchtern, doch in vornehmer Haltung, nahten sie und grüßten nach Indianerweise.

Wer die Frau sei und was sie begehre? wurde der Quaquile gefragt.

Er gab Auskunft. Die Frau hieß Coanentzin, die Als-Schlange-Lebende. Eine heimliche Beschützerin des Quaquile-Ordens, entstammte sie dem Fürstengeschlecht Derer-im-Regenlande und war die Gattin eines der ersten Feldherrn Tlascalas, des Fürsten von Atlihuetza mit Namen der Fichtenzweig, eines Freundes des Prinzen Kriegsmaske. Voll Sehnsucht nach der Wiederkunft ihres Gottes, kannte sie seit der frühesten Kunde von der Landung der Weißen keinen höheren Wunsch, als dem Kreuzträger ihr Herz und die Herzen ihrer drei Söhne darzubringen. Der Wirrwarr in der vor Erwartung fiebernden Stadt hatte es ihr ermöglicht, unbemerkt herzukommen. Sie wollte als erste unter ihren Volksgenossen Christin werden, sofort sich und ihre drei Söhne taufen lassen, denn sie hatte erfahren, daß die Söhne der Sonne die Totonaken durch bloßes Wasser zu ihresgleichen gemacht hatten.

Cortes hätte ihren Wunsch gern erfüllt. Doch Pater Olmedo lehnte ab. Er war todmatt vom Fieber. Auch hatte man in Sempoalla schlimme Erfahrungen mit übereilten Taufen gemacht.

Der Frau wurde mitgeteilt, sie solle sich in der Stadt Tlascala melden; dort werde sie getauft werden.

Die Quaquiles und die Frau sahen sich ratlos an.

„In der Stadt kann es nicht geschehen!" sagte die Als-Schlange-Lebende mit schmerzlichem Lächeln.

Warum sie das meine? wurde sie gefragt.

Weil dort ihr Gatte, der Fichtenzweig, es hindern werde, sagte sie. Eher werde er sie und ihre Söhne umbringen, als zugeben, daß sie Christen würden. Nichts auf der Welt verabscheue er, hasse er mit so glühendem Haß wie das Kreuz und die Diener des Kreuzes . . .

„Sagtest du nicht, daß er ein Freund des Prinzen Kriegsmaske sei?" erkundigte sich Cortes.

„O Sohn der Sonne, o unser Herr! Dich haßt Prinz Kriegsmaske ebenso wie mein Gatte dich haßt. Doch besser weiß sein Gesicht zu verbergen, was das Herz denkt . . ."

„Prinz Kriegsmaske war allerdings unser Feind bis vor kurzem. Aber jetzt hat er Frieden mit uns geschlossen und uns gehuldigt."

„Ja, und gleich danach kam er zum Fichtenzweig. Und ich sah, wie sie dem Herdfeuer, dem alten Herrn, dem Türkisherrn, Maiskörner streuten. Und sie saßen viele Stunden zusammen und weinten vor Wut und fluchten dem Frieden!"

Zu León und Alvarado sagte Cortes:

„Wir wollen diese Worte in unser Gedächtnis buchen und zwar mit schwarzer Tinte, meine Herren, damit sie nie blaß werden, nie verwischen . . ."

Dann wandte er sich zur Tlascaltekin:

„Geh nach Hause, Frau, und sei ohne Furcht! Bei meinem Gewissen — du und deine Söhne werdet getauft werden! — ob es dem Fichtenzweig recht ist oder nicht!"

18.

Die Sehnsucht der Stadt Tlascala war ungebärdig geworden wie ein schreiendes Kind. Nun endlich ward sie gestillt. Durch den Schleier des stiebenden feinen Aschenschneefalles hindurch ließ sich die mächtige Staubwolke des Christenheeres, ließen sich die Christenbanner deutlich und immer deutlicher erkennen. Zu Hunderten strömten die Stadtbewohner aus dem großen Steintor der Umfassungsmauer den Kommenden entgegen, und kargten mit Zurufen und Freudenbezeugungen nicht.

Störrischer als sonst war die unfruchtbare Grauschimmelstute des Diego de Ordás, mehr als einmal blieb sie stehen, rupfte sich Grashalme vom Wegrand und war nicht von der Stelle zu bringen. Ordás zersägte ihr mit der Kandare das Maul, kitzelte, schrammte, ritzte ihr die Weichen mit den spannenlangen Rittersporen. Er wollte als erster am Ziel sein. Und er ritt, trotz allem, als erster in die Stadt ein — ganz kampferschöpft freilich und nicht minder arg mitgenommen als seine Stute. Silberne Häuser, wie einst in Sempoalla, fand

er nicht. Denn alle Häuser waren mit buntgemusterten Baumwolldecken, teppichähnlichen Matten und Blumenwerk behängt, verschwanden hinter Blumengewinden Auch quer über die Gassen waren balkendicke Blumenketten gespannt; so niedrig, daß Ordás sich niederducken mußte, um darunter traben zu können. Nachdem er durch mehrere Gassen gekommen, gelangte er in eine, wo die Girlanden noch tiefer hingen, ihm bis zum Sattel herabreichten. Sein Roß blieb stehen und beschnupperte die Blumen als wären sie Heu. Doch Ordás ließ sich nicht aufhalten. Mit eingelegtem Speer ritt er eine Attacke gegen die Blumen. Der Wucht seines Angriffes konnten die Blumen nicht standhalten. Niedergerissen, zerfetzt, zertrampelt lag die Girlandenpracht am Boden. Und erstrecht kamen Ordás und seine Stute nicht voran, ertrinkend im Blumenmeer.

Das Volk hatte nicht sogleich begriffen, daß der Angriff den Blumen galt, war auseinandergestoben, Greise, Frauen und Kinder stolperten, wurden gequetscht und überrannt bei der Panik, wälzten sich am Boden, kreischten. Doch das währte nicht lange. Man sammelte sich wieder um den entsetzlichen Hirschmenschen, magisch zu ihm hingezogen, voll Neugier und Grauen. Und man flüsterte sich Fragen zu. Was mochte ihn bewogen haben, gegen Blumen zu fechten? Warum war er mitten in der Gasse stehengeblieben? Was bezweckte er damit, was plante er? Weshalb drückte er sich selbst so wütend die Flanken?

Da glaubte einer der Umstehenden des Rätsels Lösung gefunden zu haben. Das Maul der armen Stute,

mißhandelt von der Kandare, war nämlich voll Schaum und der weiße Schaum war mit Blutstropfen gemengt. Das hatte jemand entdeckt und er raunte es seinen Nachbarn zu. Bald raunten es alle. Das war es! Der Hirschmensch hatte einen Menschen gefressen — darum war er blutig am Maul! Und jetzt rührte er sich nicht vom Fleck, weil er wieder Hunger nach Menschenfleisch hatte! Also mußte man ihn besänftigen, ihn sättigen und so verhindern, daß er seine Gier an den Greisen, Frauen oder Kindern Tlascalas auslasse.

Es wurde nach einem Opfersklaven geschickt. In kurzer Zeit war ein Opfersklave zur Stelle. Er wurde dem Hirschmenschen zum Fraß vorgelegt. Und da der Hirschmensch keine Anstalten machte, die Speise zu verschlingen, wurde er gefragt, ob man ihm den Sklaven erst schlachten und zerlegen solle?

Ordás verstand nicht, was die Leute mit ihrem Kauderwelsch wollten. Er bat sie auf spanisch, sein widerspenstiges Pferd nicht noch scheu zu machen; und da er dies unwirsch sagte, brachte er das Leben des Sklaven erstrecht in Gefahr. Zum Glück hatte ihn jetzt die Vorhut des Heeres eingeholt, mit den Kavalleristen kam auch Enrico Lares heran, der wenig von der Landessprache verstand, aber doch genug, um festzustellen, wie besorgt die Bewohner der Stadt um das leibliche Wohl ihrer Gäste waren. Den Kastiliern wurde das ein Anlaß zu überlauter Heiterkeit. Nur Ordás empfand, daß es schamlos war, die gutgemeinte Absicht des kindlichen Volkes so derb zu verlachen.

„Gesteht es ein, Ihr hättet Euch noch eine Weile als Minotaurus aufgespielt, wären wir nicht in der Nähe gewesen! Den Mut zur Lüge findet man leichter als den Mut zur Wahrheit!“ meinte Lugo spottend.

„Ich will lieber für ein Raubtier gehalten werden als für einen Heufresser!“ entgegnete Ordás.

Und höchst ernsthaft ließ er durch Lares den Tlascalteken für ihre Freundlichkeit danken.

19.

Die Stadt hatte zehntausend Feuerherde — was etwa einer Bevölkerungszahl von zweihunderttausend Einwohnern entspricht. Die Kastilier wurden an das maurische Granada, die umfangreichste und romantischste der Städte Spaniens, gemahnt. Sempoalla, das jüngst so angestaunte Sempoalla, erschien im Vergleich wie ein Dorf. Reicher zwar waren dort die Bewohner gekleidet gewesen. Seit mehr als einem halben Jahrhundert angefeindet und bedrängt von Mexico, war Tlascala verarmt, in den engen Gassen standen meist Lehmziegelbauten, nur hie und da sah man einen breitgelagerten Steinpalast; und mit Ausnahme weniger Kriegshäuptlinge trugen die Tlascalteken und Tlascaltekinnen bescheiden einfache Federzierate, da es an Papageienfederschmuck und erst recht an Goldschmuck fehlte. Verachtung und Mißachtung des Wohllebens, wie des Lebens überhaupt, Hochachtung vor dem Tode, Emsigkeit und Sinn für Ordnung waren die Tugenden dieses kriegsgewohnten Bergvolkes. Die Herbheit ihrer Lebensauffassung erschloß

sich nicht auf den ersten Blick, und bunt genug war das Bild, das sich den Einziehenden bot. Ein kaleidoskopisch wirbelndes Farbenspiel — jeder Stamm hatte seine besonderen Gewänderfarben, alle grell leuchtend, hier in der Heimat der Bergkoschenille. Noch waren den Kastiliern die Zentren der toltekischen Kultur — Cholula, Tezcuco und Tenuchtitlan — unbekannt, darum starrten sie Tlascala mit seinen großen und kleinen Marktplätzen, Töpfereien, Barbierstuben und Badeanstalten als das seltsamste der bisher erlebten Wunder an und glaubten sich mehr denn je in die Märchenwelt des Romans Amadis de Gaule versetzt.

Auf vier felsigen Hügeln erbaut, war die Stadt durch den Zusammenschluß von vier alten Städten entstanden, deren Bewohner je einem der vier Hauptstämme des Landes angehörten. Der höchste und steilste dieser Felshügel, gekrönt durch den festungsartigen Palast des Offenen Gesichtes, fiel jählings zum Ufer des die Stadt durchfließenden Zahuapan ab. Durch hohe aus Quadern erbaute Mauern und Tore waren die Stadtviertel voneinander abgegrenzt. Am ersten dieser inneren Stadttore hatte König Truthahn, pomphaft umgeben von allen Häuptlingen Derer-im-Regenlande seinen Stand genommen. In behandschuhten Händen hielt er einen prachtvollen Strauß Kienfackelblumen und reichte sie dem vorbeireitenden Cortes mit überschwenglichen Begrüßungsworten hin. Am nächsten Tore erwartete das Offene Gesicht, der König Derer-auf-den-Bergen, das Christenheer; und seine Gabe an Cortes war ein Strauß Maiskolben-

blüten. Am dritten Tor, wo Die-unter-den-Pinien wohnten, stand der Rauchende Schild und beschenkte Cortes mit einem Strauß von maulbeerfarbenen Ohrenblumen. Indes nicht am letzten Tor hatte sich das Stammesoberhaupt Derer-auf-der-Kalkerde, der hundertjährige König Xicotencatl, die Sammelnde Biene, aufgestellt — seines Alters wegen harrte er an den niedrigen Treppenstufen vor seinem Palaste. Er übergab Cortes einen Strauß Rabenblumen. Und dann lud er ihn ein, ihn und das Heer der weißen Götter, in seinem Tecpan Wohnung zu nehmen. An Raum fehle es nicht im weiten Gebäude; seien doch seine vielen Söhne durch den Rosenkrieg hingerafft worden.

Vom Sattel herab verbeugte sich Cortes tief zum Dank, zwang Romo, vor dem Greise niederzuknien, und mit vielen artigen Redewendungen nahm er die angebotene Gastfreundschaft an.

„Diese Menschen sind ja Blumen, sind ja gar nicht Menschen!" bemerkte Velázquez de León. „Ein Zauberer muß uns die Augen behext haben, daß wir sie in Menschengestalt sehen. Sie sind nicht grausam, wenn sie Grausames tun: sie sind gedankenlos, herzlos, anmutig wie die Blumen, von denen sie so närrisch viel Wesens machen, weil sie sich ihnen verschwistert fühlen."

20.

Sofort nachdem das Heer in den fürstlichen Sälen das Quartier aufgeschlagen hatte, ging Cortes daran, den Tecpan in eine Burg umzuwandeln. Er ließ die Singende

Nachtigall vor den Haupteingang, die anderen Kartaunen, Feldschlangen und Falkonette vor die seitlichen und hinteren Palasttore auffahren, so daß alle angrenzenden Gassen bestrichen werden konnten. Auch postierte er Schildwachen und verbot fürs erste seinen Soldaten, das Quartier zu verlassen. Innerhalb der Mauern stand ihnen frei, sich mit Würfelspiel, Trinkgelagen und den von Marina geschenkten Mädchen die Zeit zu vertreiben. Für leibliche Genüsse, Wildpret, Obst und Pulque, war zur Genüge gesorgt. Und so geräumig war der Tecpan mit seinen Nebengebäuden und Gartenhäusern, daß die Christen, Dirnen und totonakischen Bundesgenossen — an die dreitausend Menschen — in ihm ohne Gedränge Platz fanden, im Labyrinth seiner riesenhaften Empfangssäle sich verlieren, im Palastgarten einsam umherwandeln konnten.

Schüchtern wagte es Marina, Cortes vorzuhalten, daß er das gutherzige Volk durch seine Vorsichtsmaßregeln kränke. Und sie fragte ihn, warum er den Tlascalteken nicht traue?

Cortes wollte ihr die Antwort nicht geben, die er einem Alvarado gegeben hätte: daß Indianer Indianer bleiben . . . Er rief ihr die Aussagen der Als-Schlange-Lebenden ins Gedächtnis über den treubrüchigen Haß des Prinzen Kriegsmaske und seines Freundes, des Fichtenzweiges.

Marina schüttelte den Kopf. Sie, die von ihrer eigenen hochverräterischen Untreue nichts wußte, war unfähig, die Treue der beiden einzigen aufrechten Männer

Tlascalas zu erkennen oder gar anzuerkennen. Nach Jahren, als sie es konnte, war es zu spät . . Die beiden Hitzköpfe seien ohne Einfluß, meinte sie, und ihre hilflose Wut werde nie den Rat der Alten bewegen, eine Treulosigkeit zu begehen oder gutzuheißen. Sie kenne sich besser aus in den Seelen der Indianer und könne dafür einstehen, daß es keine verläßlicheren Feinde und keine verläßlicheren Freunde gebe als die Tlascalteken. In alle Zukunft würden sowohl die vier Könige wie der Senat und der Adel Seite an Seite mit den Christen siegen oder sterben. Und was das niedere Volk anlange, so seien von ihm Feindseligkeiten keinesfalls zu erwarten, da es, beim heutigen Einzuge durch Lügenmärchen der Totonaken mit Furcht und Ehrfurcht erfüllt, die weißen Götter mehr denn zuvor für leibhaftige Götter halte.

Was das für Lügenmärchen gewesen seien, fragte Cortes.

Mit herzlichem Lachen erzählte nun Marina, daß die Totonaken, durch frühere Vorfälle gewitzigt, annahmen, und wohl mit Recht annahmen, in der Volksmenge müß-ten sich verkleidete Sendlinge Montezumas befinden, und sie gaben daher auf Fragen, die über die Christen an sie gestellt wurden, mehr Auskunft, als sich mit der Wahrheit verträgt. Das taten sie, damit es weit und breit, auch jenseits der Großen Mauer, nachgesprochen werde. Sie erklärten die weißen Götter für unverwund-bar und für unsterblich. So mächtig seien sie, daß jede Nacht die Götter Anahuacs zu ihnen gepilgert kämen, um ihnen zu opfern und sie anzuflehen, sie möchten

außer Landes ziehen. Alle Fabeln über die menschenfressenden Hirschungeheuer wurden von den Totonaken bestätigt und ins maßlose übertrieben. Den Hund Becerrico bezeichneten sie als den Gott der Raubtiere, und seine lange aus dem offenen Rachen herabhängende Zunge beschrieben sie als eine rote Giftschlange. Von den Negersklaven sagten sie, daß sie geschwänzte schwarze Götter wären, und sie hätten in ihren Mänteln hinten eine Öffnung — um den affenähnlichen Schwanz durchzustecken, wenn sie sich setzen wollten. Die weißen Göttinnen aber seien menschengesichtige Vögel und nachts flögen sie im Lande umher, um Männer der Augen und der Herzen zu berauben . . .

21.

Gegen abend veranstaltete Tlascala den Gästen zu Ehren auf dem großen Marktplatz ein rauschendes Tanzfest, bei welchem fünftausend Teilnehmer in farbenfunkelnder Tänzertracht ihre chorartigen Aufzüge ausführten. Durch eine Abordnung des hohen Rates wurden die Kastilier eingeladen, dem Schaugepränge beizuwohnen. Für seine Soldaten lehnte Cortes ab. Er und die Hauptleute aber beschlossen hinzureiten. Es mochte vielleicht ein Wagnis sein, doch Cortes glaubte, es unternehmen zu können. Dank den Lügenmärchen der Totonaken fühlte er sich von einer unsichtbaren Leibwache umgeben.

Da Marina in der Sänfte getragen wurde, und ihr kleiner Hofstaat sie zu Fuß begleitete, ritten auch Cortes und die Feldobristen im Schritt. Wenig belebt waren

die Gassen, denn alles Volk war zum großen Marktplatz geströmt. Sie kamen durch Stadtteile, die wie ausgestorben waren. Die Häuser standen leer. An Palästen kamen sie vorbei, deren offene Tore kein Torwächter mehr hütete. Sie hätten hineinreiten, durch alle Prunksäle reiten, an den glanzig polierten Wänden sich spiegeln, aus plätschernden Fontänen trinken können — und niemand wäre gewesen, der es ihnen verwehrt hätte.

Die alle Vorsicht vernachlässigende Schaubegier, die jung und alt, arm und reich zum Tanzplatz trieb, hatte zur Folge, daß ein streng gehütetes Wesen an diesem Tage seiner Gefangenschaft entfloh. Es gelang Kreideschmetterling, dem schönen Hermafroditen, seine Bewacher zu überlisten.

Die dritte Schlacht gegen Cortes — die Entscheidungsschlacht — hatte Prinz Kriegsmaske verloren, weil er Kreideschmetterling gewonnen, weil er von rasender Eifersucht verleitet, während des Kampfes das Zelt seines Mitfeldherrn Piltecatl umstellen und Kreideschmetterling daraus rauben ließ, worauf Piltecatl mit vierzigtausend Kriegern sich grollend vom Kampffeld zurückzog. So benommen war Prinz Kriegsmaske von der zauberhaften Knäbin, daß ihm ihr Besitz all sein Mißgeschick aufwog. In seinem Palast hielt er sie eingeschlossen, umriegelt, umzirkt, als das Einmalige, das sie war. Ihr früheres Vergehen war ihr verziehen; der Todesstrafe durch den geglückten Todeslauf entronnen, war sie ja unantastbar. Ein Verliebter, dachte er auch nicht an Vergeltung. Wieder behängte er sie mit Juwelen, gab ihr Fächer-

trägerinnen, Sandalenbinderinnen, Haarkämmerinnen, Girlandenflechterinnen und schenkte ihr einen überaus kostbaren Handspiegel aus schwarzem Obsidian, damit sie an ihrer einzigartigen Schönheit Freude habe. Fünf alte Frauen aber hatten Auftrag, das Zwitterwesen nie aus den Augen zu lassen. Nur in wenigen, von Fontänen gekühlten Räumen und nur in einem kleinen Teil des Gartens war Kreideschmetterling zu lustwandeln gestattet.

Des Einzuges der Kastilier wegen hatte früh an diesem Tage Prinz Kriegsmaske seinen Palast verlassen. Da er auch beim Tanzfest nicht fehlen durfte, so war vorauszusehen, daß er erst zur Nachtzeit zurückkehren werde. Seinem Wunsche gemäß, begaben sich seine Haupt- und Nebenfrauen mit ihren Sklavinnen zum großen Marktplatz. Mit und ohne Erlaubnis entfernten sich die höheren Palastbeamten einer nach dem anderen. Ihnen folgte die Dienerschaft; und dann schlichen sich mehrere der alten Wächterinnen Kreideschmetterlings unbefugt davon. Im Palast waren schließlich außer dem Hermafroditen nur zwei Wächterinnen und einige noch unmündige Kinder des Prinzen Kriegsmaske.

Ihrer Verantwortung bewußt, versahen sich die beiden Weiber mit Speeren, Bogen und Pfeilen; und sie führten den Zwitter, um ihn besser hüten zu können, in einen Saal der nur eine Tür hatte. Dort im Saal spielte Kreideschmetterling mit einem der kleinen Prinzen, einem siebenjährigen Knaben. Vor der offenen Tür hatten die zwei bewaffneten Wächterinnen Platz genommen.

Kreideschmetterling wußte, daß der Palast leer war.

Heute oder nie konnte er entkommen. Und er sann auf eine List, die Aufmerksamkeit der Weiber von sich abzulenken.

Aus seinem langen bis zu den Hüften herabwallenden Haar riß er sich Strähnen aus, flocht sie zu einem feinen Seil und fertigte daraus eine Schlinge. Mit der unbeseelten kalten Verderbtheit, die ihm eigen war, scherzte er beim Spiel und lachte mädchenhaft, während er dem Knaben unauffällig die Haarschlinge um den Hals legte und ihr Ende an einen Ring band, der zum Halten von Fackeln an der Saalwand angebracht war. Er entfernte sich vom Kinde und, plötzlich die Arme ausstreckend, lockte er es durch Schmeichelrufe an sich. Geschwind machte das Kind eine Wendung, um zu ihm hinzulaufen. Da zog sich die Schlinge zu und schnitt in das Fleisch des Halses ein. Das Kind, das eben noch ausgelassen gelacht hatte, stieß einen erschütternden Schrei aus. Je wilder es um sich schlug, sich zu befreien versuchte, um so grausamer durchschnitt die Schnur den kleinen Hals, raubte Atem und Besinnung.

Aufgeschreckt durch den Schrei, traten die zwei Wächterinnen in den Saal. Sie sahen ein furchtbares Bild. Zusammengesunken war der Knabe, die erschlafften Muskeln hatten nachgegeben, wie eine Gelenkpuppe hing der Körper an der kaum sichtbaren Schnur, die Augen waren aus den Höhlen getreten, dick quoll aus dem Munde die Zunge.

Es war der jüngste der Söhne des Prinzen Kriegsmaske, es war sein Lieblingssohn. Starb er, so war auch den Wächterinnen der Tod gewiß.

Sie eilten, das Kind zu befreien, durchrissen die Schlinge; und für einen Augenblick war Kreideschmetterling vergessen. Das hatte dieser vorausberechnet. Er gewann die Tür. Aber während die eine der Frauen das Kind in den Arm nahm, jagte die andere dem Flüchtling nach, die Lanze zum Stoß ausholend. Mit seinem Spiegel als einziger Waffe setzte sich Kreideschmetterling zur Wehr, parierte den Lanzenstoß und ließ die Kante des schweren Obsidianspiegels auf den Kopf der Frau niedersausen, so daß sie mit gespaltenem Schädel tot hinsank. Ungehindert konnte er jetzt der Freiheit zueilen.

Er wäre entkommen, hätte nicht aus den Palasträumen heraus das Jammergeschrei in die Gassen gegellt, wodurch die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt ward. Einige Neugierige sammelten sich vor dem Palasteingang an; und schon wurde beratschlagt, ob man nicht in das verlassene Gebäude eindringen solle, da es der Schauplatz einer Untat zu sein schien. Als dann Kreideschmetterling herausgestürzt kam und anstatt den Fragenden Rede und Antwort zu stehen, in großen Sätzen davonlief, wurde er verfolgt. Und mit jeder Gasse, durch die er kam, wuchs die Zahl seiner Verfolger.

Cortes und seine Begleiter waren inzwischen an eine Brücke gekommen. Denn ein ziemlich reißender, infolge der Regenzeit angeschwollener Fluß — der Zahuapan — strömte durch die Stadt Tlascala; und der große Marktplatz befand sich hinter der Häuserreihe der jenseitigen Uferstraße. Die geländerlose Brücke war aus Holz erbaut, drei nebeneinander trabende Reiter hatten, ohne sich zu drängen, Platz auf ihr.

Die Feldobristen befanden sich noch auf dem diesseitigen Ufer, während Marinas Sänfte bereits über die Brücke getragen wurde. Da nahte eine wild rufende und brüllende Volksmenge. Die Kastilier sahen die Hetzjagd auf ein menschliches Wild. Sie sahen, daß das verfolgte Wesen ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit war. Umstellt von drei Seiten, keinen Ausweg mehr wissend als den Fluß, — mochten auch böse Geister in der Tiefe hausen, — warf sich das Mädchen in die Wellen. Wenn es den Wassergeistern entkam, wenn es das andere Ufer erreichte, so war es gerettet.

Aber die Strömung war zu stark, der Kampf gegen die Wellen war aussichtslos. Ordás, der ritterliche, konnte keine Frau in Not sehen, ohne ihr beizustehen. Er trieb seine bockige Grauschimmelstute ins Wasser. Olid und Tapia folgte seinem Beispiel. Doch schon war es zu spät — die Ertrinkende wurde, ehe sie sie erreichten, von der Stömung fortgerissen. Mit mehr Geistesgegenwart und Voraussicht waren Alvarado und Sandoval währenddessen am Ufer entlang stromabwärts galoppiert. Jetzt ritten auch sie in den Fluß hinein, gerade noch zur rechten Zeit, um Kreideschmetterling aufzufangen. Sie zogen das vermeintliche Mädchen aus dem Wasser, trugen es ans Ufer, betteten es am Uferrand hin. Und sie bewunderten der Entseelten märchenhafte Leichenschönheit. Schmerzverwildert das lange, tropfende an den Brüsten und Wangen klebende Haar; abgewaschen die kreidige Gesichtsschminke; die Lippen milchweiß; — so lag Kreideschmetterling da, nicht tot — wie Alvarado und Sandoval erst glaubten —

doch in einer todähnlichen Ohnmacht. Nach einer Weile schlug er die Augen auf.

Der Zufall wollte es, daß Prinz Kriegsmaske des Weges kam. Da Kreideschmetterling sein Besitz war, nahm Cortes keinen Anstand, ihm das Mädchen, an dem er sehr zu hängen schien, auszuliefern. Die Dankbarkeit des Prinzen war ungeheuchelt. Zu Alvarado und Sandoval faßte er und bewahrte er seit diesem Tage eine freundschaftliche Zuneigung.

Auch sein Rival Piltecatl erschien bald hernach auf dem Plan und machte erregt seine Rechte geltend. Cortes konnte und wollte in dem Streit nicht Schiedsrichter sein. Und da der Hermafrodit dem Prinzen Kriegsmaske bereits ausgeliefert war, hatte es dabei sein Bewenden.

22.

Trotz ihrer nassen Kleider ließen sich's die Feldobristen nicht nehmen, das Volksfest anzuschauen. Sie waren durch ihre Rettungstat entschuldigt und sie wurden erwartet. Als sie, um fast eine Stunde verspätet, auf dem großen Marktplatz eintrafen, hatten die Schauvorführungen längst begonnen. Man sah chorartige Reigen, bei welchen tausende von Tänzern, in langen, auseinanderstrahlenden, sich ordnenden Rotten, um einen zentralen Punkt kreisten, feierlich langsam erst, dann rascher und rascher, wirbelnd zuletzt wie eine buntfarbige Sonne, zur Spirale verzerrt wie ein sich gebärender neuer Stern. Der Reigen der Tausende wechselte ab mit Einzeltänzen. Man sah den Vogeltanz mit seinem wundersamen Schreithüpfen,

dem Flügelschlag der Ellenbogen und den ruckartigen Halsbewegungen. Man sah dann einen Jüngling und ein Mädchen tanzen, beide nur mit einem Netz bekleidet, in welches klirrende Schneckengehäuse eingeflochten waren; und der Jüngling hielt tanzend eine große Wasserrose in der Hand, das Mädchen aber eine dumpf dröhnende Kürbisrassel.

Dann wurden alte Gesänge vorgetragen. Mit tiefer schwermütiger Baßstimme sang sie ein gefeierter Rhapsode, begleitet von leisen, unkenhaft hohlen Tönen der Teponaztlitrommel; und ein kleiner Chor von Sängern wiederholte den Refrain. Von der Unterwelt, dem Orte des Hinabsteigens, erzählten die Lieder und mahnten, die flüchtigen vergänglichen Freuden des Daseins zu genießen, denn die Toten wären der Freuden bar.

„Ich gedenke" — hieß es in einem der Lieder — „ich gedenke der jungen Helden, der in Scherben gebrochenen, der zersplitterten, und wo sie dort weilen mögen im Lande des Hinabsteigens. Sie waren Edle, sie waren Herren auf der Erde. Sie sind welk gewordene Schmuckfedern, sie sind zersplitterte Grünsteine, sie, die doch vordem die Erde sahen und schauten . . ."

Marina übersetzte Cortes diese Strophen.

„Also glauben die Indianer an eine Hölle?" fragte Cortes.

„Ja", antwortete Marina. „Doch der Glaube der Tlascalteken weicht von dem der Mexikaner ab, wenn auch beide Völker meinen, daß die Unterwelt bloß die an Krankheiten Gestorbenen aufnimmt, während die in der Schlacht Gefallenen in das Land der Sonne kommen,

von wo sie in der Mittagszeit, wenn die Sonne den Zenit erreicht, in Gestalt von Kolibris auf die Erde herabsteigen. Die Tlascalteken behaupten, daß die Seelen der Adligen sich in Nebel, in Wolken, in buntgefiederte Vögel oder Edelsteine verwandeln, die Seelen des übrigen Volkes aber in Gewürm, Stinkkäfer oder Ratten!"

Alvarado brach in helles Lachen aus.

„Bei uns in Kastilien", sagte er, „sorgen wir Hidalgos doch besser für das Volk und sein jenseitiges Wohlbefinden! Bei Gott, wir maßen uns nicht so unverschämte Vorrechte an! . . ."

Die nächste Vorführung war der Einzeltanz eines der fünfhundert Priester Tlascalas. Der Tanz erregte ein unerhörtes Verwundern aber auch lebhaften Widerwillen bei den Kastiliern.

Körper und Gesicht schwarz bemalt, mit einer Tabakkalebasse auf dem Rücken als einzigem Schmuck und Kleidungsstück, führte der Priester den sogenannten „Höllentanz" aus. In der Hand hielt er, hob er und senkte er, umschmeichelte er und bedrohte er ein abgeschnittenes Haupt; und zeigte pantomimisch, daß er entsetzt fliehe vor dem Haupt und daß das Haupt ihn verfolge . . .

Cortes und seine Begleiter erkannten, daß er mit dem abgeschnittenen Kopfe eines Totonaken tanzte. Während der letzten Schlacht war dieser den Tlascalteken in die Hände gefallen und gestern erst war er geopfert worden, wie Marina erfuhr.

Ohne das Ende des Festes abzuwarten, ritten sie schweigsam heim.

„Es hätte auch einer von uns sein können! . . ." bemerkte Velázquez de León mit einem Schauder. „Und sie hätten uns ebenso freundlich als Zuschauer geladen!"

„Haltet Ihr diese gutherzigen Menschen noch immer für Blumen?" fragte ihn Cortes spöttisch lächelnd.

León fand keine Antwort. Stumm, in Gedanken, ritten sie eine Weile.

Als sie zur Brücke gekommen waren, sagte Cortes zu den Hauptleuten:

„Der Höllentanz darf in Tlascala nie wieder getanzt werden, meine Herren! Wir werden morgen diese Stadt taufen!"

„Womit?" fragte Avila unbescheiden. „Mit Wasser?"

„Womit sonst?"

„Und wenn es mit Wasser nicht geht? . . . Man kann auch mit Feuer und mit rotem Saft taufen . . . Und das gibt erst recht einen Höllentanz! . . ."

„Ich hoffe, daß es nicht nötig sein wird!" murmelte Cortes verstimmt.

23.

Seinen Bekehrungseifer zu betätigen, fand Cortes gleich am folgenden Morgen eine Gelegenheit.

Er hatte einen der Palastsäle zu einer Kapelle herrichten lassen. Ein Altar wurde aufgestellt, mit Palmenwedeln verziert, und dahinter an die Wand hing man mitten zwischen die dort gemeißelten Fratzengestalten ein Muttergottesbild. Bei Sonnenaufgang ergingen Einladungen an die Tetrarchen. Pater Olmedo zelebrierte für

die Kastilier und Totonaken die Messe. Und die Stammesoberhäupter Tlascalas schauten der heiligen Handlung zu, schüchtern und voll Ehrfurcht vor dem Unbegreiflichen. In ihren urtümlichen Seelen fand die den Sinnen schmeichelnde Mystik des katholischen Ritus einen gelinden, dumpf mitschwingenden Widerklang.

Nach der Messe begaben sich Cortes und die Feldobristen in einen anderen Saal, wo sie den Besuch der vier Könige empfingen, zu denen sich auch Prinz Kriegsmaske gesellte. Sein von zahllosen Narben durchfurchtes Gesicht war zerwühlt von einer heimlichen Sorge. Bei der Messe hatte er gefehlt. Beauftragt vom Hohen Rat, kam er jetzt geradeswegs vom Krankenbett seines Kindes, um freundliche Vorhaltungen darüber zu machen, daß Cortes und seine Soldaten trotz des geschlossenen Freundschaftsbundes noch immer voll Argwohn wären. Und nicht einmal das Mißtrauen zu verbergen bemühten sie sich. Wozu sonst würden sie die großen Feuerwaffen auf die Stadt gerichtet halten, Schildwachen aufstellen, Streifwachen durch die benachbarten Gassen gehen lassen und ihr gastliches Haus in eine Festung verwandeln? Daß die Warnungen Montezumas schuld an diesen kränkenden Vorsichtsmaßregeln hätten, sei dem Hohen Rat wohl bekannt. Das Land Tlascala frage die weißen Götter, weshalb sie die Lügen eines Gewaltherrschers für glaubwürdiger hielten, als die Versicherungen eines Volkes. Und auf daß die Wolken sich verzögen, die ihre Freundschaft zu trüben drohten, sei der Hohe Rat bereit, so vornehme und so viele Geiseln zu stellen, wie sie nur verlangen würden.

In seiner Erwiderung lehnte Cortes die Geiseln ab und leugnete, von Montezumas Warnungen beeinflußt zu sein. Aber in seiner Heimat sei es Sitte, daß die Krieger auch während des Friedens die Waffen nicht aus der Hand legten und täglich sich übten, um für neue Kämpfe gestählt zu sein.

Die Antwort wurde beifällig aufgenommen. Und Prinz Kriegsmaske äußerte die Absicht, auch in Tlascala das Waffentragen und die täglichen Kriegsübungen einzuführen. Er entfernte sich, da sein kleiner, von Kreideschmetterling halb erdrosselter Sohn mit dem Tode rang.

Hierauf bat das Offene Gesicht, die Söhne der Sonne beschenken zu dürfen. Auf eine vor Cortes ausgebreitete Matte wurden sechs Stückchen Gold, einige Topase und grüne und weiße Nephrite, sowie etliche Hanfgewänder gelegt. Mit verlegenem Lächeln sagte das Offene Gesicht:

„O Sohn der Sonne, o weiser und mächtiger Herr! Wir sind ein armes Volk! Reicher sind die Goldgeschenke Montezumas, der uns ausgeraubt hat. Aber arm ist sein Herz. Und reicher ist die Liebe und Treue, mit welcher wir unsere armseligen Gaben dir darbringen!"

Aufrichtig gerührt, umarmte Cortes den Sprecher und umarmte dann auch die Sammelnde Biene, den Rauchenden Schild und den Truthahn. Mit anmutigen glasglatten Dankworten — (er war ja Student in Salamanca gewesen!) — versicherte er die vier Könige, daß von den vielen Ehrungen, die ihm seit seiner Landung zuteil geworden, keine, aber auch keine ihm so innige Freude bereitet

habe, und daß er diese Gaben höher schätze als einen großen Goldkörnerhügel.

Nun ergriff der Hundertjährige, die Sammelnde Biene, das Wort.

Da es ihnen an Gold fehlte, führte er aus, hätten er und die anderen Könige beratschlagt, ob sie nicht durch eine bessere Gabe, durch ein würdigeres Dankopfer die Ergebenheit und das Frohgefühl ihrer Herzen dartun könnten. Und den Beschluß hätten sie gefaßt, ihr Teuerstes herzugeben, ihre Töchter. Deren Liebreiz stelle alle Kleinodien Montezumas in den Schatten; und wenn die weißen Götter mit den Fürstenkindern Tlascalas Ehen schlössen, so werde das Bündnis unzerreißbar, die Verbrüderung unvergänglich sein. Er selbst besitze eine Enkelin, ein noch ungeküßtes Mädchen, die Schönste der Schönen, die auch die reichste Erbin des Landes sei, und sie biete er dem Obersten der weißen Götter an.

Einige Indianer aus der Umgebung des Tetrarchen hatten sich inzwischen entfernt und traten jetzt mit fünf Prinzessinnen in den Saal, von denen jede ein Gefolge von mehreren Sklavinnen hatte. Die Prinzessinnen waren jung, mit auserlesenem Geschmack gekleidet. Und ihre langen schmalen Gesichter — verschmälert noch durch einen an die Schleiertücher ägyptischer Sphinxe gemahnenden Kopfputz — wiesen die reizvollen Merkmale eines durch Auslese und jahrhundertelange Züchtung verfeinerten Indianertypus auf. Die zauberhafteste unter ihnen war Prinzessin Rabenblume, die Enkelin der Sammelnden Biene und Schwester des Prinzen Kriegsmaske. In hold lächelnder

Verwirrung, tief beschämt, weil sie sich als Zielscheibe vieler Männerblicke fühlte, hielt sie den Kopf gesenkt; und als ihr Großvater sie heranrief, hob sie so rasch den Kopf, daß eine ihr über die Stirn gespannte Amethystperlenkette sich löste und klirrend zu Boden fiel. Schicksalhaft war es, daß die Perlen Alvarado vor die Füße rollten. Er hob sie auf und, ritterlich, ein Knie senkend, reichte er sie ihr hin. Und während sie mit steinernem Lächeln sie entgegennahm, berührten sich ihre Hände, berührten sich ihre Augen und ihre Seelen. Schicksalhaft war es, daß sie ihm zum Dank eine Orchidee reichte und daß sie, während Sklavinnen die Perlenkette an ihrer Stirn befestigten, nicht abließ, den vor ihr Knienden schreckhaft verloren anzublicken — wie er sie. Schicksalhaft, doch auch unpassend war es, daß der Augenblick scheuer Verlegenheit so lange währte. Der Hundertjährige machte dem ein Ende, indem er das Mädchen bei der Hand nahm und vor Cortes führte, der eben leise mit Marina sprach. Alvarado aber fühlte sich wie gelähmt, unterjocht, in Ketten gelegt, — er, der so manche Liebschaften gehabt, doch noch nie geliebt hatte.

„Ihr seid verheiratet, Don Hernando!" flüsterte er Cortes zu. „Überlaßt mir dies Mädchen!"

Erstaunt sah Cortes ihn an. Er wußte, wie wählerisch Alvarado war, wie absprechend er über die Totonakinnen geurteilt hatte. Auch verlor er selten seine überlegene Ruhe. Nun aber schien er völlig ein anderer.

„Ist Euch das ernst?" fragte ihn Cortes.

„Sehr ernst. Gebt sie mir!"

„Doch erst wenn sie Christin geworden! So lange werdet Ihr Euch schon gedulden müssen, Don Pedro!"

Und durch Marina, die ihre Sicherheit nicht verloren hatte, ließ Cortes den vier Königen auseinandersetzen, daß die weißen Götter, wenn auch mit Rührung und Dank erfüllt, da sie dies großmütige Geschenk vollauf zu würdigen wüßten, dennoch heute noch nicht in der Lage seien, zu sagen, ob sie die Fürstentöchter würden ehelichen können. Und es wäre, bis dies sich entschieden hätte, geraten, die Mädchen in der Obhut ihrer Eltern zu lassen.

Eine düstere Niedergeschlagenheit malte sich auf den Gesichtern der Tlascalteken. Sie fragten, warum ihr Geschenk zurückgewiesen werde.

Darauf wurde ihnen gesagt, daß nichts den weißen Göttern ferner gelegen habe, als sie kränken zu wollen. Aber noch dienten sie den blutrünstigen Teufeln, schlachteten Menschen, äßen Menschenfleisch.

Das Offene Gesicht antwortete:

„O Sohn der Sonne, du forderst Unmögliches! Erst einen Tag bist du in der Stadt, und willst schon, daß wir hassen, was unsere Väter und Ahnen seit Vorzeiten verehrt haben! Dein Gott und seine Mutter mögen gütig und erbarmend sein. Aber auch unsere Götter sind gut zu uns, denn ihnen danken wir das Gedeihen des Maises auf unseren Feldern, die Geburten unserer Kinder und die Siege in unseren Schlachten. Und befolgten wir deinen Rat — was würde die Folge sein? Das Volk und unsere eigenen Kinder würden sich gegen uns erheben, aufgehetzt durch unsere Priester, die euch längst mit scheelen

Augen ansehen. Nicht zur Verbrüderung sondern zur Verfeindung würde es führen; und der Friedensbund würde in neuen Kämpfen enden . . ."

Cortes glaubte eine Drohung herauszuhören.

„Das hat mich in Sempoalla nicht abgehalten . . ." fing er an. Doch sofort legten sich Velázquez de León, Tapia und Pater Olmedo ins Mittel und beschworen ihn, es dabei bewenden zu lassen.

„Ei, Don Hernando, herrlich viel haben wir in Sempoalla erreicht!" sagte Pater Olmedo. „Man zertrümmert den Leuten einen Götzen, und sie laufen zu einem anderen; und wenn sie keinen anderen finden, so machen sie sich einen; und sind sogar imstande, aus dem Göttlichen sich einen Götzen zu schnitzen! Wir haben's erlebt! Eine Fratze des Christentums haben wir im entgotteten Sempoalla hinterlassen! Wir sollten aber aus Fehlern lernen . . . Nein, nein, wenn wir's vermögen, so laßt uns arme Sklaven befreien — denn das hat Eile; — aber wir wollen es der Zeit überlassen, Götzen zu zerschlagen!"

Die Hauptleute stimmten ihm zu.

Währenddessen hatte die Sammelnde Biene leise mit Prinzessin Rabenblume gesprochen und sich sodann erregt flüsternd mit den anderen drei Königen beraten. Und jetzt sagte er laut:

„O Sohn der Sonne, o weiser und mächtiger Herr! Seit meine Hände und Finger dich gesehen haben — denn meine Augen sind versiegte Quellen — seitdem weiß ich, daß du der Erwartete bist, der Herbeigesehnte! Noch ehe du aus dem Lande des Sonnenaufgangs kamst, haben

kluge Männer vorausgesehen, haben vorausverkündet, daß du kommen werdest, dem blumigen Tod, dem Herausreißen der Herzen Einhalt zu tun. Und ich segne es, daß ich so lange gelebt, daß ich deine Kühnheit erlebt habe, der du deinem Urahn gleich, der Grüngefiederten Schlange, die Opferblutschalen zerschlagen willst. Laß uns Zeit, gewähre uns eine Frist. Mein Enkel, die Kriegsmaske, soll es entscheiden, ob Prinzessin Rabenblume, seine Schwester, und ob Tlascala, seine Mutter, euren Glauben annehmen dürfen!"

24.

Tags darauf gab Prinz Kriegsmaske die erbetene Einwilligung für die Taufe seiner Schwester Rabenblume und der anderen Bräute. Doch behielt er sich vor, über die Bekehrung des Landes Tlascala erst zu entscheiden, nachdem er den Rat der Priester eingeholt habe. Den von Cortes geäußerten Wunsch, eine wenigstens der Tempelpyramiden — eine der kleineren — von heidnischen Greueln gesäubert und mit dem Kreuz geschmückt zu sehen, versprach Kriegsmaske zu erfüllen.

Es wurde beschlossen, die Taufhandlung nach zehn Tagen vorzunehmen. Bis dahin sollte täglich Pater Olmedo mit Hilfe Marinas den Täuflingen Religionsunterricht erteilen.

Da Marina in Erfahrung gebracht hatte, daß im Volke die Ansicht verbreitet war, das Baden im Zahuapan (der die Stadt durchströmend viele Abfälle aufnahm) sei der vielen dort hausenden Wassergeister wegen

nicht ungefährlich und man könne sich davon eine Hautkrankheit — eine Art Krätze — holen, so wurde von einer Taufe im Flusse abgesehen. Und an die Stammesoberhäupter erging die Bitte, sie möchten ihre Steinmetzen schicken, damit diese nach Angaben des Dominikaners ein Taufbecken meißelten.

Der Religionsunterricht wurde dreimal täglich, frühmorgens, nachmittags und vor Sonnenuntergang abgehalten. Auch die Als-Schlange-Lebende mit ihren drei Knaben fand sich regelmäßig dazu ein. Empfänglich gemacht durch den Einfluß des Quaquile-Ordens, eingeweiht in die Geheimlehre von dem zurückerwarteten Erretter, waren die Frau und ihre Kinder die aufmerksamsten Lauscher, die verständnisvollsten Schüler zu Füßen des Paters. Besonders der älteste der Knaben, Mito, der Kleine Pfeil, erstaunte trotz seiner Jugend — er war dreizehn Jahre alt — immer wieder den Pater und Marina durch seine quellklaren Antworten und schürfenden Fragen.

Eines Abends nach dem Unterricht, streichelte Olmedo das Haar des Kleinen Pfeiles und sprach die prophetischen Worte zu Marina:

„Noch niemals sah ich ein Kind, das mir so wie dieses vorherbestimmt zu sein scheint, ein Heiliger oder ein Märtyrer oder ein großer Verbrecher zu werden! . . .“

Fürst Fichtenzweig, der Gatte der Als-Schlange-Lebenden, wußte noch nichts davon, daß sein Weib und seine Söhne heimlich sich für die Taufe vorbereiteten. Erst später erfuhr er es, unmittelbar vor der Taufe — aber zeitig

genug, um in aufsehenerregender Weise die heilige Handlung zu stören . . .

Er war ein großer Herr und besaß sechzig Gattinnen. Seinem Rat war Kriegsmaske gefolgt, als er den Christen einen hinauszögernden und eben damit — (worüber die Kastilier sich keiner Täuschung hingaben) — einen abweisenden Bescheid erteilt hatte.

25.

Es war eine regnerische, stürmische Nacht. Die Gassen waren menschenleer, lichtlos, schwarz. Matter als sonst flackerte auf der Spitze des höchsten Stufentempels das ewige Feuer, drohte zu erlöschen, niedergepeitscht von Regen und Wind.

Nach Mitternacht verließ ein Trupp von zwanzig Kastiliern den Tecpan der Sammelnden Biene und schritt auf den nahgelegenen Tempel Unseres Herrn des Geschundenen zu. Außer den Feldobristen und einigen der unerschrockensten Soldaten, nahm auch der Trompeter Rodriguez an der nächtlichen Streife teil, um im Falle der Gefahr, ein Zeichen zu geben. Denn wie zur Schlacht bewaffnet, stand das ganze Christenheer im Palaste konsigniert. Marina war daheim geblieben, da Cortes entschlossen war, sich auf Verhandlungen mit den Priestern nicht einzulassen —: in dieser Nacht sollte das Schwert das Wort haben.

Von den Dahinschreitenden hatte jeder eine Pechfackel mitgenommen. Doch nur zwei der Fackeln brannten — mehr Lichtschein hätte die schlummernde Stadt geweckt,

und das wollte man vermeiden. Die Sturmböen schlürften gierig am lebenden Feuer — es heil bis ans Ziel zu bringen war schwer. Dicht vor dem Hauptportal des Teocalli wurden die anderen Fackeln entzündet. Und dann drangen die Kastilier ein, befanden sich hinter der Ringmauer des Tempelgeländes, das — wie eine Stadt für sich — die Pyramide umgab. Im Schlaglicht der zwanzig Pechfackeln sprangen die Kalkwände einzelner kleiner Gebäude und Pavillone wie taumelnd, wie trunken tanzend aus der brandschwarzen Nacht hervor, tauchten in sie zurück, zeigten sich wieder, teils bläßlich verwandelt, teils übergrell. Ein Labyrinth — denn als planloser Wirrwarr mußte auf den ersten Blick die Anhäufung hie und da verstreuter Häuschen und das Gewirr der mauerumragten Tempelhöfe erscheinen — doch ein Labyrinth, in welchem Cortes und seine Begleiter sich bald zurechtfanden, hatten sie doch in Sempoalla, im Roten Berge und im Weißen Mondgefilde ähnliche Tempelanlagen und ihre Anordnung kennengelernt. Sie wußten, wo sich die Priesterwohnungen, die Badeplätze für die Priester, das Priesterballspielhaus, die Schädelgerüste befanden, und wo die Holzkäfige standen, hinter deren Gittern die armen Opfer gemästet wurden.

Als sie an die Käfige kamen, scholl ihnen ein grausliches Gebrüll entgegen. Die Priester nämlich hatten sich dort zusammengerottet, hatten sich helmartige Tiermasken auf die Köpfe gestülpt, in der Hoffnung die Eindringlinge abzuschrecken. Mit ihren gekreischten Zaubersprüchen ernteten sie indes nur Hohngelächter und wurden beiseite geschoben.

Grauenerregend war der Anblick der Käfige. Die

zwanzig Pechfackeln leuchteten purpurhell in dies menschliche, unmenschliche Elend hinein. Käfig reihte sich an Käfig. Und die Insassen, nackt die meisten und allen Unbilden des Wetters ausgesetzt, saßen da im eigenen stinkenden Kot. Denn nur Platzregen im Sommer, und winters Hagel und Schnee säuberten den Boden der Käfige. Fast nur Männer sah man; — vor kurzem waren dreihundert hier eingekerkerte Mädchen Marina geschenkt worden. Der Hermafrodit, der erst vor wenigen Tagen eingeliefert worden war, trug sein Mädchengewand noch ziemlich sauber; doch ganz war es von Jauche nicht unversehrt geblieben; und er hatte große Fetzen herausgerissen, um sich den Geruch fernzuhalten . . .

„Eins begreife ich nicht," sagte León, „daß diese Menschen nicht wahnsinnig werden!"

„Habt Ihr schon wahnsinnige Mastgänse gesehen?" fragte Olid. Er selbst war einst Galeerensklave gewesen. Und düster fügte er hinzu:

„So leicht wird sich's nicht wahnsinnig!"

„Sie verweigern nicht einmal Speise und Trank," bemerkte Alvarado, „sie streiten gewiß um jedes Stückchen Brot, singen tagsüber, scherzen, schwatzen, werden dick und fett . . . So hängen wir am Leben! . . ."

„Wir? . . . Ich zöge vor, sofort lebend geschunden zu werden!" rief León.

„Wartet's ab!" sagte Lugo. „Noch hat keiner von uns die Erfahrung gemacht, was vorzuziehen ist."

„Ein Blick in die Hölle!" knurrte Avila. „Wer weiß, vielleicht machen wir in Mexiko die Erfahrung . . ."

„Wenn Ihr nach Vera Cruz zurückwollt, Señor," sagte Cortes mit höflichem, doch ungutem Lächeln, „der Weg steht Euch offen! . . . Aber sollte einer von uns die Erfahrung machen — (was Gott verhüte!) — so wird das Bewußtsein ihn stärken, daß er ein Märtyrer des Glaubens ist!"

„Ein Märtyrer des Goldes!" murmelte Sandoval. Indes niemand hörte es.

Die Käfige wurden geöffnet und die Opfersklaven aus dem Tempel geführt. Traumhaft gingen sie, wie Nachtvögel vom Fackelschein geblendet, noch betäubt vom Schrecken über die metallklirrenden Wesen, die sie für nachtenttauchte Dämonen hielten. Sie glaubten, zum Tode geführt zu werden, und nur allmählich begriffen sie, daß sie frei waren. Scheu schlichen einige fort, und da niemand sie zurückholte, folgten andere, und dann, mit einem plötzlichen Freudengeheul, stoben alle davon. Schnell verblassend schwanden ihre laufenden, nackten Gestalten im schwarzen Gußregen.

26.

Die Maid mit dem blauen Hüfttuch wurde durch die feurigen Pfeile Tonatiuhs — des „Der hitzend kommt" — aus nächtlichem Schlaf geweckt, und morgenfrisch erstrahlten ihre Schneeglieder hinter dem grünlichen Gletschereisgewand, neugeboren, jungfräulich, durchscheinend rosig. Die Tzitzimimê, die Sterndämonen, entwichen, die Uhus, Nachtkäuzchen, Vampire und Fledermäuse suchten ihre Schlupfwinkel auf, und auch ein großer aschgrauer

Adler — wunderbarerweise ein nächtlicher Räuber — flog heim zu seinem Horste. Während der rötliche Schein in das die Täler füllende Grau-Blau hinabsickerte, regte sich auf dem großen Marktplatz von Tlascala morgendliches Leben, ein Durcheinanderfluten von Tönen und Lichtflecken, das allgemach zum grellschillernden Farbengewimmel und schrillenden Stimmengewirr anschwoll. Der Handel des verarmten, auf eigene Erzeugnisse angewiesenen Landes florierte seit dem Einzug der Fremdlinge wie seit lange nicht; und mehr als sonst prangten die Stände der Kaufleute mit Früchten und Blumen, Wildpret und Fellen, Kleidungsstücken und Waffen. Mehr auch als sonst hatten edelbürtige Besucher des Marktes — wo sich unter freiem Himmel das öffentliche Leben abzuspielen pflegte — neuerdings Anlaß zu erregten Erörterungen. Alte und junge Gaufürsten konnte man mit den Händlern und Weibern des Volkes die Köpfe zusammenstecken und neugierlüstern die Köpfe schütteln sehen.

Die Freilassung der Opfersklaven durch die weißen Götter, vor allem aber die Errettung Kreideschmetterlings hatten Schadenfreude und Ärger ausgelöst und eine Schar seltsamer Gerüchte im Gefolge gehabt. Obgleich drei Tage seit jener Nacht vergangen waren, vermehrten sich noch immer fortzeugend die Gerüchte.

Da sich das Öffnen der Käfige nicht ableugnen ließ, und um ihrer Zaubersprüche und Götter Machtlosigkeit zu verschleiern, hatten die Priester selber die Nachricht verbreitet, daß im Augenblick, als die Teponaztlitrommel auf dem Haupttempel erscholl — um Mitternacht also —

die Regenwolkendecke des Himmels zerriß. Ein weißlich schimmerndes Flammenkreuz habe sich am östlichen Sternhimmel gezeigt, und laut winselnde Stimmen wären auf der Spitze der Pyramide erklungen. Man habe abgerissene Sätze vernommen und Klagelaute vom Winde zerfetzt, der sie hertrug — als wäre der Turm des Heiligtums von jammernden Geistern umflattert. Durch den Herrn des Schwarzen Hauses nach dem Grund ihres Leidens gefragt, hätten die Stimmen keine Auskunft gegeben, wohl aber befohlen, die Söhne der Sonne gewähren zu lassen.

Ein klägliches Eingeständnis war das der Übermacht des Kreuzes und des Christengottes.

Je nach ihrer Stammeszugehörigkeit begrüßten oder verwünschten es die Tlascalteken, daß der Hermafrodit befreit war; und sie ergingen sich in Mutmaßungen, ob es ihm wohl gelungen sei, zu seinem einstigen Retter, dem Fürsten Piltecatl, zu flüchten. Doch erschien dies unwahrscheinlich, da Piltecatl zurzeit in der Stadt Tlascala nicht weilte, sich vielmehr mißmutig in eines seiner entferntgelegenen Bergschlösser zurückgezogen hatte. Auch Piltecatls Rival, Prinz Kriegsmaske, war in aller Munde. Leute, die ihn jüngst gesehen hatten, wunderten sich und bewunderten seinen Gleichmut. Wie jedermann, wußte auch er von der Entkerkerung der Sklaven und des Zwitters und wußte, wem er das zu danken hatte. Doch nichts war ihm anzumerken. Wenn er an Rache dachte, so dachte er an eine langfristige Rache.

Im besten und im schlechtesten Sinne war Kriegsmaske

ein Indianer und unumschränkter Herr über seine Gefühle. Erst gestern hatte er in einer Sitzung des Hohen Rates den Antrag gestellt, die hervorragendsten der weißen Götter durch Ehrennamen auszuzeichnen. Man beriet und einigte sich dahin, dem blonden Alvarado, der mit seiner strahlenden Liebenswürdigkeit alle Herzen erwärmte, den Namen des Sonnen-Herrn, Tonatiuh „Der erhitzend kommt" zu verleihen; Cortes aber, seiner fürstlichen Hofhaltung wegen und weil er den faustgroßen Smaragd, das Brautgeschenk der dicken Prinzessin, an einer güldenen Halskette trug, mit dem Namen „der Grüne Stein" zu ehren; auch war dies eine Anspielung darauf, daß der grüne Stein ein Symbol, ja sogar ein Name des weißen Gottes Quetzalcoatl war, dessen Mutter, das Mädchen von Tula, durch einen Smaragd geschwängert worden war. Marina erhielt den Namen „Unsere Mutter". León wurde „der sanfte Wind", Ordás „der Löffelreiher" und Sandoval „der Marder" genannt. Den Fremdlingen öffentlich und feierlich diese Namen zu verleihen, wurde indessen hinausgeschoben bis zum nahen Fest der Taufe und Hochzeit der Fürstentöchter.

Am heutigen Morgen nun, als die frühen Wanderer, mit Ballen, Säcken und geflochtenen Weidenkörben beladen, ihre Waren zum Marktplatz schleppten, wurde von vielen beobachtet, daß auf dem Palast des Prinzen Kriegsmaske, sich plusternd auf einer der rotbemalten, treppenförmigen Dachzinnen, ein Oactli-Vogel, ein kleiner schwarzer Geier mit weißer Halskrause saß. Er galt als Heil- und Unheilbringer, er hieß der lachende Vogel. Setzte

er sich auf ein Hausdach nieder, so hatte das stets eine Vorbedeutung: — eine gute, wenn er seinen kreischenden Schrei Ah-ah-ah ausstieß; eine schlimme wenn er yeccan rief.

Doch heute rief er nur yeccan, yeccan. Das Volk aber wußte, daß im Tecpan der Lieblingssohn des Prinzen krank darniederlag.

27.

Fernab vom Geräusch der Straße schlummerte das wunde Kind.

Als letzter einer langen Reihe von Prachträumen lag im hintersten, abgelegenen, von den Akazien des Schloßgartens umschatteten Teil des Tecpans ein weiter und tiefer Saal, an dessen Längswänden sich oben unterhalb der Zederbalkendecke quadratische Lichtöffnungen und unten je zwanzig niedrige Türen befanden. Jede Tür war mit einem Korallenvorhang versehen und ging in eine winzige Schlafkammer, die gerade nur für ein Lager Raum bot. An der hinteren Querwand aber führten drei Türen in geräumigere, mit schönem Hausgerät versehene Schlafkammern.

Eine von diesen war das Krankenzimmer.

Auf einer niedrigen, mit Silberblech beschlagenen, glanzig lackierten Truhe, geschnitzt aus dem weißen Holze des Zapotebaumes, stand ein dreiarmiger, kupferner, milchiggrün patinierter Kerzenhalter und hielt — an Stelle von Kerzen — drei fingerdünne und etwa ellenhohe Kienspäne. Diese waren mit Harz so sehr getränkt, daß sie langsam

ohne zu flackern, ohne zu qualmen verbrannten, als wären sie Wachslichte. Ihr milder Schein vermählte sich mit einem Schimmer von Tagesschein, den das fensterlose Gemach durch den Perlenvorhang der einzigen in den Saal führenden Tür erhielt. Die Wände waren mit mattfarbigen Agavepapierstreifen, die mit stilisierten Raubtierkämpfen übermalt waren, beklebt.

Auf einem Lager aus übereinandergehäuften, ockergelben, mit Daunen gestopften Baumwollkissen lag das Kind und war eingehüllt in Decken aus weichstem Kaninchenhaargewebe. Hübsche maulbeerfarbene, jedoch duftlose Ohrenblumen waren gleichsam wie vom Himmel gefallene Sterne über das Krankenbett gestreut.

Hinter dem Kopfende des flachen Lagers knieten zwei ältliche Sklavinnen und scheuchten mit großen kreisrunden Fächern die summenden Fliegen von der feuchten Stirn des Knaben fort. Ihm zur Seite, auf einem zackig geschnitzten, roten Holzsessel saß Isabel Rodriguez, eine der Samariterinnen des christlichen Heeres, und nähte an einem Brautkleid.

Schon seit einigen Tagen war sie Pflegerin hier und wurde von Zeit zu Zeit abgelöst durch Ines Florin, die Tochter des Seeräubers. Der verrückte Baccalaureus hatte sie hergebracht. Denn als die Künste der heimischen Wundärzte zu versagen schienen, hatte sich Prinz Kriegsmaske von Cortes den großen Arzt — „der die Krankheit aus dem Leibe zieht" — erbeten. Die Menschenfettsalbe Ponce de Güelva's, von der er ein halbes Büchschen noch übrig hatte, tat Wunder am kleinen

Prinzen. Die Entzündung und Schwellung des Halses ging zurück, das Fieber ließ nach. Seitdem wurden die Wünsche des Baccalaureus blindlings im Tecpan erfüllt; und ohne auf Widerspruch zu stoßen, konnte er verfügen, daß die Medizinmänner sowohl wie die Medizinweiber vom Krankenbett ferngehalten und durch die beiden weißen Göttinnen ersetzt wurden.

Das Brautkleid nähte Isabel Rodriguez für Prinzessin Rabenblume, die Schwester des Prinzen Kriegsmaske. War zwar die tlascaltekische Frauentracht kleidsam und dem weiblichen Gliederbau zierlicher anschmiegsam als die holzig geschnürten Mieder und steifgefalteten höckerigen Frauenröcke der Damen Italiens und Spaniens jener Zeit, so legte doch Alvarado Wert darauf, daß seine künftige Gattin auch äußerlich als Christin und Edelfrau, — eine Hidalga de sangre, — mit ihm vor den Altar trete. Lavendelfarbene Seide und einige Fetzen Brokat hatte er der reichen Amazone Maria de Estrada abgekauft.

Auf der weißlackierten Truhe stand neben dem dreiarmigen Leuchter eine Phiole; und dort lag auch ein alter, schwarz angefressener Zinnlöffel. Und zuweilen ließ Isabel Rodriguez ihre bauschige Arbeit zur Erde fallen, träufelte einige Tropfen aus der grünlichblau belichteten Phiole auf den Zinnlöffel und flößte den Trank dem schlummernden Kinde ein.

28.

Sich nähernde Schritte wurden vernehmbar, das hohle Surren eines Rasselstabes und das Klirren metallener

am Fußknöchel perlenschnurartig gereihter Glöckchen, wie sie die Vornehmen auf ihren Sandalenriemen zu tragen pflegten.

Kriegsmaske trat ein mit seiner Schwester Rabenblume. Die Begleiterinnen der Prinzessin blieben im großen Saal zurück.

Sie wohnte im Tecpan ihres Großvaters, der Sammelnden Biene, und war eben, mit langgestielten Silberreiherblüten in den behandschuhten Händen, in den Palast ihres Bruders herübergekommen, um nach dem Wohlbefinden des kleinen Neffen zu fragen, zugleich aber auch, um ihr Brautkleid in Augenschein zu nehmen.

Kriegsmaske hätte ihr Vater sein können — so groß war der Altersunterschied der Geschwister. Rabenblume war kaum erst erwachsen. Und doch beherrschte sie ihren starrköpfigen und unbändigen Bruder; vielleicht ohne sich ihrer Macht bewußt zu sein.

Ihr Körper war hochbrüstig wie seiner, doch mädchenzart und biegsam. Zwischen dem grasgrünen Quechquemitl, dem befransten Schultergewand, und dem zinnoberroten mit weißem Schmetterlingsmuster zierlich durchwebten Mädchenrock war ein handbreiter unbedeckter Streifen Haut und zeigte, wie schmal sie in der Nabelgegend gebaut war.

Schüchtern, fast ängstlich trat sie auf. Nichts an ihr verriet, daß ihre gebrechlichen Glieder einem harten Willen untertan waren. Wohl aber ließ ihr etwas breiter, wundervoll geschnittener, glitzernder Mund eine rasche Entflammbarkeit ahnen; und mehr noch die im Schimmer der drei Kienspankerzen wie Kristall blinkende Glanzfeuchtigkeit der Augen.

Hellgelb geschminkt war sie. Und ihr Hinterhaupt war aureolenhaft umrahmt von zwei phantastisch emporragenden Schleifen eines Zopfbandes, das mit Blumenwasser parfümiert war. Ein Tzompaçolli, eine kunstvoll zerzauste Stirnlocke, fiel ihr über die rechte Braue.

29.

Isabel Rodriguez hatte sich verlegen vom Sessel erhoben. Den eleganten Gruß des Prinzen und der Prinzessin, welche die Hand zur Erde und dann zum Herzen führten, erwiderte sie mit einem unbeholfenen Knix. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt, bleichsüchtig, sommersprossig und hatte rötliches Strohhaar. Ihr schmallippiger Mund konnte madonnenhaft lächeln.

Ohne Dolmetscher war ein Gespräch unangängig. Durch Zeichen gab sie den Eintretenden zu verstehen, daß das Kind schlafe und daß es ihm besser gehe.

Die beiden Mädchen lächelten sich zaghaft an. Durch ihr Verlöbnis mit Alvarado und die täglichen Katechismusstunden bei Pater Olmedo aufrichtig und inbrünstig dem neuen Glauben zugetan, sah die indianische Fürstentochter in jeder Christin eine Schwester. Sie trat auf jene zu, legte ihr die Silberreiherblüten in die Hände und küßte sie auf die Wange.

Isabel Rodriguez war die Tochter eines armen Schusters in Toledo. Das Blut schoß ihr in die geküßte Wange wie in eine offene Bißwunde.

Obgleich Kriegsmaske mit einem unverändert höflichen Lächeln dastand, wußte Rabenblume, ohne hinzusehen, daß

er an ihrer Zutraulichkeit Anstoß nahm. Sie fühlte sich für die Glaubensgenossin gekränkt.

„Auch mein Bruder soll die Jungfrau küssen!" sagte Rabenblume.

„Warum?" fragte der Prinz.

„Weil die Jungfrau am Bette des Kindes gewacht und den grünen Teufel Xoxouhqui Tzitzimitl vertrieben hat!" entgegnete die angehende Christin.

Daß es böse Teufel — Demonios — gab, stellte ja auch Pater Olmedo nicht in Abrede.

Für Kriegsmaske waren die Worte seiner Schwester wie ein Hieb ins Gesicht. Er war nicht frei von großherzigen Regungen; dabei aber haßte er die Retter seines Kindes. Eine Mahnung entwertete ihm sein schwer abgerungenes Dankgefühl.

Doch er fügte sich dem kindlichen Willen der Schwester. Vielleicht war es ihm auch nicht unlieb, so leichten Kaufes der Last des Dankes ledig zu sein.

Hastig erfaßte er die Hände des blonden Mädchens und beugte sich nieder, sie zu küssen. Doch Isabel Rodriguez entriß ihm schamerfüllt ihre Hände, noch ehe er Zeit gehabt hatte, sie mit seinen Lippen zu berühren. Im selben Augenblick traten Marina, ihr Haushofmeister Arteaga und der Apotheker Ponce de Güelva in das Krankenzimmer.

30.

Kriegsmaske war äußerst verstimmt darüber, daß die Eintretenden seine Selbsterniedrigung gesehen hatten. Er raste innerlich und gab sich nicht einmal die Mühe, seine

schlechte Laune zu verhehlen. Steif und zeremoniös begrüßte er den Arzt, die Dolmetscherin und ihren bestallten Beschützer und lächelte verbissen, als er Marina und Rabenblume Zärtlichkeiten austauschen sah. Dann starrte er unverrückt auf den kobaltblauen Lichtflecken in der kugelig gebauschten grünblauen Phiole.

Unberechenbar, leicht aus einem Extrem ins andere geworfen, fing er jetzt plötzlich an, seine Schwester zu hassen — aus keinem anderen Grunde, als weil er ihren Rat befolgt hatte. Und er nahm sich vor, nie mehr auf sie zu hören. Nicht minder haßte er jetzt die rotblonde Christenjungfrau, war sie doch der unschuldige Anlaß seiner Demütigung.

Um ärztliche Vorschriften erteilen zu können, hatte der Baccalaureus schon bei seinen früheren Besuchen sich die Begleitung Marinas ausgebeten; und diese wiederum betrat — auf ausdrücklichen Wunsch von Cortes — kein tlascaltekisches Haus, ohne ihren bis an die Zähne bewaffneten Mayordomo zur Seite zu haben. Der stolze, graubärtige Juan Pérez de Arteaga war ihr Schatten, taktvoll, dienstbeflissen, sich selbst auswischend. Und stets übersah sie ihn wie einen Schatten.

Ponce de Güelva hatte ein riesenhaftes mit lauem Kräuterwasser gefülltes Klistier mitgebracht. Ein Monstrum von einem Klistier. Für die Bewohner Tlascalas ein neugieranreizendes Zauberwerkzeug unbekannter Funktion.

Das Kind war erwacht und schrie aus Leibeskräften, wie es jedesmal beim Anblick des verrückten Apothekers

geschrieen hatte, an dessen struppigen, schmutzig-braunen Räuberbart es sich nicht gewöhnen konnte. Nachdem er den Puls gefühlt und befriedigt genickt hatte, legte er den kleinen kupferroten Körper bäuchlings auf die Kissen und bohrte das Instrument in die kindlichen Eingeweide. Er war ein Pedant; und was er tat, tat er feierlich und gründlich.

Da plötzlich — mit leisen katzenhaften Schritten war Kriegsmaske herzugeeilt und hatte blitzschnell das Kind befreit. Ponce fühlte eine eiserne Hand sich auf seine Schulter legen. Zischend vor Wut, mit verzerrtem Gesicht stand Kriegsmaske vor ihm und hielt ihm das Klistier unter die Augen.

„Wehe dir!" brüllte er.

Weit entfernt sich einschüchtern zu lassen, geriet auch der Apotheker in Wut. In seiner Welt war, was er hatte tun wollen, logisch, heilsam und alltäglich. In der Welt der Völker Anahuacs aber war es eine Schändung, ein unerhörter Verstoß gegen die Sittsamkeit. Wo beide Welten aufeinander prallten — wie einst bei den Totonaken und jetzt hier — ergab sich eine groteske Situation, deren heimliche Komik noch gesteigert wurde durch die überhebliche Verachtung beider Welten für einander. Kriegsmaske verteidigte sein Kind und der Baccalaureus verteidigte seine Wissenschaft, die ihm nicht weniger heilig war. Auf die überlegene Wissenschaft Europas ließ er nichts kommen. Nachdem er eine üble Flut von Schimpfereien hervorgesprudelt hatte, — so maßlos, daß der steifleinene Pérez de Arteaga sich veranlaßt sah, ihn daran

zu mahnen, sie wären Gäste hier im Hause, — verwandelte sich seine Wut in Sarkasmus. Zu Marina gewendet, die verlegen mit Rabenblume abseits stand, — denn schon gleich zu Beginn des Streites hatte sie die Beleidigungen zu übersetzen sich geweigert, — gab er bei allen Heiligen schwörend das Versprechen, er werde sich hinfort zügeln, und bat sie, wieder Dolmetscherin zu sein. Nun behandelte er den Prinzen mitleidsvoll und herablassend als Schwachkopf, der gar zu sehr der Belehrung bedürfe, und erklärte ihm die Manipulation des Instruments, worin sich weder Blitzfeuer noch Todesgift noch Dämonen befänden, sondern unschuldiges lauwarmes Wasser . . .

Als Antwort darauf spritzte ihm Kriegsmaske den unschuldigen Inhalt des Klistiers ins Gesicht und brach in ein böses kaltes Gelächter aus.

Für den Apotheker hatte der Auftritt keine weiteren Folgen. Um so schlimmere aber für Prinz Kriegsmaske. Denn seine Gereiztheit war allgemach zur Überreiztheit geworden. Marina warf Rabenblume einen angstvollen Blick zu, begriff sie doch, in welcher Gefahr der ahnungslose Quacksalber schwebte . . .

Da klirrte und raschelte es am Korallenvorhang, und herein durch die Tür schob sich wankend, scheu und furchtgehetzt die berückende Gestalt Kreideschmetterlings. Von zwei Torhütern wurde er geführt. Jetzt riß er sich los aus ihren Händen und stürzte vor dem Prinzen zu Boden. Zerschlissen und zerrissen die kostbaren Mädchenkleider, verwahrlost, zerzaust das Haar, ungeschminkt das

Gesicht, ungewaschen, mit einer Schmutzkruste bedeckt — war doch das reizvolle Wesen in seiner Verwilderung schön wie je.

Im Augenblick war der Apotheker vergessen. Der Prinz hatte nur noch für den Ankömmling Augen und Sinn. Sein nach Entladung lechzender Groll hatte ein neues und würdigeres Ziel gefunden.

31.

Die Torhüter berichteten, daß Kreideschmetterling, Kopf und Gesicht mit einem groben Hanftuch verhüllt, an einem der Nebeneingänge des Tecpans erschienen war, reumütig darum flehend, vor Kriegsmaske geführt zu werden.

Und in der Tat, freiwillig hatte sich der Zwitter eingestellt, wenn auch sein Entschluß, dies Äußerste zu wagen, kein freiwilliger war. Gleich nach der Befreiung durch die Kastilier hatte er im schützenden Dunkel jener regnerischen Nacht aus Tlascala flüchten wollen aber nicht können, da er die Tore der Stadt verschlossen fand. Und ebenfalls verschlossen, wie er bald in Erfahrung brachte, war der Palast des Fürsten Piltecatl, seines Beschützers, welcher fern in einer Felsenburg weilte. Bis Morgengrauen trieb sich Kreideschmetterling hungernd und fröstelnd in der Stadt umher. Bei Tageslicht sich auf der Straße zu zeigen, durfte er nicht wagen, da jedermann ihn kannte und er Gefahr lief, gesteinigt oder ausgeliefert zu werden. So war ihm kein anderer Ausweg geblieben, als in seinem Elternhause ein Asyl zu suchen. Doch als er die Schwelle, die er seit Jahren gemieden hatte, betrat,

traf er nur noch seinen Vater an; die Mutter und zwei Geschwister waren tot. Der Vater, ein armer Amolchiuhqui, ein Seifensieder, gealtert, menschenscheu, mürrisch, weigerte sich anfänglich, sein Kind aufzunehmen. Ausgemerzt hatte er aus seinem Herzen Erinnerung und Namen und Bild der einst geliebten Tochter, deren Ruhm nicht mehr sein Stolz, deren Schande nicht mehr seine Schmach war. Auch fürchtete er, sich den Zorn des mächtigsten der Stammesfürsten zuzuziehen. Als Kreideschmetterlings Bitten dringlicher und lauter wurden, ließ er ihn zwar ein, schloß ihn jedoch sofort in einen kellerartigen lichtlosen Raum, aus Besorgnis, seine Kundschaft könne seinen Laden betretend den Gast wittern und auch ihn selbst als Hehler verraten. So hatte nun Kreideschmetterling den Menschenkäfig des Tempels mit einem anderen Gefängnis vertauscht; und wenn es ihm auch an Speise nicht fehlte, so war er doch der Möglichkeit beraubt, sich und seine Kleider vom Schmutz, von den entsetzlichen Schandmalen des Menschenkäfigs zu säubern. Der Aufenthalt im Elternhause mochte drei Tage gewährt haben — genau wußte es Kreideschmetterling nicht, weil Nacht von Tag sich nicht unterschied — da öffnete der Alte den verriegelten Keller und sagte ihm: er sei im Begriff, den Prinzen Kriegsmaske aufzusuchen und aufzuklären; und nichts könne ihn davon abhalten, es sei denn, daß Kreideschmetterling sich freiwillig in den Tecpan des Prinzen begebe, seine Strafe zu empfangen. Und Kreideschmetterling zog es vor, freiwillig vor seinen Richter zu treten, der ihn bis zur Raserei liebte. War es

ein Wagnis, so war auch die Rettung, wenn es glückte, gewiß.

Tränen vergießend lag er jetzt am Boden vor den Füßen seines Peinigers, besudelt und beschmutzt wie ein pfeildurchbohrter, blutender Schmuckvogel. Sein nasser Mund bebte und zuckte. Seine hellbraunen angstvergrößerten Augen hingen unverrückbar am starren, sich versteinernden Antlitz des Prinzen.

„Töte mich! . . . Ich habe es verdient! . . ." hauchte der Hermafrodit.

Doch nichts regte sich im steinernen Gesicht. Wohl aber griffen die Finger des Prinzen langsam am Gurt entlang und zogen langsam einen nadelspitzen Knochendolch heraus. Es wurde still im Zimmer.

Da legte sich eine zarte Hand auf den Arm des Prinzen. Rabenblume war an ihn herangetreten und flüsterte, mit dem Kopf nach dem Krankenlager weisend:

„Das Kind! . . ."

Und mit schmeichlerischem Augenaufschlag nahm sie ihm den Dolch aus der Hand.

Kriegsmaske ließ es geschehen, überließ ihr den Dolch, als sei es ein Spielzeug. Er hatte sich umbesonnen. Er nickte zerstreut und finster.

„Ja, nicht hier! . . ." sagte er. „Kommt!"

Und er schritt hinaus in den angrenzenden Saal.

Rabenblume, Marina, Ponce und Arteaga folgten ihm beklommen. Kreideschmetterling war erst wie betäubt liegen geblieben. Von den Torhütern barsch gemahnt, erhob er sich und ging mit ihnen in den Saal.

Nur Isabel Rodriguez und die alten Fächerträgerinnen blieben am Bett des Kindes.

Im Saal winkte Kriegsmaske die beiden Torhüter heran und befahl ihnen, die Gäste aus dem Palast hinaus zu geleiten. Dann erteilte er ihnen, sie in eine Nische ziehend, mit flüsternder Stimme einen anderen Befehl.

„Bringt die weiße Schlange!" sagte er.

Die Torhüter entfernten sich mit den Christen, deren Abschiedsverbeugungen Kriegsmaske höflich-gleichgültig, mit seinem bunten Zeremonienstab rasselnd, erwiderte. Den heimlichen Befehl hatte niemand außer den beiden Beauftragten vernommen.

32.

An der Schmalwand des Saales waren zwischen den drei Türen nischenartige halbkreisförmige Vertiefungen.

In eine von diesen hatte sich Kreideschmetterling gestellt, mit weit ausgestreckten Armen gegen die konvexe Wand gedrückt, als hoffte er, vom Gemäuer verschlungen und vor den steinernen Augen des Prinzen geborgen zu werden. Doch die steinernen Augen gaben ihn nicht frei. Näher und näher kam das steinerne Gesicht, der Prinz stellte sich vor die Nische, so daß ein Entkommen unmöglich wurde. Sanft und unmutig stand Prinzessin Rabenblume dicht hinter ihrem Bruder.

Vorhin im Krankenzimmer hatte Kreideschmetterling erkennen können, daß das von ihm fast erwürgte Kind außer Gefahr war. Daran klammerte sich jetzt seine Hoffnung. Eines vermeintlichen Mordes wegen war er von Kriegsmaske

an den Tempel geliefert worden, inzwischen aber hatte es sich erwiesen, daß er kein Mörder war.

Noch immer weinend und die Tränentropfen mit seinem langen zerzausten Haar von den Wangen wischend, begann er sich zu rechtfertigen. Mit seiner glockenhaften Mädchenstimme erzählte er, wie das Kind in die Haarschlinge geraten war, erzählte es lebhaft ausmalend, hinzu erfindend und frech lügend, um sich als schuldloses Opfer eines unglücklichen Zufalls hinzustellen. Er habe das geflochtene Haar an den Pfeiler gebunden, in der Absicht, als Spielzeug für das Kind einen Federball daran zu befestigen; wie aber das Kind sich drein verfangen hatte, habe ein Todesschreck ihn erfaßt; denn das habe er vorausgesehen, daß man ihm seine Unschuld nimmermehr glauben werde, und darum, ja bloß darum sei er geflohen und habe die alte Wärterin niedergeschlagen, um von ihr nicht niedergeschlagen zu werden.

Wie erlogen diese Darstellung auch war, so konnte sie doch glaubhaft erscheinen; und wäre Kriegsmaske gewillt gewesen zu verzeihen, er hätte es auf Grund dieser Erzählung tun können. Indes sein Groll war seit dem demütigenden Handkuß ohne Unterlaß gereizt und gezerrt worden — jetzt verlangte sein Groll ein Opfer.

Die beiden Torhüter waren zurückgekehrt, einen fußhohen Holzkasten tragend, dessen Öffnung — eine kleine Schiebetür — an der Seite, wie bei Vogelkäfigen, angebracht war. Außerdem waren an verschiedenen Stellen Luftlöcher gebohrt, breit genug, um kleine Fische und Eidechsen hindurchzustecken, womit das im Kasten gefangen gehaltene Reptil gefüttert wurde.

Die Torhüter stellten den Kasten zwischen Kriegsmaske und den Zwitter nieder. Und zum Prinzen gewendet sagte der eine:

„O mein Herr, hier ist die weiße Schlange!"

Kaum waren diese Worte gesprochen, schrillte Kreideschmetterling winselnd auf; und auch Rabenblume stieß einen jähen Schrei des Entsetzens aus.

Die weiße Schlange war eine der gefährlichsten Giftschlangen; ihr Biß tötete in wenigen Augenblicken. Jedermann in Tlascala wußte, daß Prinz Kriegsmaske, das Beispiel einstiger tepanekischer Gewalthaber nachahmend, eine weiße Schlange in seinem Palaste fütterte, um seine Sklaven in Zucht zu halten. Hatte ein Sklave ein todeswürdiges Verbrechen begangen, so wurde er der Öffnung der Schlangenkiste gegenüber gefesselt aufgestellt; und kaum war die Käfigtür geöffnet, quoll der geringelte armdicke, zwei Klafter lange Leib hervor, und sich aufrichtend schnellte die Schlange auf den vor ihr Stehenden zu. Die hinter ihr Befindlichen waren, nach den bisherigen Erfahrungen, nicht gefährdet. Das Gift erschöpfte sich mit dem einen Biß.

„Bruder, ich will nicht, daß du das tust!" schrie Rabenblume, und ihre Blicke funkelten Grausen und Zorn.

Doch heute versagte ihre Macht. Im Gegenteil, ihre Worte peitschten seinen Trotz empor, nun erstrecht zu zeigen, daß er auf sie nicht hörte. Er griff nach der kleinen Schiebetür.

Unbemerkt war Isabel Rodriguez aus der Krankenstube in den Saal getreten, hergelockt durch den schrillen Schrei,

der angstverstört durch die Palasträume flatterte wie ein weinender Vogel.

Ohne zu begreifen, was vorging, ahnte sie das Furchtbare. Sie wußte nicht, warum sie es tat, sie wurde von Mitleid und Empörung angetrieben, sich selbst nicht zu schonen.

Mit ausgebreiteten Armen stellte sie sich vor Kreideschmetterling. Vielleicht hoffte sie, ihre Gegenwart werde Kriegsmaske abhalten.

Doch der Prinz ließ sich nicht mehr abhalten. Auch durch Rabenblume nicht, die kreischend mit ihm zu ringen begann. Er schüttelte die an ihn Gekrampfte ab, stieß sie unwirsch, so daß sie in die Knie sank.

Und er öffnete die Tür des Schlangenkäfigs.

Der handgroße Kopf der weißen Schlange schob sich zuerst langsam, ruckweise vor. Rabenblume kniend, händeringend, stöhnte und schluchzte; jählings verstummte dann auch sie. Gläsern, fast transparent, rückte, glitt und quoll der mattgetigerte hellschuppige Leib heraus. Die Schlange hob sich kerzengerade, züngelte, riß den Rachen spannenweit auf, so daß die zwei langen geschweiften Giftzähne wie elfenbeinerne Haken blinkten; und auf die vor ihr erstarrt Umschlungenen schoß sie zischend los.

33.

Isabel Rodriguez lag bleich auf den Marmorfliesen, und über sie hingestreckt schluchzte Rabenblume, halb wahnsinnig vor Jammer. Aber auch des Prinzen Starrsinn hatte sich, sobald das Unglück geschehen war, in einer Flut von Tränen gelöst. Da er seitens seiner Schwester kein Mitgefühl für seine Selbstverwünschungen erhoffen

durfte, warf er sich dem eben noch gehaßten Hermafroditen an den Hals und schluchzte seinen Schmerz an dessen Brust aus. Da traten Cortes, Alvarado, Marina und die Schwarze Blume ein. Und ihnen folgten Aguilar, Arteaga und Ponce de Güelva.

Schon seit mehreren Tagen weilte die Schwarze Blume in der Stadt Tlascala. Am Tage des Einzugs der Christen hatten Boten von der westlichen Grenzwacht der Otomis die Mitteilung überbracht, mit einem kleinen Gefolge sei die Schwarze Blume an der Großen Mauer eingetroffen und erbitte vom Hohen Rat die Genehmigung, durch tlascaltekisches Gebiet ziehen zu dürfen, um in der Hauptstadt den weißen Göttern seine Huldigung darzubringen. Wohl waren letzthin öfters Boten zwischen Tlascala und dem Feldlager der Schwarzen Blume hin und her gegangen. Aber die Ankunft des Königs selbst war doch eine unerhörte Überraschung. Der Rat der Alten ließ Anstalten treffen, ihn als Ehrengast zu empfangen und schickte ihm ein würdiges Geleite entgegen.

Am Tag nach der Öffnung der Menschenkäfige langte er an, neugierig von der mißtrauischen Volksmenge angestarrt, höflich doch zurückhaltend von den Stammesfürsten bewillkommt. Er übersah den frostigen Empfang, zeigte sich wie er war, düster-freundlich und ritterlich, ohne nach Gunst zu haschen, und eben damit erwarb er sich die Gunst der Tlascalteken.

Stürmisch war seine Begrüßung mit Cortes. Ein Orkan war die Heftigkeit, mit der er seine Zuneigung, sein Zugetansein, seine Begeisterung für das Kreuz und die Kreuz-

träger äußerte. Vor einem silbernen Kruzifix, das Cortes ihm schenkte, warf er sich auf die Knie, bedeckte es mit Küssen. Kaum hatte er erfahren, daß die Fürstentöchter getauft werden sollten, und schon bestand er darauf, mit ihnen getauft zu werden. Die Kastilier waren verblüfft; — ein solches Temperament, gepaart mit warmblütiger, wenn auch überhitzter Herzlichkeit, hatten sie noch nie an einem Indianer beobachtet. Auch äußerlich hob er sich ab —: wie zum Trotz gegen die alten Götter war er ohne Gesichtsbemalung vor Cortes getreten. Hellhäutig war er, bleich wie ein Europäer. Langschädlig sein Kopf, auffallend schön das Profil mit der hochhöckerigen Adlernase und dem vorspringenden, edel ausgemeißelten Kinn. Seine fortreißende, alle Gipfel überklimmende Leidenschaftlichkeit hatte nichts von der Ungeschlachtheit eines Barbaren, sie äußerte sich in feingeschliffenen Redewendungen und Bildern, häufig aber auch, wortkarg, bloß in Mienen und Blicken, mit der morbiden an den Königshöfen Zentralamerikas so geschätzten Überverfeinerung und wehmütigen Anmut, dem Erbgut uralter Kulturen.

34.

Der Prunkraum, in welchem Kriegsmaske sonst Gäste zu empfangen pflegte, lag im vorderen Palastteil nahe beim Haupttor. Daß Cortes mit seinen Freunden und Begleitern unangemeldet in das Innere des Tecpans vorgedrungen war, hatte seinen Grund in der Besorgnis um das Los Kreideschmetterlings, von dessen Lebensgefahr er soeben durch Marina erfahren hatte. Denn als früh am

Morgen dieses Tages die Schwarze Blume dem Prinzen Kriegsmaske einen Höflichkeitsbesuch abstatten wollte, waren Cortes und Alvarado mitgegangen und hatten, außer dem Gefolge des Königs und einer kleinen kastilischen Leibwache, Jerónimo de Aguilar — anstelle der abwesenden Marina — als Dolmetscher mitgenommen. Unweit vom Palasteingang waren ihnen Marina, Arteaga und der Baccalaureus mit verstörten Gesichtern entgegengekommen, tief bewegt von der drohenden Katastrophe, deren Ausgang sie nicht mehr hatten sehen können. Um, wenn noch möglich, den Mord zu verhindern, ließ sich Cortes von ihnen — sein Gefolge am Eingang des Tecpans zurücklassend — in das Palastinnere führen.

Sie waren zu spät gekommen. Der Apotheker konnte nur feststellen, daß Isabel Rodriguez tot war. Rabenblume fuhr fort, über der Leiche zu schluchzen. Und auch Kriegsmaske ließ Kreideschmetterling nicht fahren, klammerte sich an seinen gebrechlichen Körper wie Schutz suchend, starrte mit aufgerissenen Augen die Eindringlinge schreckhaft-finster an, während die kleinen Tränenkugeln ihm über die grasgrün bemalten, von Narben karrierten Wangen liefen.

Cortes blieb eine Weile stumm. Er mußte sich fassen und mußte überlegen. Die Begleitumstände des hier Geschehenen schienen unentwirrbar; — kein Europäer war Zeuge gewesen. Die Tote, eine Schwester des Scharfschützen und Trompeters Sebastián Rodríguez war ein Liebling des Christenheeres. Ihrem Zauberspruch —

Es ist Marias Wille!
Blut, steh stille —

glaubte mancher Kastilier seine Heilung zu verdanken. Es war zu befürchten, daß die Kunde von ihrem rätselhaften Tod die heißblütige Mannschaft zu einer unbedachten Tat hinreißen könnte. Die unschätzbare Freundschaft von Tlascala aber durfte unter keinen Umständen aufs Spiel gesetzt werden. Also galt es vor allem, das Heer zu beschwichtigen. Wenn dies Ziel mit anderen Zielen vereinbar war — um so besser. Cortes beschloß von Kriegsmaske ein Lösegeld zu fordern, das seines Heeres Trauer um die Tote aufwog.

Durch Marina ließ er fragen, wie das Unglück sich ereignet habe.

Im Gesicht des Prinzen ging eine Wandlung vor; wie ein aus dem Schlaf Erwachender zuckte er zusammen. Seine Hände lockerten sich, er ließ den Hermafroditen los. Den beiden Torhütern — welchen es eben erst gelungen war, die Schlange einzufangen und in den Käfig zu sperren — sagte er, ohne die Lippen zu bewegen, einige gehauchte, kaum vernehmliche Worte.

Die Schwarze Blume stand zu weit entfernt; doch Marinas scharfes Gehör hatte die Worte aufgefangen. Sofort entfernte sich Arteaga statt der beiden Torhüter, welche am Verlassen des Saales gehindert wurden, denn Kriegsmaske hatte bewaffnete Hilfe rufen wollen.

Durch dies Mißlingen an der Schwelle der Verzweiflungstat entmutigt, verlor der Prinz allen Halt. Und auch sein eben noch aufbegehrender Trotz brach zusammen. Nur sein Stolz gab sich selbst nicht auf, weniger durch die weißen Götter als durch den ebenbürtigen Fürsten der Acolhuas zur Selbsterhaltung gezwungen.

Ein Gefühl des Unbehagens empfand aber auch die Schwarze Blume, als er den berühmten Kriegshelden ratlos vor seinen weißen Richtern dastehen sah. Nicht daß er ein Mitgefühl hatte. Sie mochten einander nicht: voll hellseherischen Mißtrauens spürte die Schwarze Blume die Doppelzüngigkeit des Tlascalteken; und dieser witterte in ihm den Renegaten. Aber der mit Verschlagenheit gemengten Ritterlichkeit des Königs widerstrebte es, untätiger Zuschauer einer Demütigung zu sein. Unbekümmert um Cortes tauschte er die stereotypen höflichen Begrüßungsphrasen mit Kriegsmaske aus und erbat sich von ihm die Erlaubnis, an die Bettstatt des kranken Kindes hintreten zu dürfen, dem er Blumen mitgebracht habe. Mit Aguilar, der ihm den Weg zeigte, entfernte er sich in das Krankengemach.

35.

Cortes ließ durch Marina nochmals seine Frage wiederholen. Aber Kriegsmaske fand keine Antwort. Er weinte wieder.

Da redete Kreideschmetterling für ihn und gab eine Beschreibung des tragischen Vorganges. Wie vorhin zu seinen Gunsten, mischte er jetzt zugunsten seines Gebieters Wahrheit und Lüge. Er stellte es so dar, als habe er aus Todesfurcht Schutz hinter der eben eintretenden Isabel Rodriguez gesucht, ihren Körper wie einen Schild vor sich haltend, als bereits die weiße Schlange aus dem Käfig gekrochen war. Damit nahm er alle Schuld auf sich und entlastete seinen Herrn.

An einer Wimper des Prinzen verdunstete eine letzte Träne, und er wischte sie mit dem knochigen, karminrot bemalten Zeigefinger ab. Seine dankerfüllten Blicke hingen gebannt am so lügenhaften, mädchenhaften Munde des Hermafroditen. Mehrmals während der Erzählung nickte er und murmelte: So geschah es, ja, so geschah es! . . . Und als Kreideschmetterling geendet hatte, wiederholte er: „So geschah es! . . . Unser Herr Tezcatlipoca ist der Beschirmer der Wahrheit!"

Gebeugt über die Leiche des Christenmädchens hatte Rabenblume all die Zeit teilnahmlos und fast regungslos dagelegen, nur zuweilen geschüttelt vom Krampf ihres Schluchzens. Vergebens hatte sich ihr Verlobter, Pedro de Alvarado, um sie bemüht und versucht, sie sanft emporzuheben. Seine spanischen Trostworte waren ihr unverständlich, seine streichelnden Hände hatte sie unmutig fortgestoßen. Jetzt aber erhob sie sich, schritt auf Cortes zu und feierlich ernst wies sie mit ausgestrecktem Arm auf Kreideschmetterling und ihren Bruder.

„Beide lügen!" sagte sie. Und ihre Armspangen klirrten, denn sichtbar zitterten ihre zarten Gelenke vor Empörung, Abscheu und Haß.

Den flehenden Augen ihres Bruders wichen ihre Augen nicht aus. Doch jene flehten nur einen Augenblick, wurden sofort hart wie ihre, haßerfüllt und spöttisch.

Nun erzählte Rabenblume wahrheitsgemäß und erhob die Mordanklage gegen ihren Bruder.

Kreideschmetterling machte noch einen Rettungsversuch. Er sagte zu Cortes:

„Die Cihuapilli war von den Geistern des Schreckens geblendet! . . ." Doch Kriegsmaske ließ ihn nicht ausreden.

„Ich will den Tod der weißen Göttin bezahlen", erklärte er.

Das Wort war gefallen, auf welches Cortes gelauert hatte. Lieb war es ihm, daß der andere es zuerst ausgesprochen hatte. Mit seinen beringten Fingern strich er sich sinnend über den langen kastanienbraunen Vollbart.

„Bist du reich genug, eine Christin zu bezahlen?" fragte er ernst und höflich.

Die Frage verscheuchte die unterwürfige Demut aus dem Antlitz des Prinzen. Er richtete sich auf und erwiderte in überheblichem Ton:

„O Sohn der Sonne! So reich wie der große Montezuma bin ich nicht. Uns Tlascalteken fehlt es an Gold, uns fehlt es an Edelsteinen und Edelfedern. Doch ich besitze Häuser in der Stadt, ich besitze Paläste in der Stadt. Mir gehört das Herz des Volkes. Was ich beschlossen habe, hat der Rat der Alten von Tlascala beschlossen."

„Ich zweifle nicht, daß das so ist", sagte Cortes immer höflich lächelnd. „Und darum soll das Volk und der Hohe Rat von Tlascala mit dir gemeinsam das Lösegeld zahlen."

„Was wollt Ihr fordern?" fragte Alvarado unruhig. Er war konziliant und wollte mit seinem künftigen Schwager nicht brechen, dessen Freundschaft ihm wertvoll war.

„Seht ihn an, Don Hernando", fuhr Alvarado

fort, „der Mann ist zermürbt von Reue und zu jeder Buße bereit, die seinen Stolz nicht niedertritt. Doch ich bitte Euch, überspannt den Bogen nicht!"

Cortes wollte ihm antworten, aber Rabenblume kam ihm zuvor.

„Alle sollen an Xesu Quilisto glauben!" rief sie ekstatisch. „Alle, alle, alle! Mein Bruder kann das Volk und den Hohen Rat überreden. Nur er hat die Macht, es zu tun."

Ihre Ekstase war nicht frei von Triumph. Sie wußte, daß sie ihn ins Herz getroffen hatte.

Kriegsmaske machte eine Bewegung, als wollte er sich auf sie stürzen. Er bezwang sich.

„Nicht nur das verlange ich", sagte Cortes jetzt zum Prinzen. „Nicht nur die Bekehrung des Volkes wirst du erwirken, wenn du willst daß dir der göttliche und die menschlichen Richter verzeihen. Du wirst uns auch einen deiner Paläste überlassen, auf daß wir hier in Tlascala ein Kloster gründen, wo die Söhne des Adels und des Volkes eine menschlichere Erziehung erhalten, als euch bisher zuteil ward. Und dein kleiner Sohn soll, sobald er genesen ist, als einer der ersten Zöglinge im Kloster wohnen."

Nachdem Marina dies übersetzt hatte, starrte Kriegsmaske sie ratlos an, schüttelte den Kopf und sagte fast schüchtern leise, er habe nichts verstanden. Sie mußte es ihm nochmals übersetzen. Da brach er in ein hysterisches Gelächter aus. Er holte aus seinem am linken Handgelenk hängenden Weihrauchbeutel eine irdene Schrillpfeife hervor, führte sie an den Mund und ließ einen scharfen

Pfiff ertönen. Sofort füllte sich der Saal mit bewaffneten indianischen Kriegern. Augenscheinlich hatten sie in einem angrenzenden Raum auf das Zeichen gewartet.

Die Lage von Cortes und Alvarado wäre verzweifelt gewesen, wäre nicht fast gleichzeitig durch eine andere Saaltür die kastilische Leibwache, eisenklirrend und dröhnenden Schrittes, eingetreten, geführt von Arteaga. Dieser meldete, daß Velázquez de León, Olid und Sandoval, von ihm benachrichtigt, den Tecpan mit zahlreicher Mannschaft besetzt hätten und auch Artillerie bereit hielten.

Es kam nicht zum Blutvergießen. Kriegsmaske war klug und täuschte sich nicht über seine Hilflosigkeit. Todfinster befahl er den Adlern und Jaguaren sich aus dem Saal zurückzuziehen.

Doch mit liebenswürdigstem Lächeln hinderte Cortes auch dies. Die Anwesenheit der Adler und Jaguare sei ihm erwünscht, äußerte er, denn sie könnten sogleich Zeugen des Eides sein, den der Prinz schwören werde; sie könnten gewissermaßen seine Eideshelfer sein.

Kriegsmaske nickte dazu, als sei das auch sein Wille. Er hatte keinen Willen mehr.

Mechanisch leistete er den Eidschwur, indem er mit dem Zeigefinger die Erde und dann seine Lippen berührte. Als Buße verpflichtete er sich, seines Volkes Glauben, einen Palast und seinen Sohn darzubringen. Die Eidesformel schloß mit den Worten:

Unser Vater, die Sonne, sieht es und hört es!

36.

Nach dem Schwur umarmte Cortes den Prinzen und dankte ihm. Dann begaben sie sich ins Krankenzimmer.

Vergnügt saß das Kind aufrecht in den Kissen und hielt ein Nenetl — eine aus Holz geschnitzte Puppe — in den Armen. Aguilar beendete eben eine Erzählung. Die Schwarze Blume, der gleichfalls zugehört hatte, nickte befriedigt.

„Ei, Ihr habt wohl dem kleinen und dem großen Kinde ein Märchen erzählt?" fragte Cortes gutgelaunt.

„Ja, Euer Gnaden", erwiderte Aguilar und errötete. „Das Märchen vom Aschenkätzchen, das im Elend lebte und doch schließlich eine mächtige Königin wurde."

Marina war ins Gemach getreten. Aguilar hob die Augen zu ihr empor, und seine Augen sprachen: „von dir habe ich erzählt!"

Dann wurde er weiß im Gesicht. Vernichtend war die Antwort ihrer Augen.

37.

Den Bruder der toten Isabel, den Trompeter Rodriguez, zu benachrichtigen, hatte Alvarado übernommen. Ein Trupp Soldaten trug die Leiche des Mädchens in lugubrem Zuge, ein Miserere singend und mit entblößten Häuptern aus dem Tecpan.

Zurückgekehrt ins kastilische Quartier, welches trotz einer Einladung des Offenen Gesichts noch immer bei Denen-auf-der-Kalkerde im geräumigen Tecpan der Sammelnden Biene aufgeschlagen war, traf Cortes Gesandte benach-

barter Völker an, wie solche sich jetzt täglich einfanden, dem weißen Gotte mit Huldigungen und Gaben zu nahen. Eine dieser Gesandtschaften kam aus Huexotzinco, der Heimat des Tempel-Fegers; eine andere aus dem an Tlascala und Cholula grenzenden Ländchen Tlachquiauhco, dessen Hauptstadt Yuquane von Montezuma einst zerstört worden war. Sie brachten außer Geschenken auch Nachrichten mit, die in das von der Welt abgeschlossene Tlascala bisher nicht gedrungen waren. Von den beiden Priesterkönigen Cholulas war der eine vor wenigen Tagen gestorben; sein Sohn, fast noch ein Knabe, — (derselbe, der im Weißen Mondgefilde die Christen besucht und sich in Marina verliebt hatte) — war zum Nachfolger bestimmt, doch sollte seine Krönung erst nach einer längeren Trauerfrist erfolgen. In Cholula herrschte augenblicklich nur ein Priesterkönig, dessen Name Tecuanhuehue, das Alte Raubtier, war — und seinem Namen entsprach seine böse Art. Bestochen von Mexico, hatte er den Rat der Alten in Cholula zu einem den Christen feindlichen Gesinnungswechsel veranlaßt, hatte drei widerstrebende Senatoren gefangen gesetzt und mit ihnen auch einen Abgesandten Tlascalas, der nach Cholula gekommen war, den bevorstehenden Besuch der weißen Götter anzukündigen. Das Alte Raubtier begründete die Gefangennahme des tlascaltekischen Boten mit der Behauptung, die Republik Tlascala habe sich außerhalb des Völkerrechts gesetzt, seit sie jüngst mit den totonakischen Boten Tehuch und Cuhextecatl ebenso verfahren sei.

„Nun wird aus dem Himmel die Feuerschlange

wieder zur Erde steigen!" sagte die Schwarze Blume, als Cortes die Gesandten Huexotzincos und Yuquanes entlassen hatte. „Tlascala wird an Cholula den Kriegspfeil senden."

Cortes, Marina und die Schwarze Blume gingen im Adlersaal auf und ab, die beunruhigenden Ereignisse erörternd. Im Schloßgarten draußen lärmten die Soldaten, hämmerten an Gewehr und Waffen. Der Bergmann und Tanzmeister Ortiz zirpte auf seiner Guitarre. La Medina summte ein trauriges Lied:

> Gönnt mir's doch und laßt mich's träumen,
> Daß mein Herz ein Herz gewonnen!
> Nur das Glück, das ich ersonnen,
> Welkt nicht, wie das Laub an Bäumen.

Die Mittagsglut, die den Aufenthalt draußen unleidlich machte, hitzte auch die Mauern des Saales. Darum begaben sich die drei in einen kleineren halbdunklen Raum, in dessen Mitte ein quadratisches Wasserbecken aufragte. Aus dem Schnabel eines kupfernen Reiherkopfes fielen einzelne Tropfen und bildeten gleitende Ringe auf der dunklen Spiegelfläche.

Cortes, Marina und die Schwarze Blume setzten sich auf den Alabasterrand der Fontäne.

Die Schwarze Blume erzählte von Yuquanes Ausrottung, vom Blütenbaum und vom Tod seines Schwagers, des Prinzen Grasstrick. Und da Cortes sich nach Grasstricks Witwe erkundigte und fragte, ob auch sie dem Neid Montezumas zum Opfer gefallen sei, sprach er lebhaft und mit Wärme von seiner Schwester Prinzessin Perlmuschel. Sie lebe als Geisel in Tenuchtitlan, doch Tag

für Tag gedenke sie der roten Blume von Yuquane und ungeduldig erharre sie die Ankunft des Befreiers, des Heilbringers, des Strafers mexikanischer Untaten.

Und unvermittelt bot er seine Schwester Cortes als Gemahlin an.

„Noch nie ward ein Mann von einem Weibe so ersehnt wie du! Wenn du sie erblicken wirst, wirst du sie lieben. Sie ist schön wie Omi-Xochitl, die Totenbeinblume. Ihr Haar ist schwarz und lang und so glänzend, daß du dich in ihm spiegeln kannst."

Schmerzensschwer legte sich's auf Marinas Brust, während sie diese Worte übertrug. Ein Schicksal, ein verwunderungswürdiges, anteilwertes tauchte unerwartet empor und stellte sich wetteifernd neben ihr Schicksal. Und sie sah voraus, daß nicht Schönheit mit Schönheit ringen werde, sondern Leid mit Leid.

Doch nur einen Augenblick zitterte sie. Ein Blick auf Cortes gab ihr die Zuversicht zurück.

Er lächelte sein sieghaftes Lächeln.

„Du hast nichts zu fürchten, Marina! . . . Sage ihm: auf einer der Inseln des Südens lebe mein Weib."

Sie übersetzte es. Unmutig schüttelte die Schwarze Blume den Kopf.

„Mein Herz sieht es", sagte er hartnäckig; „es ist unabwendlich. Gilt denn der König der Totonaken mehr als ich? Du hast ihm aber seine Tochter nicht ausgeschlagen."

Da wurde Cortes plötzlich inne, daß er ein Unrecht gegen sich selbst und Marina in Sempoalla begangen

hatte. Blitzartig durchleuchtete ein grelles Schlaglicht seine Seele, und er gewahrte den häßlichen Flecken. Nie hatte er es sich eingestanden, obgleich er es eigentlich damals schon wußte, als Alvarado und die anderen Feldobristen ihn mit peinigender Hilarität zur Brautschaft beglückwünscht hatten. Jetzt fühlte er ein Mißbehagen, als wäre er im eigenen Netz gefangen, unfähig aus den Maschen zu schlüpfen.

„Du stehst höher als der Totonakenkönig", sagte er. Und sogleich ärgerte er sich, daß er keine bessere Antwort gefunden. Sie sollte evasiv sein und hörte sich doch fast wie ein Versprechen an. In den Ohren aber klangen ihm die Worte: ihr Haar ist so glänzend, daß du dich in ihm spiegeln kannst . . .

Das Gespräch wurde unterbrochen. Der Rat der Alten von Tlascala hatte einen öffentlichen Ausrufer gesandt mit dem dringenden Ersuchen an Cortes, die Sitzung des Senates, wo heute Beschlüsse von weittragender Wichtigkeit gefaßt würden, durch seine Gegenwart zu ehren.

38.

Mit der Schwarzen Blume und seinem ganzen Stabe begab sich Cortes in den Tecpan des Hohen Rates. Wie die Kastilier waren auch die tlascaltekischen Senatoren eben erst durch König Truthahn zur Beratung geladen worden. Fast vollzählig waren sie erschienen. Zwei fehlten: Kriegsmaske und der Häuptling Fichtenzweig, der Freund des Prinzen; beide hatten sich wegen Krankheit entschuldigen lassen. Dafür war — unerwarteterweise — Fürst

Piltecatl, der Neffe des Offenen Gesichts, anwesend. Die Kunde von der Öffnung der Käfige und der Freilassung Kreideschmetterlings hatte ihn in seinem Bergschlosse erreicht, und er war in die Stadt geeilt, um — falls es nicht zu spät sein sollte — des Zwitters habhaft zu werden. Doch es war zu spät — das hatte er gleich nach seiner Rückkehr am Morgen dieses Tages durch den greisen Seifensieder, den Vater Kreideschmetterlings, in Erfahrung gebracht.

Außer den vier Stadtkönigen, dem Hohen Rat und den Ehrengästen befanden sich auch die Gesandten aus Yuquane im Saal. Ein Bericht, den sie dem König Truthahn über die Vorgänge in Cholula erstattet hatten, war die Veranlassung der heutigen Sitzung.

Als die Kastilier eintraten, wurde bereits verhandelt. König Truthahn hatte die widerrechtliche Einkerkerung des tlascaltekischen Boten dem Rat der Alten bekannt gegeben, und mit feierlichen Eiden hatten die Gesandten aus Yuquane alle Einzelheiten bestätigt.

Der blinde Hundertjährige reckte seinen zittrigen Greisenkörper empor und forderte zum Krieg gegen das Alte Raubtier auf. Nach der Sammelnden Biene sprach das Offene Gesicht und führte aus: nicht weniger als die Tlascalteken hätten die Söhne der Sonne Ursache, auf Rache zu sinnen; denn ihretwegen, um ihren Besuch in der heiligen Stadt anzukündigen, sei der Bote entsandt worden. Der unerhörte Schimpf seiner Gefangennahme bedeute den Krieg.

„Dieses ist Feldbrand und Götterwasser!" rief er mit

gellender Stimme, so daß die Wände des Beratungs-
saales erdröhnten. Und von ihren Sitzen emporschnellend
stimmten die versammelten Häuptlinge in den Ruf ein:
„Dieses ist Feldbrand und Götterwasser!"

Die Metapher besagte: Dies ist Sintflut und Zorn-
feuer, dies ist der Krieg.

Im Namen seines Heeres erklärte sich Cortes bereit,
mit ins Feld zu ziehen, falls es zum Kampf kommen
sollte.

Einstimmig beschloß der Hohe Rat, dem Alten Raub-
tier als Wahrzeichen der Kriegserklärung eine Büchse mit
weißer Schminke zu senden.

39.

Jedoch dem Priesterkönige die weiße Schminke zu über-
bringen, konnte sich nur unterfangen, wer mit dem Leben
abgeschlossen hatte, wer jede Folterqual zu ertragen
gewillt war. Tlascala mochte keinem seiner tapferen
Söhne einen Auftrag erteilen, dessen Ausführung nicht
anders als mit dem entsetzlichsten Tod erkauft werden
konnte.

Und wieder sprach die Sammelnde Biene:

„O ihr Tlascalteken, meine Brüder und Söhne! Wenn
Tlascala, unser aller Mutter, euch dies befehlen würde —
ich zweifle nicht daran, keiner der Tapferen würde zu-
rückschrecken. Doch Tlascala schreckt zurück, solches zu
befehlen, und wartet lieber, daß einer von euch sich frei-
willig erbietet. Den Kühnen, der das tun will, wird
Tlascala nicht vergessen und wird sein Herz aufbewahren

auf der Opferschale des Ruhmes und es lebendig erhalten in Liedern, welche zu singen die Söhne Tlascalas bis in ferne Zeiten im Erziehungshaus lernen werden, ihm zum Lob. Und auch der Witwe und der ihres Vaters beraubten Waisen wird Tlascala nicht vergessen und wird für sie sorgen, sie ernähren, kleiden und ausstatten."

Einem kurzen Schweigen folgte plötzlich ein beifälliges Gemurmel. Der sich freiwillig für den Todesgang meldete, war der Stammesfürst und Feldherr Piltecatl.

Lebensüberdruß, Verzweiflung, weil Kreideschmetterling ihm unwiederbringlich verloren schien, veranlaßte ihn, die heldenhafte Tat mit ihren Folgen auf sich zu nehmen.

Mit scheuer Ehrfurcht wurde ihm gedankt.

Aber auch die Kastilier erlebten eine ans Wunder streifende Überraschung. Während Piltecatl gefeiert wurde, erlauschte die Schwarze Blume geflüsterte Äußerungen, aus denen hervorging, daß hoffnungslose Liebesraserei der Grund solchen Heldentums war. Die Schwarze Blume bat Marina, es Cortes mitzuteilen. Und während sie das tat, hatte sie plötzlich die Empfindung: an meinen Mund haben sich zwei Blutegel gehängt und trinken mein Blut aus! Und sie fühlte, daß ihre Lippen weiß wurden. Als sie aber die Augen hob, sah sie, daß es die gierigen Asketenblicke Aguilars waren, die sich an ihren Mund gekrampft und festgesaugt hatten, so daß sie schaudern mußte. Sie fand den Mut, mitten im Satz abzubrechen, und zu Aguilar gewendet, die Frage zu stellen:

„Wolltet Ihr etwas sagen, Frater?"

„Nein . . . Nachher . . . Es ist nichts Wichtiges . . .“ stammelte er vernichtet.

Und gesenkten Hauptes ging er zu den vier Königen auf die erhöhte Estrade an der einen Schmalseite des Saales und sprach leise mit ihnen. Darauf teilte das Offene Gesicht den Versammelten mit: der Priester der weißen Götter sei entschlossen mit Fürst Piltecatl in die heilige Stadt zu ziehen.

War Marinas Achtung unerzwingbar, so hoffte er doch auf einen mitleidigen Blick von ihr.

Umsonst bestürmten ihn die Feldobristen, sein Wort zurückzunehmen. Sie begriffen nicht, ahnten sein Flagellantentum nicht.

„Ihr hättet erst meine Einwilligung einholen müssen!“ warf ihm Cortes vor.

„Euer Gnaden hätten mir die Einwilligung verweigert. Vielleicht vermag ich dort den Krieg zu verhindern“, erwiderte er schwermütig schmunzelnd, als wäre ihm eine List geglückt. „Ohne dem Ruf der Christen Abbruch zu tun, läßt sich nichts mehr rückgängig machen!“

Das wußten freilich alle. Und Marina wußte, was niemand wußte außer ihr und ihm. Und sie kam sich schuldig vor, trotz ihrer Schuldlosigkeit. Schuldig an seinem Tod. Und schuldig, weil zwischen ihr und ihm ein Geheimnis war.

Der Rat der Alten ließ dem Fürsten Piltecatl und Aguilar außer einer Büchse mit weißer Schminke auch weiße Daunenfedern, weißes Rindenpapier, einen Schild, eine Handfahne und eine Federkrone — als Geschenke für das Alte Raubtier — übergeben.

Siebentes Buch

1.

Gespenster gingen um in Tenuchtitlan. Nicht umsonst hatten beim großen Totenfest die Bewohner der Wasserstadt, auf ihren Dachterrassen betend, gerufen: „Kommt, o kommt, ihr Toten, — wir Lebenden harren euer!"

Seitdem die große Adlerschale sich geweigert hatte, im entgötterten preisgegebenen Tenuchtitlan zu wohnen, schlürften Totenseelen auf den steinernen Dammwegen über den See heran, schlüpften nachts durch geschlossene Tore, überkletterten Mauern, bewohnten und bevölkerten Edelsteinpaläste, Tempelkeller, wie auch Bettlerwohnungen an den dunklen Kanälen.

Die Toten hatten Mitleid mit den Lebenden. Die Unterwelt, das Land wo man nicht stirbt, sorgte sich um die Königin aller Städte und suchte die satte, goldgesättigte Einwohnerschaft aufzurütteln, wachzuschrecken und zu ermannen.

Es geschah, daß Kaufherren im Axixcalli, dem Ort wo sie ihre Notdurft verrichteten, eine zwergenhaft kleine und zierliche Frau erblickten. Sie war eine Spanne hoch, schmalhüftig, ihre Schenkel und Arme glichen feinen, langen

Stäbchen. Das offene Haar rieselte bis zu den Knien herab. Schlitzäugig das schöne winzige Gesicht, der Mund wollüstig und schmerzvoll. Schwankend ihr Gang wie der Gang einer Ente. Wer sie sah, wußte, daß er das Unheil der Azteken sah, welches in der Wasserstadt Wohnung genommen hatte, um nie mehr zu weichen.

Es geschah, daß alte erprobte Krieger, auch Kriegshauptleute und Oberfeldherren, auf nächtlichen Gängen durch die Gassen Tenuchtitlans einem hühnenhaften Phantom im Kriegertotenschmuck begegneten, das drohend ihnen den Weg vertrat. Sie rangen mit ihm und vermochten es nicht niederzuringen. Der erste Morgensonnenstrahl aber vertrieb das Gespenst.

Es geschah, daß Totenseelen die Gestalt von Tieren annahmen. In einem der reichsten, vom Schilfsee umspülten Adelspaläste wurde ein weißer Hase gefunden. Ein Rätsel war es, wie er hatte eindringen können. Als man sich anschickte, ihn zu fangen, entlief er spurlos. Und Tenuchtitlan zitterte schreckensbleich über das Vorzeichen.

Auch Montezuma wurde von einem Gespenst verfolgt. Zum erstenmal sah er es, als Tlascala den weißen Göttern den Frieden anbot. Ruhelos schritt er durch die Säle des großen Palastes; alle Höflinge hatte er fortgescheucht; nur von Feuer-Juwel, dem gelehrten Bücherschreiber, ließ er sich begleiten, ließ er sich die Todeszuckungen des sterbenden Toltekenreiches beschreiben. Und ein schmerzhafter Trost war es ihm, daß auch den Untergang der wunderbaren Toltekenkönige Schrecknisse und Zeichen vorausgeschattet hatten.

Bei einem Feste geschah es — berichtete Feuer-Juwel — daß sich ein ungeschlachter Riese unter die tanzenden Tolteken mengte. Und sie wagten den heiligen Tanz nicht zu unterbrechen, denn sie wußten, daß der Tanz mit dem Riesen unausweichbar, unabweislich, unentrinnbar war, verhängt von den Himmelsgöttern. Tanzend umarmte der Riese seine Mittänzer; und, wen er umarmte, den erwürgte er. So daß Hunderte tot auf dem Tanzplatz lagen, als der Riese entschwand. Und statt seiner erschien ein schönes kleines Kind den furchtgelähmten Tolteken. Lieblich und hellhäutig war das Gesicht des Kindes, so strahlend war es, daß das Volk sich herandrängte, das Himmelswunder zu sehen. Jedoch der Hinterkopf des Kindes war modrig, war eine faulige, scheußliche, eitrige Masse, und der Gestank, der von ihm ausging, ein Todesgift, das, die Luft verpestend, Tausenden und Abertausenden der Tolteken zum Verderben ward. Die Überlebenden aber zogen hinweg aus Anahuac . . .

Der Bericht Feuer-Juwels riß ab. Montezuma stieß einen gellen Schrei aus. Mit milchweiß umrandeten Augen stierte er auf die Saaltür. Seine zitternden Hände krallten sich hilfesuchend an den Annalenschreiber, krampften sich in dessen Schultern und Arme.

„O großer König, o Zorniger Herr, was erschrickst du so?" fragte Feuer-Juwel.

„Das Haupt . . ! Siehst du das Haupt nicht? . . ." winselte Montezuma. Das Klappern seiner Zähne war laut vernehmbar.

„Ich sehe nichts . . ." murmelte Feuer-Juwel.

Ein schweifendes Haupt kam langsam in den Saal geflogen. Träge und geräuschlos war zuerst der Flug des Hauptes, dem Flug einer Eule ähnlich. Und näher heranschwebend umkreiste es Montezuma und den Annalenschreiber. Es war ein bloßes Knochenhaupt, körperlos, fleischlos, ein gelber Schädel, leer und hohl wie eine trockne Kalebasse.

„Siehst du das Haupt nicht?" schrie Montezuma.

„Jetzt sehe auch ich es!" sagte der Höfling.

Das schweifende Haupt flog nun schneller, hob sich zur Decke, schnellte herab. Es prallte an Montezumas Schenkel und wie ein Ball prallte es ab, kollerte auf den Marmorplatten des Fußbodens hin mit dem hohlen Geräusch eines rollenden Schädels . . .

Entsetzt floh Montezuma. Und das Haupt flog hinter ihm her, bis er bewußtlos zu Boden sank.

Es war das erstemal. Aus der Ohnmacht erwachend sah sich der Zornige Herr von Ärzten und Pflegern umgeben. Die beschwichtigenden Worte seiner Umgebung befreiten ihn von der Gewißheit nicht, daß das Haupt wiederkehren, sein täglicher und nächtlicher Begleiter werden würde . . .

Tenuchtitlan erfuhr es und beweinte sich selbst und beweinte die edelsteinbehangenen, stolzen Töchter Mexicos . . .

2.

Aber außer dem goldstrahlenden, hochmütigen, ruhmberauschten Tenuchtitlan gab es auch ein alltaggraues, emsigstilles, dem Broterwerb nachgehendes Tenuchtitlan,

welches Ruhm und Heldengröße nie erstrebt hatte und auch der Schande, dem Verfall, dem Untergang des Aztekenreiches gleichmütig zuschaute. Ein Orkan kann Bäume fortfegen, aber nicht das Gras. Wo die Orkane der Geschichte brausen, schwinden die Herren und machen neuen Gewalthabern Platz. Ewig gleich aber bleibt sich das geschichtslose Volk der Dürftigen. Sein Adel ist älter als der älteste Adel auf Erden. Kultur ist nur möglich, weil sie, — die Geschichtslosen, — ackern und weben, mauern und schmieden; und dennoch — am sinnlosen oder sinnvollen Weltgeschehen ackern und weben, mauern und schmieden sie nicht, es sei denn, wo die Kultur sich selbst zerstört. Hoch über ihren Köpfen schwebt das Weltgeschehen wie Gewitterwolken über einer Landschaft.

Das Volk, das wimmelnd wie ein Bienenschwarm die ärmeren Gassen der Wasserstadt behauste, hatte schon zu Zeiten der Tepanekenkaiser Steine geschnitten, getischlert und Federmosaik kunstvoll genäht; wie auch schon, als Tula, die Stadt der Toltekenkönige, Mittelpunkt der Welt war; und selbst früher noch, als die Zapotekenkultur der Totenstädte Mitla und Palenque bis nach Anahuac reichte. Einander abgelöst hatten die Quinames, Olmeken, Zapoteken, Tolteken und Tepaneken — und ihre Staaten waren aufgeknospt, hatten Honig und Düfte spendend geblüht, waren verwelkt und sich entblätternd zerfallen. Volk auf Volk war hingesunken, hingeschwunden. Doch nach wie vor fingen Entenjäger am Schilfsee die Wasservögel, und Töpfer kneteten Ton, — unbekümmert darum, daß jetzt

Präriewölfe dort heulten, wo der Zürnende Aderlasser und Prinz Schambinde in grauenvoller Tepanekenpracht geherrscht, und daß ausgeraubt, dem Erdboden gleich gemacht die Silberpaläste der Tolteken waren, von deren Herrlichkeit nur noch schwermütige Sagen zu künden wußten. Ein Wort, ein bloßer Name war geblieben: die Handwerker in den Städten Anahuacs wurden Tolteca genannt.

3.

Der rotbärtige und rothaarige Gonzalo Guerrero, — der jetzt das Sklavenhalsband trug und am Scheitel die Sklavenfeder —, liebte es, in der armseligsten Stadtgegend umherzuschlendern, das Treiben des arbeitenden Volkes zu beobachten, sich mit Mantelwebern, Seifensiedern, Blumenhändlern, Lackarbeitern und Korbflechtern in Gespräche einzulassen. Sein an indianische Laute gewöhntes Ohr hatte sich ziemlich rasch in den Irrsalen der mexikanischen Mundart zurechtgefunden. Der Herabstoßende Adler, dessen Eigentum er war, besaß zahllose Sklaven, und nicht zum Fächerhalter, Axtträger oder Sandalenbinder hatte er den gefangenen weißen Gott bestimmt. Wertvolle Auskünfte und Ratschläge erwartete er von ihm; doch um die zu erhalten, mußte er ihm Zeit lassen, ihm Gelegenheit geben, seine Zunge zu üben. Darum war es diesem Sklaven unverwehrt, im Meer der Gassen unterzutauchen, ja sogar, auf einem Einbaum über den Schilfsee rudernd, die benachbarten Orte zu besuchen. Ein Fluchtversuch wäre unsinnig gewesen. Jedes Kind kannte den Roten Jaguar.

Eines Tages erblickte der Rote Jaguar im Menschengewühl einen Jüngling, dessen Gesicht und Gestalt ihm bekannt vorkamen. Der junge Mensch ging in der Tracht eines huaxtekischen Tonwarenhändlers und trug eine zuckerhutähnliche, spitze Kopfbedeckung aus Kaninchenhaarfilz. Da plötzlich entsann sich der Rote Jaguar, daß sein Herr, der Herabstoßende Adler, mit diesem selben Jüngling auf der Lagune vor Chapultepec zusammengetroffen, daß er in sein Kanoe gestiegen war und eine Nacht hindurch leise und eindringlich mit ihm geredet hatte. Es mußte ein großer Herr sein, der in Verkleidung ging. Der Rote Jaguar beschloß dem Rätsel nachzuspüren. Durch mehrere Gassen folgte er dem Jüngling und sah ihn schließlich in das ärmliche Haus eines Obsidianmesserhändlers treten. Auch er trat in das Haus. Doch in der staubgrauen, mit Steinsplittern übersäten Werkstatt fand er nur einen alten mürrischen Mann vor.

Von seiner Arbeit sah der am Boden hockende Alte nicht auf und erwiderte den Gruß des Sklaven, indem er geflissentlich stumm und flüchtig nickte. Die Kunstfertigkeit, mit welcher die Mexikaner Feuersteinmesser herstellten, hatte der Rote Jaguar zu bewundern noch nicht Gelegenheit gehabt, und eine Weile lang schaute er gebannt zu. Die Gewandtheit des Alten war staunenswert. Mit seinen beiden von Sandalen entblößten Füßen hielt er einen trommelähnlichen schwarzen Obsidianklotz umklammert und fest an die Brust gedrückt. In der Hand hatte er einen drei Ellen langen Stock, an dessen einem Ende ein Stück Holz — armdick, jedoch nur spannenlang

und an der Vorderseite flach geglättet — mit einem Riemen aus Affenleder flegelartig befestigt war. In ununterbrochener Folge, geschwind hämmernd wie ein Schmied, ließ der Alte den Flegel auf die obere wagerechte Schmalseite des walzenförmigen Feuersteinklotzes fallen und jedesmal splitterte von der senkrechten Längsseite ein tadelloses Steinmesser ab, einem Eukalyptusblatt ähnlich, an den nadelspitzen Enden ein klein wenig gekrümmt und mit zwei Schneiden scharf wie Rasiermesser. Im Nu waren vor den Augen des Roten Jaguars ein Dutzend solcher Klingen entstanden, alle übereinstimmend in Größe und Gestalt.

Für eine handvoll Kakaobohnen wollte der Rote Jaguar eins der Messer erstehen. Jetzt hob der alte Arbeiter den Kopf. Staubgrau wie seine Werkstatt waren seine tiefgefurchten Wangen. Er hüstelte. Mißtrauisch schielte er nach dem Mann mit dem Sklavenhalsband hin.

„Wozu brauchst du ein Messer?"

„Ein Messer kann vielerlei Zwecken dienen!"

„Welchen?"

„Es kann Maiskuchen schneiden und Rohr und Blumen und Wildpret. Es gibt Messer, die sich nach Herzen sehnen . . ."

Der Alte nickte zustimmend.

„Das sind nicht die schlechtesten unter meinen Messern. Doch keinem sieht man's an, wonach es sich sehnt. Sie schauen alle gleich aus . . . Denken in Tlillan-Tlapallan alle Sklaven so?"

„Wenn alle Sklaven so dächten, gäbe es keine Sklaven mehr und keine Herren!" erwiderte der Rote Jaguar.

Wie ein Wetterleuchten zuckte es im Gesicht des Alten. Für einen kurzen Augenblick waren sie Freunde. Der Arbeiter schien Gefallen am Sklaven zu finden. Er wies die Kakaobohnen zurück und schenkte ihm drei der Messer.

„Die Armen sind Bilder der Götter!" sagte er, ein mexikanisches Sprichwort anführend. „Scharf genug sind meine Messer," fuhr er fort, „dir Bart und Haare zu scheren, wenn du dessen bedarfst . . . Die neun Herren der Nacht verraten dich nicht — und auch ich bin verschwiegen . . . Doch deine Augen werden dich verraten . . ."

Nun fragte der Sklave nach dem Jüngling, den er ins Haus hatte treten sehen. Doch schon hatte der Alte die Arbeit wieder aufgenommen und antwortete wortkarg und mürrisch wie zu Beginn des Gespräches. Daß ein Jüngling in huaxtekischer Tracht das Haus betreten habe, leugnete er. Bald sah der Rote Jaguar ein, daß weitere Fragen zwecklos waren. Er verließ die Werkstatt, merkte sich aber das Haus und die Gasse.

4.

Im Nebenhause wohnte eine Federarbeiterin mit ihren drei erwachsenen Töchtern. Als am folgenden Tage der Rote Jaguar wieder durch die Gasse streifte, traf er eine der Töchter vor dem Hause, redete sie an, kam mit ihr ins Gespräch und, unter dem Vorwand, sich das Federknüpfen anzuschauen, betrat er die Werkstatt.

Die reichen Kaufleute Tlatelolcos ließen Federarbeiten fabrikmäßig herstellen. Die Vielfarbigkeit der äquinoktialen

Vogelwelt ermöglichte es, alle Buntheit des Himmels und der Erde mit Federmosaik nachzubilden. Landschaften sowohl wie Tiere und Dämonen, Menschen und Götter sah man auf den Federgemälden. Es gab große Federdecken, die als Wandbekleidung dienten; und im Silbernebel ihrer glimmenden Farben, saßen oder tanzten Prinzessinnen, Flöte spielend oder sich schmückend mit Edelsteinketten und großen Blumen, schritten Prinzen mit qualmenden Räucherlöffeln in den Händen oder Bälle werfend im Ballspielhaus. Aber auch weniger anspruchsvolle Ware gab es, billige Fächer, Schilde, kleine Handfahnen, für welche einfache geometrische Muster oder eine stilisierte Hand, eine Mondsichel, eine Muschel als Schmuck dienten.

Die Vorlagen wurden von Malern auf Agavefaserpapier entworfen, mit Wasserfarben gemalt, in handgroße quadratische Felder zerteilt und zerschnitten. Jeder der Arbeiter und Arbeiterinnen des Kaufherrn erhielt ein solches quadratisches Feld ausgehändigt. Sie nahmen die Arbeit nach Hause und führten sie zu Hause aus — oft sogar ohne zu wissen, zu welchem Ganzen ihr Teil gehörte. Und dennoch führten sie die Arbeit so genau der Vorlage entsprechend aus, daß, wenn die fertigen Felder zusammengenäht und verknüpft wurden, nirgend eine Nahtstelle, nirgend eine Verzeichnung, eine Unebenheit in der Anordnung der Federn oder in der Abtönung der Farbenübergänge zu bemerken war.

Der einen der drei Töchter hatte die Schwindsucht die Wangen gehöhlt — unter Federarbeiterinnen eine häufige Krankheit, da die von Jugend auf eingeatmete stickige,

mit Daunenflaum geschwängerte Luft die Lunge verfilzte. Doch dies kranke Mädchen war die geschickteste der Arbeiterinnen. Während ihre Mutter und ihre Schwestern Federkiele auf einem Holzbrett beschnitten, mit schlanken Bambushülsen versahen, durchbohrten, auf Fäden reihten und dann in ein feines mit einem Netz überzogenes Holzgitter hineinknüpften, — fertigte die Kranke das auf Baumwollpapier geklebte Federmosaik, daran zu arbeiten bedeutend mühseliger war, das aber auch höher bewertet und besser bezahlt wurde. Allein schon die Herstellung des Baumwollpapiers erforderte viele Tage. Ein sorgfältig gewähltes fehlerloses Blatt Agavepapier wurde mit einer dünnen Schicht Leim bedeckt, und über den noch feuchten Leim wurde gezupfte Baumwolle zart wie ein Spinngewebe gebreitet. Der trocknende Leim mußte immer wieder der Mittagssonne ausgesetzt, abgewaschen, zart gerieben und abgefeilt werden. Auf das so entstandene Papier wurde, nachdem es vom Agavepapier abgelöst war, die Vorlage abgemalt, und es wurde nun auf Rindenpapier geklebt. Dann galt es, mit großer Kunstfertigkeit die obere Farbschicht abzuheben. Diese mußte wieder auf Agavepapier geklebt und von neuem mit einer Schicht Leim und gekämmter Baumwolle überzogen und der Sonnenbestrahlung ausgesetzt werden.

Jetzt erst war die Unterlage fertig, auf welche den verschiedenfachen Farbenlichtern und Farbenschatten entsprechend die ersten — meist weniger wertvollen — Federn befestigt wurden, die den teuern Schmuckfedern als Bett dienten. Jene ersten wurden die „trockenen Federn"

genannt; und in Betracht kamen dafür die Gefieder des gelben Reihers, des Orangefinken, der Blauflügelente, des blauen Arara, des rosa Cochopapageien, der Purpurtangare, des dunkelroten Chamolli, des weißen Sichlers. Sie verschwanden, wenn die Arbeit fortschritt, unter den „Prinzenfedern", den kostbaren feurigen Federn der Schmuckvögel, des schwarz und gelben Trupials, des goldgrünen Quetzals, des schwarzblauen oder schwarzgrünen Türkisvogels und der metallisch glühenden Kolibris. Zuweilen legte die Kranke die Vorlage über das Federmosaik, um sich zu vergewissern, daß sie in der Zeichnung und Farbenwahl nicht abirrte.

Auch nachdem der Rote Jaguar die Arbeit sich hatte erklären lassen, blieb er und freundete sich mit den Arbeiterinnen an. Er hatte fremde, ferne Länder gesehen und konnte, wenn auch in fehlerhaftem Idiom, erzählen. Als er sich verabschiedete, wurde er aufgefordert wiederzukommen.

Er kam wieder, war fast täglich Gast im Hause. Oft gegen Abend fanden sich noch andere Besucher ein, meist Arbeiter und Arbeiterinnen derselben Gasse; aber auch ein Entenjäger, der tagsüber bis an den Hals in der Lagune stand, sich den Kopf mit Schilfblättern verdeckend, um schwimmende Wasservögel mit den Händen zu greifen, da Pfeilwunden das Gefieder der Löffelreiher und Ibisse entwertete; und auch eine Wasserträgerin, die Trinkwasser in einem Bottich auf dem Rücken umhertrug und der ärmeren Bevölkerung feilhielt — denn das süße Wasser aus Chapultepec wurde vom großen Aquädukt nur in die Paläste der Reichen geleitet.

Müdegearbeitet wie ihre Gastgeber, hockten sie alle am Boden der engen Werkstatt und verdickten durch ihren Schweißgeruch die stickige Luft. Stumm und stumpf waren sie, redeten kaum, widersprachen aber auch nur wenig, wenn der Rote Jaguar aufwühlende, aufreizende, aufpeitschende Worte fallen ließ, von den Geknechteten redete, die ihre Fesseln brechen sollten. Mutlos-verdrossen schüttelten sie den Kopf. Für Tlillan-Tlapallan, das Land jenseits des Ostmeers, wo die Sonne sich hebt, mochte das wohl stimmen. Aber in Mexico waren die Herren zu mächtig. Der geweissagte Weltumschwung werde daran nichts ändern. Ob der Weltumschwung kommen werde — was ging das sie an. Eine Verschlimmerung könne er nicht bringen, aber auch keine Verbesserung ihrer Lage. Es sei Sache der Reichen, den Untergang Mexicos zu fürchten. Sie aber, die kärglich Lebenden, hatten nichts zu fürchten, nichts zu hoffen . . .

Klug genug war der Sklave, seine Gedanken nicht aufzudrängen. Er verfolgte kein Ziel mit seinen untergrabenden Äußerungen, er brachte sie nur vor, weil sein Herz übervoll war. Das fühlten und achteten seine Hörer. Im Nachbarhause, beim mürrischen Obsidianarbeiter, hatte er mehr Verständnis doch weniger Zuneigung gefunden.

Erst nach einigen Tagen, als er sich im Kreise der neuen Freunde heimisch fühlte, stellte der Rote Jaguar unauffällig Fragen über den Nachbarn und einen Huaxteken, den er in dessen Haus hatte eintreten sehen.

Der Nachbar, wurde ihm geantwortet, arbeite nicht mehr des Erwerbes wegen. Sein mit dem Bambuswan-

derstab eine Handelskarawane in den Nordprovinzen führender Sohn sei ein wohlhabender Kaufherr geworden, ein Günstling des Händlergottes, des „Herrn der Nase." Doch der alte Obsidianarbeiter wolle vom altgewohnten Gewerbe nicht lassen. Seit kurzem beherberge er in der Tat einen huaxtekischen Tonwarenhändler, einen jungen Menschen, der geheimnisvoll komme und gehe, und über den sich bisher nichts in Erfahrung bringen ließ.

Eine Genugtuung war es dem Roten Jaguar, daß sein Auge ihn nicht getrogen hatte. Zurückgekehrt in den Großen Palast, teilte er seinem Herrn die Auskunft mit. Beauftragt vom Herabstoßenden Adler ließ er dann durch eine der Federarbeiterinnen den Huaxteken um eine geheime Zusammenkunft bitten.

5.

Es geschah wenige Stunden vor dem Ausbruch des Popocatepetl, daß der Vorsteher des Hauses der Edelsteine — dieser Rang war Guatemoc nach seiner Wiederkehr aus Sempoalla von Montezuma verliehen worden — sich von seinem rothaarigen Sklaven im hüllenden Schutze einer stürmischen Gewitternacht durch die moorschwarzen Kanäle des Stadtviertels Cuepopan rudern ließ und bei der ärmlichsten der Gassen landend, das Häuschen des Obsidianarbeiters betrat. Prinz Ohrring-Schlange erwartete ihn an der Tür und führte ihn auf das Hausdach hinauf, wo sie unbelauscht reden konnten.

Der Gewitterregen hatte sich ausgetobt und fegte jetzt, einem weißgrauen Laken ähnlich, auf Tlacopan zu an das

nordwestliche Gestade des Schilfsees; doch noch immer flackerte Blitz auf Blitz über Mexico. Schon seit Tagen hatte sich der Rauchfaden über dem Vulkan verdichtet, war zur Piniensäule geworden, und der vom Winde westwärts abgedrängte Wasserdampf entlud sich jählings über dem Tafelland rings um die Lagune als flammenwütendes Unwetter. Die sich jagenden, blitzdurchglühten Wolken hinderten nun jede Fernsicht und verbargen die Vorgänge auf dem Rauchenden Berge längere Zeit, bis sie sich nicht mehr verbergen ließen . . .

Doch andere Wolken waren es, die die Herzen der beiden Freunde verdüsterten.

Seit ihrer Begegnung vor Chapultepec hatte jeder von ihnen Dinge gesehen und erlebt, die nachdenksam stimmten, und hatte sich, vereinsamt in menschenreicher Umgebung, nach dem Hörer gesehnt, dem allein er seine Zweifelsorge — die Anahuacs Zweifelsorge war — anvertrauen durfte. Verkleidet und unerkannt war Prinz Ohrring-Schlange in seiner Vaterstadt Tezcuco gewesen, die Stimmung dort zu erforschen. Der Eindruck, den er gewonnen, ließ Schlimmes voraussehen. Beim Friedensschluß zwischen dem Edlen Traurigen und der Schwarzen Blume war die Stadt an den Schwiegersohn Montezumas gefallen. Der aber war mehr denn je ein mexikanischer Prinz, ein Trabant des Zornigen Herrn, und hatte, am Hofe zu Tenuchtitlan lebend, sein Land und seine Hauptstadt einem hochmütigen und herrischen Adel überantwortet. Das Volk aber verdammte die Zweiteilung des Reiches. Aus dem Herzen des Volkes war der Glaube nicht auszurotten, daß der auf so

rätselhafte Weise verschwundene Herr des Fastens zurückkehren werde, daher wünschte es dessen Witwe, die Herrin von Tula, zur Reichsverweserin über das wiedervereinigte Acolhuacan. Verhaßt war der Edle Traurige nicht minder als der durch Mexicos Gold bestochene Adel, mißachtet und vergessen war Prinz Ohrring-Schlange; und selbst die Schwarze Blume hatte an Volkstümlichkeit eingebüßt, seitdem er die Hand dazu bot, das Land in zwei Teile zu reißen. Prinz Ohrring-Schlange war zugegen gewesen, als die vierzehn Adelsfamilien Tezcucos, in ihren Steinpalästen von einer brüllenden Menge belagert, sich mit Schild und Schwert verteidigen mußten, und auf Schritt und Tritt hatte er in den Straßen der wilderregten Stadt Todesdrohungen vernommen gegen die besoldeten Verräter, den Edlen Traurigen und sämtliche Freunde des Zornigen Herrn.

Auch Guatemoc berichtete. Er hatte Cortemexi die Nase abgeschnitten und war nach Sempoalla gezogen, von Montezuma in den Tod gesandt. Als Opfersklaven hatten die Totonaken ihn der Göttin schenken wollen; von den Gelbhaarigen befreit, hatte er dem Anführer der weißen Götter gegenübergestanden, mit ihm gesprochen, ihm tief in die Raubvogelaugen gesehen.

Als Guatemoc dann seine triumphartige Rückkehr nach Tenuchtitlan beschreibend erwähnte, er sei von Montezuma — den der Todesgang nachträglich reute — zum Jaguar-Arm und Vorsteher des Hauses der Edelsteine ernannt worden, machte ihm Ohrring-Schlange einen Vorwurf daraus. Dies Amt hätte er, um seiner Freund-

schaft willen, nicht antreten dürfen. Denn ihm als Reichsschatzverweser sei auch die Obhut über den Goldhort von Tezcuco anvertraut, welchen Cacama, allem Recht hohnsprechend, nach Tenuchtitlan gebracht; und zum Mitschuldigen werde er, indem er das gestohlene Gut verwalte.

„Nein," sagte der Herabstoßende Adler, „wir sind eines Herzens! Solange die Jaguare die Sonne nicht fressen und das Licht seinen Weg zieht, gehört der Goldhort Tezcuco, mag er heute auch noch in Mexico verwahrt sein. Und nie werde ich zugeben, daß er zu anderem Zweck verwendet wird, als um Tezcuco zu schützen oder Anahuac, welches Vater und Mutter Tezcucos ist."

„Den Schatz des Herrn des Fastens wird Montezuma für sich verwenden. Und wer dürfte wagen ihm entgegenzutreten!"

„Ich!" antwortete Guatemoc. „Das Herz des Himmels und das Herz der Erde vernehmen meine Worte! Ich will den Zorn des Zornigen Herrn nicht scheuen, sollte er einen solchen Frevel nicht scheuen!"

„Er ist nicht ein Tapferer, er ist nicht ein Mann wie du!" sagte Prinz Ohrring-Schlange.

Seine Bedenken waren durch den Schwur des Freundes beschwichtigt. Besorgt erkundigte er sich nun nach der Herrin von Tula und Prinzessin Perlmuschel. Ein Lebenszeichen hatte er ihnen nicht gegeben, um ihnen, die wie Gefangene bewacht wurden, keine Ungelegenheiten zu bereiten. Von seinem Unterschlupf wußten sie nichts, hielten ihn gewiß für tot.

Der Herabstoßende Adler bestätigte es. Bei einem Fest

hatte er Mutter und Tochter gesehen, ohne Gelegenheit zu finden, sie zu sprechen. Doch wurde bei Hofe erzählt, daß die Herrin von Tula ihren Sohn beweine, ihn für ein Opfer der Rachsucht Montezumas halte. Denn ans Licht gekommen war es, daß Ohrring-Schlange die Überführung des Schatzes von Tezcuco hatte verhindern wollen; und blieb Cacama zwar verschwiegen, hatte es sich doch nicht verheimlichen lassen, von wessen Dolch der Eidam des Weltherrn verwundet worden war. Unbekümmert um die Gefahr, der sie sich aussetzten, erhoben die Herrin von Tula und Prinzessin Perlmuschel nicht nur heimlich ihre Mordanklagen. Und so weit ließen sie sich von der Leidenschaft hinreißen, daß sie jüngst der Gattin Montezumas, der Königin Acatlan, die sie in ihrem Palast feierlich besuchen kam, die übliche Schale Kakaosaft nicht reichen ließen. Höflich und lächelnd hatte Acatlan sich verabschiedet, aber dann fast von Sinnen vor Wut — denn nicht nur den Königinnen, auch den Adelsfrauen und Frauen der Kaufleute bei Höflichkeitsbesuchen Kakaosaft zu kredenzen, erforderte die Sitte — hatte sie sich an Montezuma gewandt, Genugtuung für die Kränkung heischend. Bislang freilich schien Montezuma wenig Neigung zu haben, sich in den Frauenstreit zu mischen und wegen des verweigerten Erquickungstrankes eine Königin zu strafen.

Der Herabstoßende Adler erbot sich, er wolle der Herrin von Tula die Nachricht bringen, daß ihr Sohn am Leben sei. Erregt lehnte Prinz Ohrring-Schlange das ab, bat, das Geheimnis nicht zu lüften. Als Guatemoc nach dem Grund fragte, gab er eine Erklärung, die wie eine Ausflucht

klang: solange seine Mutter und Schwester um ihn trauerten, werde auch dem Zornigen Herrn sein Tod wahrscheinlich sein . . .

Eine Weile nachsinnend, fügte Ohrring-Schlange hinzu: „In einem Zauberbuche, das der Herr des Fastens besaß, las ich die rätselvollen Worte: ‚Die Toten können nicht sterben; die Lebenden aber können den zehnfachen Tod sterben . . .‘ Sieh, ich fürchte das Sterben nicht. Aber ich will mich aufsparen, will mich begraben und mein Blut nicht zwecklos vergeuden, auf daß ich es hingeben kann, wenn Anahuac den zehnfachen Tod von mir fordert! . . .“

6.

Das Gespräch ging unter im Tumult der Naturereignisse. Das Rollen und Grollen des Rauchenden Berges hatte sich von Stunde zu Stunde gesteigert. Jetzt wurde es zum Gebrüll. Mit grauenerregender Gewalt setzte die Eruption ein. Doch immer noch verwehrte eine Wolkenwand den Anblick des Vulkans und seiner kosmischen Tätigkeit. Mit den Händen zu greifen war die Lufterschütterung. Die innerirdischen Weltzerstörer waren an der Arbeit; doch unsichtbar blieb die Flammenlohe ihrer Esse.

Und plötzlich krachte das Dach und schwankte. Erdbeben. Es war nur ein leiser Stoß gewesen. Wie aus einer Kehle schrie Tenuchtitlan. Der Obsidianarbeiter kam aufs Dach gestürzt, beschwor die Prinzen, sein baufälliges Haus zu verlassen. Doch sie blieben, belächelten seine schlotternde Furcht.

Sie setzten ihr Gespräch fort, solange der Lärm es zuließ. Kein Auge schlief mehr in der Wasserstadt. Die aufgeschreckten Bewohner liefen auf den Gassen umher, kämpften an den Landungsstellen um Kanoes. Auf den finstern, blitzerleuchteten Kanälen wimmelte es von überfüllten Booten, die alle der Lagune zustrebten.

Fast noch eine Stunde verweilten die Prinzen auf dem Dach, bis ein Windwirbel das Gewölk beiseiteschob und die furchtbare Pracht des flammenquellenden Berges enthüllte. Von einem gellen Aufschrei Mexicos wurde er begrüßt.

Jetzt stiegen auch die beiden Freunde auf die Gasse hinab, um, auf den Schilfsee rudernd, aus unbeschränkter Nähe das Schauspiel zu betrachten. Nur mühsam konnten sie vorankommen im Getümmel der angstverwirrten Menge. Die Riesenfackel der brennenden Bergspitze erhellte die Stadt, als wäre es lichter Tag, so daß die Gestirne verblichen und die heiligen Feuer auf den Tempelpyramiden zu erlöschen schienen.

An einer Straßenecke sah der Herabstoßende Adler einen Mann vorbeieilen mit einem großen aus Weidenruten geflochtenen Korb auf dem Rücken, wie ihn Geflügelhändler zu tragen pflegten. Trotz des Getöses glaubte er einen menschlichen Schrei vernommen zu haben, der aus dem Korbe drang. Aufmerksam gemacht, vernahm auch Prinz Ohrring-Schlange ein Wimmern. Guatemoc eilte dem Manne nach, hieß ihn stehenbleiben. Er starrte in ein nasenloses Gesicht. Es war Coxtemexi, der Freund des Vom-Himmel-Gestiegenen.

Der Griff des Herabstoßenden Adlers war steinern und

versteinernd. Coxtemexi versuchte nicht einmal seinen gewürgten Oberarm aus den Adlerklauen zu befreien. Willenlos ließ er sich durch die Gasse zerren und in die Werkstatt des Obsidianarbeiters hineinschieben.

7.

Der Obsidianarbeiter hatte vor seinem Hause gestanden und trat mit ihnen in die Werkstatt. Während er dem Prinzen Ohrring-Schlange behilflich war, den Korb zu öffnen, bewachte Guatemoc die Tür und ließ Coxtemexi nicht aus den Augen. Im Korbe befand sich, eingeschnürt in Decken, gefesselt und geknebelt, ein etwa zehnjähriger Knabe. Als man ihn aus den Hüllen herauswickelte, war er nahezu erstickt und lag wie tot da. Bei seinem Anblick entsann sich Prinz Ohrring-Schlange der Nachtfahrt auf dem schwimmenden Garten des jungen Königs von Tlacopan. Das ohnmächtige Kind war Menschen-Puma, jener kleine Opfersklave auf dem Inseltempel der Liebesgöttin, den Perlmuschel geschützt und an sich genommen hatte, als der Vom-Himmel-Gestiegene im Begriff war, ihn mit Pfeilen zu durchbohren.

Die Steinsplitter, mit denen der Boden der Werkstatt bedeckt war, betteten Menschen-Puma unsanft. Daher nahm ihn der alte Arbeiter auf seine sehnigen Arme und trug ihn ins Nachbarhaus zu den Federarbeiterinnen. Von weiblichen Händen gepflegt und ins Leben zurückgerufen werden sollte das regungslose, leichenfahle Kind.

Ohrring-Schlange hatte den Herabstoßenden Adler aufgeklärt über den Eingriff seiner Schwester in das Los

Menschen-Pumas und die Vermutung geäußert, er werde Perlmuschel gestohlen worden sein; rätselhaft war nur —: in welcher Absicht? . . . Auch der Herabstoßende Adler entsann sich, den Knaben als Begleiter der Prinzessin gesehen zu haben. Coxtemexi, befragt von den Prinzen, verweigerte trotzig jede Auskunft. Er wurde bedroht. Und als er eines der umherliegenden Obsidianmesser aufgriff, sich zur Wehr zu setzen, entriß es ihm Guatemoc und mit einem Edelsteinriemen, den er sich vom Nackenschmuck nahm, band er ihm die Hände. Haßerfüllt schlugen ihre Blicke aufeinander. Der Herabstoßende Adler konnte niemals verwinden, daß dieses Menschen Ränke die Schändung der Prinzessin Maisblüte begünstigt und ermöglicht hatten. Sein unverlöschlicher Haß rang einen stummen Ringkampf mit dem Haß des von ihm Geschändeten, dessen schönes Antlitz durch ihn in ein scheusäliges, nasenloses verwandelt worden war. Doch der Haß des einstigen Schönlings unterlag, sich selbst zwang er, diesmal zu unterliegen. Eine Entdeckung nämlich, eine nicht unwichtige, hatte Coxtemexi eben gemacht: das Haus, wo sie sich befanden, war ohne Zweifel das Versteck des verschollenen, totgeglaubten Ohrring-Schlange, den er, seiner huaxtekischen Verkleidung ungeachtet, nicht verkennen konnte . . . Jetzt galt es, den Prinzen zu willfahren; — denn ließen sie ihn am Leben, so war ihm der Dank des Zornigen Herrn gewiß. Scheu senkte er den Blick vor dem Blick des Herabstoßenden Adlers und bequemte sich, die Wahrheit zu sagen.

Die Geschwisterehe des Vom-Himmel-Gestiegenen und

der Prinzessin Maisblüte sei keine glückliche, erzählte er. Die Prinzessin verachte ihren Gatten und versage sich ihm. Um seine Schwermut abzuschütteln, habe der Königssohn andere Liebschaften angeknüpft und in einem wilden Leben, zügelloser noch als vor seiner Ehe, Zerstreuung gesucht. Doch sei bei Tänzerinnen und Flötenspielerinnen sein Herz nicht gesundet. Verflucht fühle sich der Vom-Himmel-Gestiegene von der Liebesgöttin Xochiquetzal, weil er ihr das geweihte Opfer vorenthalten habe, den kleinen Menschen-Puma. Die Furcht vor der Rache der Göttin habe in ihm den Wunsch geweckt, das Kind in seine Gewalt zu bekommen, um es auf dem Inseltempel mit Pfeilen zu durchbohren. Ihm, Coxtemexi, war der Auftrag erteilt worden, den Knaben zu fangen. Doch alle bisherigen Versuche mißglückten, da das Kind unbewacht den Palast nie verließ. Erst die heute nacht durch das Gebrüll des Rauchenden Berges und das Erdbeben verursachte Verwirrung hatte es ihm ermöglicht, in den Schloßgarten der Herrin von Tula einzudringen, wo er den aus dem Palast geflüchteten Menschen-Puma schutzlos vorfand, ihn knebeln und forttragen konnte, ohne daß die Hilferufe im allgemeinen Gewirr und Getöse beachtet wurden.

„Die Krankheit wird dich besuchen für diesen Frevel!" knirschte der Herabstoßende Adler.

Doch Coxtemexi beteuerte, schuldlos zu sein; er habe nur ausgeführt, was ihm aufgetragen war; ein größerer Frevel wäre es gewesen, dem Sohn des großen Montezuma den Gehorsam zu verweigern.

„Darum gabst du ihm die Flöte in die Hand und

kleidetest ihn in die Gewänder des hinkenden Gottes!" schrie der Herabstoßende Adler. „Mit deiner Nase hast du jene Tat bezahlt . . . Womit wirst du diese bezahlen?"

„Nicht mit meinem Leben!" sagte Coxtemexi. „Meine Schönheit konntest du mir nehmen; meine Häßlichkeit wirst du mir nicht nehmen!"

Der Herabstoßende Adler lachte. Doch Coxtemexi fuhr unbeirrt fort:

„Ein kostbarer Smaragd ist meine Häßlichkeit nicht, — was kann dir an ihr gelegen sein! . . Wenn ich lebe, kann ich dir den Mann nennen, der statt meiner das Flötenspiel Tezcatlipocas mit seiner Nase hätte zahlen müssen; denn ein anderer träufelte dem Vom-Himmel-Gestiegenen den giftigen Rat ins Herz. Entkomme ich heil dieser Gefahr, so nenne ich dir jenen . . Die Toten aber sind stumm."

Aufgehorcht hatte der Herabstoßende Adler, verändert war sein Gesicht. Ein undurchspähbarer, unergründlicher, bodenloser Schlund schien sich vor ihm zu öffnen.

„Nenne mir den Mann!" flüsterte er heiser.

Den Kopf schüttelnd antwortete Coxtemexi:

„Meine Häßlichkeit ist kein Smaragd; — auch mir ist nichts an ihr gelegen! Nimm sie, wenn du magst. Doch jenen nenne ich nur, nachdem ich dieser Gefahr entronnen und frei bin! . . ."

Da begriff der Herabstoßende Adler, daß er diesen Menschen nicht zwingen konnte.

Leise besprachen sich die beiden Prinzen. Es mußte verhindert werden, daß Coxtemexi, der Prinz Ohrring-Schlange

gewiß erkannt hatte, das Geheimnis seiner Anwesenheit in Tenuchtitlan verrate. Die Freunde beschlossen, Menschen-Puma bei den Arbeiterinnen zu lassen und seinen Räuber in den Huei-Tecpan zu bringen, wo der Vorsteher des Hauses der Edelsteine einen Flügel bewohnte. Unauffällig konnte Coxtemexi dort in Gewahrsam gehalten werden.

Und so führten sie es aus, während in Tenuchtitlans Gassen weißer Aschenregen herniederflockte.

8.

Ein Mal von Verheerung hatte das Erdbeben nicht hinterlassen; Menschen waren nicht zu Schaden gekommen; nur wenige Häuser wiesen Risse auf. Dennoch mußte, alter Sitte gemäß, sich der Herrscher Mexicos in den Schlangenberg-Tempel begeben, das Baumorakel zu befragen.

Das zu tun hatte Montezuma Ursache genug — nicht nur des Erdbebens wegen. Oft seit Urzeiten hatte die Erdkröte gezuckt — denn als ein lichtschlingendes Ungetüm, eine Kröte, in deren aufgesperrten Rachen das Feuersteinmesser des Lichtes glitt, wurde die Erde gedacht. Daß aber gerade in diesen Tagen die Erdkröte zuckte, war nicht nur ein Zeichen göttlichen Mißvergnügens; vielen überhandnehmenden Prognostiken gliederte dieses letzte sich an, und sie alle offenbarten einen Aufruhr im Volke der Sterngötter. Die himmlischen und die irdischen Throne wankten. Das Gerücht von einem Friedensschluß in Tlascala wollte unter den Bewohnern Mexicos nicht verstummen. Und bei Tag und bei Nacht verfolgte den Zornigen Herrn

das schweifende Haupt, der fliegende gespenstische Schädelkopf, rollte auf dem Estrich, hohl und dumpf summend wie eine rollende leere Kalebasse . . .

Obgleich vom Großen Palast bis zum Schlangenberg nur wenige Schritte zu gehen waren, ließ sich Montezuma in einer mit Goldblech beschlagenen und im Inneren mit blauen Kotingafedern austapezierten Sänfte, einem Meisterwerk der im Huei-Tecpan wohnenden „Federarbeiter des Königs" in den Haupttempel Mexicos tragen.

Genau in der Mitte der Laguneninsel nahm das quadratische Gelände des Schlangenberg-Tempels einen Raum von so überwältigender Größe ein, daß die Stadt ringsher mit ihren steilaufragenden Teocallis, ihrem Gewirr von Kanälen und Gassen, Marktplätzen und Adelswohnungen, alten und neuen Königspalästen nur wie eine Umbordung dieses eigentlichen, gottbewohnten Mexicos sich ausnahm. Hier war der Weltmittelpunkt, die Behausung des Stammgottes der Azteken und Chichimeken, des Wunderbaren Huitzilopochtli, die älteste, grausige, bluttränkte Kultstätte des Kolibrigottes.

Gleich allen Tempeln Anahuacs hatte auch diese Tempelburg eine hohe, festungsartige, zinnengekrönte Mauer — die altberühmte Schlangenmauer — aus Steinquadern erbaut, mit je einem Toreingang nach Osten, Süden und Westen. Auch die Anordnung der Heiligtümer unterschied sich nicht von der anderer Tempelbezirke. Aber während des Schlangenberges Stufenpyramide, trotz ihrer Bergeshöhe, die im Stadtviertel Tlatelolco befindliche Speerhaus-Pyramide Tezcatlipocas, des Unheimlichen, nicht

überragte und verglichen mit den Riesenpyramiden Teotihuacans und Cholulas kaum überhoch erschien — häuften sich hier die Bauten, Altäre und Betplätze in einer so verwirrenden Fülle, wie sie nirgendwo sonst anzutreffen war. Außer der mächtigen Stufenpyramide ragten innerhalb der Schlangenmauer nicht weniger als fünfundzwanzig kleinere Tempelpyramiden empor. Statt einer Schädelstätte gab es deren sieben, statt eines Badeplatzes blinkten drei jaspisumrandete Badeteiche. Auch sah man hier ein Gefängnis der fremdländischen Götter; etliche Gärten und Fontänen; zwei Ballspielhäuser, in welchen zu spielen dem Wunderbaren Huitzilopochtli vorbehalten war; einen mächtigen Scheibenstein für den Gladiatoren-Opfertod (— der Irdene Krug hatte auf ihm geblutet —); mehrere große Tanzhöfe, Gartenhäuschen für Fastende, und, neben zahllosen Priesterwohnungen, ein Adlerhaus mit Rüstkammern voll Speeren, Pfeilen, Keulen und Opfermessern und mit Schlafsälen, darin die jungen, in die Mysterien einzuweihenden Adler und Jaguare übernachteten.

Am südlichen Tempeltor wurde der Zornige Herr, da sein Besuch nach dem Erdbeben selbstverständlich war, von der versammelten Priesterschaft, dem hohen und niederen Klerus erwartet und ehrerbietigst empfangen. Sie alle hatten Gesicht und Körper schwarz geschminkt; und als Nasenschmuck flirrten in ihren durchlöcherten Nasen schimmernd weiße Totenknochen. Die Neophyten gingen unbekleidet. Die Unterpriester — die Brennholzschlepper, Kerzenbündelträger, Tempelsänger, Flurfeger, Räucherer und Feuerbohrer — waren in tiefschwarze Meßgewänder

gehüllt; ihre verfilzten, nie gekämmten Haarwülste starrten struppig auf, gleich finsteren Aureolen die Stirnen umbuschend; ihre Ohren waren ausgezackt und zerfetzt, denn sich kasteiend mußten sie sich Zunge und Ohren mit Knochendolchen durchstechen; sie hatten Tabaktäschchen auf dem Rücken, hielten in den Händen Kopalbeutel, Opfervögel und Papierfähnchen. Ebenfalls schwarz war das Ornat der höheren Priester und Obersten in der Hierarchie, — „des Herren des schwarzen Hauses", des „Furchtbaren Opferers", des „Blutvergießers", des „Sich in Blut Kleidenden" und wie sie heißen mochten — Mitglieder des Königshauses befanden sich unter diesen — doch unterschieden sich ihre Priesterwämser dadurch, daß sie schmutzstarrend waren, klebrig und stinkend von verharrschtem, dunkelrotem Blut und mit weiten wallenden Ärmeln versehen aus gegerbter Menschenhaut. Der Fürst der Priester aber — das Mexikaner-Priesterchen genannt — ging in schlohweißem Talar und lang herabhängendem Zopf, einen Federstab haltend, wie gleichfalls eine Priesterin, über deren Tätigkeit der Name ihres Ranges keinen Zweifel ließ, denn sie wurde als die „Frauenköpfe sammelnde Weiße Frau" bezeichnet.

Die Trommelschläger und Trompeter mit großen Muschelhörnern erhoben einen ohrenbetäubenden Lärm, als der Zornige Herr den Tempelbezirk betrat. Die Tempelsänger, geleitet vom Vorsänger, sangen in rauhem Baß uralte, ihnen selbst kaum mehr verständliche Kultlieder von der Geburt des jungen Kriegers Huitzilopochtli.

Ich bin Huitzilopochtli, der junge Krieger
Niemand kommt mir gleich.
Nicht ohne Grund nahm ich den Toztlifedermantel,
Durch mich wurde es Tag!

Das Mexikaner-Priesterchen war ein hoher hagerer Greis mit düsterem Gesichtsausdruck. Schon zur Zeit des furchtbaren Königs Molch war er Hoherpriester gewesen; und Montezuma, der kurz vor seinem Regierungsantritt noch als Unterpriester das dunkelrote Edelsteinwasser von den Marmorstufen der großen Schlangenberg-Pyramide abwusch, hatte oft seine unbeugsame Strenge erfahren, war auch einmal, einer kleinen Übertretung wegen, auf Befehl dieses Mannes von Mitpriestern auf den Schilfsee hinausgebracht, untergetaucht und mit Keulenschlägen übel zugerichtet worden, bis er wie tot am Seeufer lag. Aber kein Rachegefühl hatte dies Strafgericht im Herzen des Zornigen Herrn zurückgelassen, und obgleich das blaue Herrscherstirnband ihn schmückte, empfand er auch jetzt noch eine fast kindliche, unerklärliche Scheu und Ehrfurcht vor dem Mexikaner-Priesterchen. Diese Scheu war der Grund, daß er in letzter Zeit, obgleich von Sorgen zermartert, es vermieden hatte, den Vertreter der Staatsreligion um Rat anzugehen, und bei Eulenmenschen, Maiskörnerstreuern, Kristallbeschauern und Fadenknüpfern Trost gesucht hatte. Aber ungetröstet durch den Aberglauben, und dem Einfluß seines abwesenden Doppelgängers — des Tempel-Fegers — entzogen, nährte Montezuma, sich selbst kaum bewußt, die Hoffnung, daß der heutige unfreiwillige Besuch eine Annäherung bringen

und eine Brücke schlagen könnte zum vernachlässigten Götterhimmel.

Die gleiche Hoffnung hegte das Mexikaner-Priesterchen. Sein Ziel war es, die einstige Macht über den leicht beeinflußbaren König zurückzugewinnen. Lange genug hatte er mit scheelen Augen mit ansehen müssen, ohne es ändern zu können, daß bei Hofe Zauberer ihr Unwesen trieben und die Einnahmen der wahrsagenden Priesterschaft beeinträchtigten. Mehr aber noch als an den Einnahmen seines Tempels war ihm am Einfluß gelegen, der dem obersten Priester des Kriegsgottes im Rate des Drei-Städte-Bundes zukam.

Trotzdem ihm bekannt war, mit wie demütigender und eingefleischter Scheu seine Gegenwart den Zornigen Herrn erfüllte, begrüßte er ihn mit der devoten Anrede:

„O großer König, o du von aller Welt geliebter Sohn! Du bist das wiederherstellende Wasser und das zerfressende Feuer, redend hältst du in deinen Händen unser Leben und unseren Tod. Huitzilopochtli hat dich erwartet, hat dich herbeigesehnt; der Gott jubelt, daß du den Weg zu ihm fandest!"

Montezuma überhörte den Vorwurf, der nicht einmal gerecht war; denn erst vor kurzem, als der Irdene Krug auf dem Scheibenstein die Todeswunde erhielt, war der König mit dem Hofstaat im Schlangenberg-Tempel gewesen, wenn auch die Zeremonien des Opferfestes und der nicht endende Gladiatorenkampf Zeit zu einem Zwiegespräch nicht gelassen hatten.

„O mein Oheim und Vater," sagte Montezuma,

„unser mächtiger Gott Huitzilopochtli hält, wenn er redet, Leben und Tod. Ich komme, ihm die Füße und die Hände zu küssen. Mein Silberthron ist sein. Möge er uns alle unter den Schatten seines Erbarmens nehmen! .. Nun aber führt mich zum Orakelbaum, damit er mir sage, damit er mir verkünde, was die Erde zittern macht, — wenn ich mich auch für unwürdig halte, das Geheimnis der Götter zu erfahren! . . ."

9.

Die Hunderte von Unterpriestern blieben am Tempeleingang zurück, nur vom höheren Klerus wurde Montezuma durch das Gelände geführt. Sie mußten die große Stufenpyramide umschreiten, da sich die Orakelkapelle dahinter befand. Sich verjüngend, in fünf terrassenartigen Absätzen, ragte die Pyramide in die Wolken hinauf; und ein um ihre vier Seiten herum in eckigen Spiralen sich aufwärts windender, kaum ellenbreiter, steinerner Steg verband Terrasse mit Terrasse und führte bis zur obersten — Menschenwürgeplatz genannten — Plattform empor. Dieser äußere Steinsteg wurde jeweils von den todgeweihten Opfern und den sie begleitenden Prozessionen beschritten, so daß von jedem Stadtteil aus die Bewohner Tenuchtitlans imstande waren, den Todesgang der mit Daunen beklebten ins Land des Morgensterns Wandernden zu sehen. Außerdem führte zur Plattform eine überaus steile Marmortreppe, deren Treppenwangen mit dem seltsamsten Geschlinge gemeißelter Fabelwesen verziert waren. Und senkrecht war die Treppe in zwei

Hälften geteilt durch eine handbreite Marmorrinne, über welche an Festtagen die Bäche des karminroten Edelsteinwassers zur Erde herabströmten.

Die Blicke Montezumas hefteten sich an die Treppe. Dort hatte er gekniet und demütig den Marmor gescheuert, als das Schicksal nahte, ihm ein Diadem aufs Haupt zu setzen . . . Und weiter aufwärts schweiften seine Blicke. Dort auf der Plattform hatte er, ein blutgewohnter Priester, Arm oder Bein manches unglücklichen Opfers halten müssen . . . Ja, damals war er schon blutgewohnt, aber reinen Herzens damals . . .

Zwei große goldglitzernde Sanktuare standen auf der Plattform dem Treppenaufgang gegenüber. Rechts ein hohes, Huitzilopochtli geweihtes; und links, an dieses angebaut, eine um etwas niedrigere Kapelle des Regengottes Tlaloc. Über den mit rotbemaltem Holz eingefaßten Eingängen strebten die beiden Sanktuare als viereckige Türme empor, überreich an der Vorderseite verziert, der Turm des Regengottes mit stilisierten, blauemaillierten Wasserstreifen, der Turm Huitzilopochtlis aber mit einem funkelnden Sternhimmelfries, zwischen dessen erhaben skulptierten und leuchtend metallisch gefirnißten Sternbildergruppen riesenhafte aus Alabaster gemeißelte Totenköpfe schneeweiß hervorschimmerten. Wie nachts hier das ewige Feuer, so brannte und flammte strahlend am Tage der Sternhimmelfries einem Fanal ähnlich über der Wasserstadt, aus großer Ferne sichtbar noch, wenn die Häuser im Sonnendunst verschwammen, ein Nachtweiser und Tagesweiser zugleich den Bootfah-

renden und Wandernden, ein Drohungszeichen den Feinden, das Symbol der tributerraffenden Königin aller Städte und ihrer Weltbedeutung, der höchste Stolz ihrer Erbauer.

Montezumas prüfendes Auge entdeckte, daß die Mörtelschicht des bunten Firnisses an einigen Stellen abgelöst und abgebröckelt war. Er fragte den Hohenpriester, ob das Erdbeben diesen Schaden verursacht habe. Das Mexikaner-Priesterchen sagte:

„O du von aller Welt geliebter Sohn! Das Zucken der Erde kann an den Sternhimmel nicht rühren. Doch nie beiseite legen wird mein Herz, daß das Haus des Furchtbaren Huitzilopochtli verwittert und verblaßt ist . . ."

Als sie vor die auf einem kleinen Felsen stehende Orakelkapelle gelangt waren, blieb die Gefolgschaft zurück und der König, der Hohepriester und ein Orakelkünder klommen den Felspfad empor und traten ein.

10.

Die dachlose Kapelle war ein uralter, schmuckloser weißgetünchter Bau, vier mit einer niedrigen Tür versehene glatte Wände, aufgerichtet rings um einen zeitzermürbten Nopalbaum. Hier war der Mittelpunkt der blauen Erdscheibe. Um dieses älteste Bauwerk herum war im Laufe von Jahrhunderten der weite Komplex des Schlangenberg-Tempels entstanden, und auch das große Mexico war emporgewachsen aus diesem unscheinbaren Kern. Die Geschichte des Nopalbaumes und seiner Ummauerung war die Geschichte der Gründung des Aztekenreiches.

Eine ellenbreite, weithin duftende weiße Silberreiherblume

in der Hand haltend, hatte der Stammgott, der blaube-malte Huitzilopochtli, den in der siebenten der Urmenschen-höhlen zurückgebliebenen Azteken befohlen, aus dem Reiher-land auswandernd, denselben Weg einzuschlagen, den vor ihnen die Tolteken, Chalken, Tepaneken, Culhuas, Tlalhuiken und Tlascalteken gezogen waren. Als sie nach Mechoacan kamen, hüpften die aztekischen Weiber vor Freude in einem Wassertümpel, die hinzukommenden Azte-ken aber beraubten sie der Röcke, Hemden und Scham-gewänder, so daß sie hüllenlos zurückbleiben mußten. Da ging Malinalxoch, die Schwester des Wunderbaren Huitzi-lopochtli, die Nackten zu trösten und erregte dadurch den Zorn ihres Bruders. „Ich stieg herab, der Welt den Krieg zu bringen und mich mit Bogen, Pfeil und Schild zu schmücken. Meine Schwester aber, die Zauberin, raubt den Männern die Waden“, sprach der Gott. Und den seiner Schwester dienstbaren Greisen verbot er, fürderhin ihre Sänfte zu tragen. Nachts, während Malinalxoch schlief, brach das aztekische Heerlager heimlich auf. Erwachend sah sich Malinalxoch ausgesetzt, nur wenige Frauen und Greise waren bei ihr geblieben. Umsonst klagte sie weinend die Heimtücke ihres Bruders Huitzilopochtli an — von den Fortgezogenen fand sie keine Spur und sie mußte mit den Leidensgefährten sich in öder Kaktus-steppe ansiedeln. Die Azteken zogen von Land zu Land, weilten an einigen Orten Jahrzehnte, an anderen nur wenige Wochen, und ihr Gott beherrschte sie aus einer Urne redend, welche von Priestern in einer Lade umher-getragen wurde. Den erlahmenden Mut seines durch

Not und Krankheit hinschwindenden Volkes aufzufrischen, zauberte Huitzilopochtli in der Umgebung Tulas einen schimmernden Schilfsee hin, der sich vor den Augen der staunenden Azteken mit silbrig beschuppten Fischen füllte, sich mit Wasserrosen, Zypergras und Kolbenröhricht bedeckte und überflogen und durchschwommen war von zahllosen blinkenden Wasservögeln, Edelreihern, Ibissen, Seeraben, Sichlern und Blauflügelenten. In der folgenden Nacht aber schnitt Huitzilopochtli allen Kleinmütigen das Herz aus der Brust und den Überlebenden versprach er, sie an den seligen Ort zu führen, den er ihnen als Luftspiegelung gezeigt hatte. Er führte sie nach Chapultepec, dem Heuschreckenhügel, und sie sahen den Schilfsee und erkannten, daß er an Schönheit seinem Zauberbilde gleichkam. Doch obgleich die mächtigen Tepaneken ihnen für geringe Abgaben gestatteten, Lehmhütten am Seeufer zu bauen, gerieten sie allsogleich in Lebensgefahr und Bedrängnis. Copil, der Sohn der Gottesschwester Malinalxoch, nahte mit einer bewaffneten, durch aufgestachelte Nachbarvölker vergrößerten Horde, um die seiner Mutter angetane Schmach zu rächen. Vor ihm flüchtend setzten die Azteken auf Flößen nach einer der unbewohnten Laguneninseln über. Copil folgte ihnen dahin, erlag jedoch im Kampf; sein Herz, ihm aus der Brust gerissen, wurde Huitzilopochtli dargebracht, und sein Leichnam zwischen Röhricht im See versenkt. In der Nacht aber sprach der Gott aus der Urne: „Ich habe euch gehalten, was ich euch versprochen. Ich habe euch an den Schilfsee und an den Ort geführt, wo ihr bleiben werdet, um

Gold und Silber, Perlen und Edelsteine, Edelfedern und kostbare Mäntel, Söhne und Töchter allen Völkern der Welt zu rauben. Das Herz Copils, das ich euch herauszuschneiden befahl, brachtet ihr mir auf einem kleinen Felsen dar. Sein Blut verwandelte ich in eine Quelle; und aus dem Herzen ließ ich einen Nopalbaum wachsen, auf dessen Spitze ein Adler horstet und die schönen Flügel spreitet, gewärmt von der Sonne und erfrischt von Morgenwinden. Wenn es tagt, werdet ihr ihn sehen und die vielen grünen, blauen, roten und weißen Federn der Edelvögel sehen, von denen er sich nährt, und den Felsen mit dem Nopalbaum sehen, dem ich den Namen Tenuchtitlan verleihe." Und als im Frührot die Azteken sich erhoben, gewahrten sie eine wunderschöne weiße Quelle am Fuße des Felsens und neben der Quelle einen Sadebaum, weißglitzernd wie Salz; die Rinde seines Stammes, seine Äste und Zweige und sämtliche Blätter waren salzweiß. Und sich umschauend sahen sie, daß ringsher alles Gras und alle Büsche und Stauden salzweiß waren. Und aus dem Quellwasser stiegen wunderschöne salzweiße Frösche. Auf dem Felsen aber, der mit Edelfedern bestreut war, ästete sich ein stachelumpanzerter Nopal, ein Feigenkaktusbaum, empor, ebenfalls salzweiß, und ein weißer riesenhafter Adler horstete auf dem Nopal und zerkrallte eine wütend sich wehrende weiße Schlange . . .

II.

Die von Montezuma betretene Kapelle war von jenen ersten Ansiedlern zum Schutz des Nopals aufgerichtet worden,

und noch immer war es derselbe jahrhundertealte Baum, den sie umfriedete. Ein abgerichteter Adler, mit einer Goldkette an die oberste Abzweigung des Kaktusstammes gefesselt, hatte die Aufgabe, dem Orakelpriester das Baumorakel zu offenbaren, der dann, in einen Rauschzustand versetzt, den Orakelsinn deutete.

Das Mexikaner-Priesterchen — in dessen Blute das Lebensblut des heiligen Baumes fortlebte — hatte, als er in die Kapelle trat, sich ein etwa einjähriges Kind reichen lassen, wie solche zu Opferzwecken auf den Märkten Mexicos zu kaufen waren, und hielt es dem Raubvogel hin. Dieser nahm das Kind in die Krallen und bewegte den Kopf, ihn herabsenkend, langsam hin und her. Es konnte als eine Begrüßung des Königs gedeutet werden.

Der Orakelpriester, ein durch Kasteiungen ausgemergelter, hohlblickender Mensch, hatte inzwischen seine Gewänder abgelegt und sich auf einen niedrigen Ast des Kaktus gesetzt, so daß ihm das Blut von den Schenkeln und Waden herabtroff. Aus einer Ledertasche nahm er eine Giftsalbe und beschmierte seinen nackten Oberkörper damit, bis er in einen Traumzustand geriet. Unablässig starrte er nach dem Adler hinauf. Doch das Erwartete blieb aus. Der Adler fraß das Kind nicht.

Von einer fiebrigen Erregung wurde Montezuma ergriffen. Auch das Mexikaner-Priesterchen konnte seine Besorgnis nicht verbergen.

„Warum verschmäht er die Speise?" fragte endlich Montezuma flüsternd.

„Der Baum zürnt!" ließ sich die schwebende Stimme des Orakelpriesters vernehmen. Sie klang wie von anderswoher.

Mit pochendem Herzen fragte Montezuma weiter:

„Wie kann ich den Baum beschwichtigen?. "

„Laß den Sternhimmel am Turm des höchsten Heiligtums mit Edelsteinen überdecken! — sagt der Baum."

„Ich habe so viel Edelsteine nicht!" rief Montezuma entsetzt aus.

„Du hast den Schatz von Tezcuco — sagt der Baum."

Da verstummte Montezuma.

12.

Den folgenden Tag fastete der Zornige Herr. Er tat es, um, in seinen Gemächern oder im kleinen Tempel der Trauer verweilend, Guatemoc nicht zu begegnen, um ihm den Befehl noch nicht erteilen zu müssen. Wieder einmal fürchtete er sich vor den Augen seines Vetters, der als Vorsteher des Hauses der Edelsteine die Verantwortung für den Goldhort trug. Er fürchtete seine harten Augen mehr als die Vorwürfe, die Wut, die Raserei seines leidenschaftlichen Schwiegersohnes Cacama. Diesen, den er berauben wollte, konnte er mit dem Hinweis auf Mexicos Not beschwichtigen — aber nicht den unbestechlichen Hüter des Schatzes.

Wichtige Geschehnisse kürzten indes das Fasten ab, gaben auch dem Sorgensinn des Zornigen Herrn ein anderes Ziel, so daß er sich Zeit lassen konnte, die Antastung des fremden Goldes noch einige Tage länger zaudernd zu erwägen.

Der Tempel-Feger war nach Tenuchtitlan aus Cholula heimgekehrt und überbrachte unheilvolle Nachrichten. Die weißen Götter weilten in Tlascala, setzten Opfersklaven in Freiheit, verschwägerten sich mit dem Adel, verlobten sich mit den Töchtern der Tetrarchen; die Schwarze Blume hatte sich in Tlascala eingefunden und kniete vor dem Holzkreuz der Gelbhaarigen. Und selbst Prinz Kriegsmaske willigte ein, daß das Volk den neuen Glauben annahm. Beunruhigend war auch, was in Cholula vorging. Dort rieten Verängstigte bereits, dem Bunde der weißen Götter, der Tlascalteken und der Schwarzen Blume beizutreten; das Alte Raubtier und seine Berater und Mitpriester, wenn auch nach wie vor geneigt, die Fremdlinge in den Hinterhalt zu locken und zu vernichten, erklärten jetzt, die heimliche Aufforderung Montezumas genüge ihnen nicht, sie erwarteten eine öffentliche Aufforderung und müßten darauf bestehen, daß Mexico die Verantwortung für alle Folgen der Tat auf sich nehme.

Die höchsten Würdenträger, den Rat der Alten und alle Großen seines Reiches ließ der Zornige Herr zu einem Kronrat in den Saal der Dämonen rufen. Dazu war auch noch ein anderer Anlaß.

Aufgegriffen vom Schwelenden Holz an der Ostküste, waren die entlaufenen Sklaven Julianillo und Melchorejo nach Tenuchtitlan gebracht worden, und da sie nur die Mayasprache und einige Brocken spanisch reden konnten, hatte, auf Anraten Guatemocs, der Rote Jaguar den Auftrag erhalten, ihre Aussagen beim Verhör zu übersetzen. Er tat es wörtlich, gab ungeschminkt ihre

schamlosen Übertreibungen wieder, mit welchen sie den Mexikanern dartun wollten, die weißen Götter seien Feiglinge, entzweit untereinander, gering an Zahl, ein Haufe stelzfüßiger Verwundeter, ungefährlich und machtlos. Von sich aus aber klärte der Rote Jaguar den Herabstoßenden Adler auf, was hieran Wahres und was Lüge sein mochte.

Auf Montezuma und mehr noch auf den König Tezcucos, den Edlen Traurigen, übten die Aussagen der beiden Sklaven eine befreiende, bestimmende, richtunggebende Wirkung aus. Erwiesen sich die weißen Götter als ein Häuflein von Krüppeln — welch eine Schmach war es dann, daß Mexico vor ihnen gezittert hatte; nicht bald genug konnte dieser Ehrenflecken ausgewischt werden . . . Ganz anders dachten Guatemoc und der Bruder Montezumas, der Überwältiger, und stillschweigend mißbilligten sie es, daß Montezuma den beiden Prahlern eine ehrenvolle Behandlung zuteil werden ließ, wie sie solche Sklaven nicht verdienten. Der Vorsteher des Hauses der Teppiche hatte nämlich Auftrag erhalten, Melchorejo und Julianillo mit je zwei Mänteln, Schambinden und Sandalen zu beschenken, sie mit Chilipfeffer, Maispasteten und Honigäpfeln zu beköstigen und ihnen sogar die Freilassung in Aussicht zu stellen, falls sie sich weiterer Einzelheiten entsännen, die geeignet wären, die Fremdlinge ihrer Göttlichkeit zu entkleiden . .

13.

Der Saal der Dämonen, wo sich der Hohe Rat versammelte, war ein deckenloser Palasthof, an dessen niedrigen

Jaspiswänden gemeißelte Götter und doppelköpfige Dämonen mit Schlangenleibern einander befehdeten, erwürgten und fraßen. Um die Beratenden vor der Sonne und dem noch immer niederrieselnden Aschenstaub zu schirmen, war ein buntgewebtes Segeltuch über den weiten Raum gespannt, der mehr als tausend Menschen fassen konnte. Heute hatten sich hier einige hundert Berater eingefunden; in Mänteln, durchwirkt mit farbigen Stammesabzeichen, am Nacken Quasten und grelle Federbüsche tragend, die Gesichter bemalt und mit Edelsteinnasenstäben geschmückt, hockten sie, einen Halbkreis um den König bildend, auf niedrigen Schemeln. Der Verpflichtung, in Gegenwart des Herrn der Herren einen grauen Hanfmantel überzuwerfen, waren sie an diesem Tage entbunden.

Ein Fächerhalter scheuchte die Fliegen vom Antlitz des Zornigen Herrn. Und aufrecht neben dem schwersilbernen, vom Adlerfittichbaldachin überdachten Thronsessel standen zwei Aztträger und des Königs Günstling, der Tempel-Feger. Sein Amt war es, die Reden des Königs laut in den Saal zu rufen. Denn althergebrachte Sitte heischte, daß der König Mexicos nur flüsternd leise sprach — als unvereinbar mit seiner hehren Würde wäre es empfunden worden, hätte er seine gottähnliche Stimme angestrengt . . .

Der zahnlose Schwarze Amber — der Weibliche Zwilling — erhob sich.

„Mein Alter berechtigt mich, zuerst zu reden!" sagte er wie entschuldigend zu den Anwesenden.

Und er setzte auseinander, warum der König die Väter

des mexikanischen Volkes hergerufen hatte. Schon standen die Gelbhaarigen in Tlascala. Es galt jetzt zu entscheiden, ob man sie mit Waffengewalt vertreiben, ob man sie als Gäste in der Wasserstadt aufnehmen solle. Die geringe Zahl der weißen Götter lasse es unglaubwürdig erscheinen, daß das tapfere Tlascaltekenvolk sich von ihnen besiegen ließ. Eher sei anzunehmen, daß die Niederlage eine Scheinniederlage war und der Friedensschluß eine Hinterlist, ersonnen von der Schwarzen Blume, dessen Ziel es wohl sei, Mexico zu zertrümmern — nicht durch die Waffen eines Häufleins Fremder, sondern durch den lähmenden Schrecken, den die Ankunft weißer und bärtiger Männer verursachte. Wie ein Fadenknüpfer sich der Zauberfäden, so wolle die Schwarze Blume sich der Söhne der Sonne bedienen. Zum Glück habe durch die Aussagen von zwei aufgegriffenen Sklaven, sein Zauber den Schrecken eingebüßt.

Den Worten des Weiblichen Zwillings folgte ein längeres Schweigen. Niemand wagte zu reden, solange die Könige von Tezcuco und Tlacopan nicht geredet hatten. Aber der Durch-Zauber-Verführende schüttelte, als fragende Blicke ihn trafen, abweisend und verlegen den Kopf. Und auch der Edle Traurige verzichtete diesmal bescheiden auf sein Vorrecht zugunsten seines älteren Oheims, des Fürsten von Itztapalapan, des Bruders des Zornigen Herrn. Höflich aufgefordert durch Cacama, erhob sich der Überwältiger und sagte:

„O ihr hochmächtigen Herren, erlaubt mir zu sagen, was mein Herz mir eingibt. Diese Fremdlinge sind wie

die furchtbare Schlange, die „der gelbe Fürst" genannt wird, und die ihr tödliches Gift auf große Entfernungen hinausschleudert. Unbedacht handelt, wer einem so schädlichen Gezücht an seinem Hausherd eine Wohnstätte zuweist . . ."

Und in langer eindringlicher Rede fuhr der Überwältiger fort, vor den Fremden zu warnen. Man solle ihnen Geschenke schicken und Freundschaft antragen, aber sie ersuchen, den Rückweg über das Ostmeer anzutreten. Möge auch jeder ihrer Wünsche erfüllt werden, so doch der eine nicht, daß sie die Dammwege der Wasserstadt betreten. Und ließen sie sich gutwillig nicht abhalten, so müßten die Adler und Jaguare Mexicos sie abhalten.

Die Aufnahme der Rede war zwiespältig, fast kühl. Auf allen Herzen lastete die Sorge — aber eben darum erhoffte man von den Rednern eine Selbstberauschung, eine großzügige Selbstbelügung, überhebliche, aufstachelnde, die Sorge bannende Worte. Und Klugheit ernüchterte, Voraussicht bedrückte, Vorsicht kränkte den mexikanischen Stolz. Da erhob sich der Edle Traurige und sprach leidenschaftlich, sich am Widerspruch und am Beifall, den er bald spürte, erhitzend.

Er sei anderer Meinung, als der König von Itztapalapan, erklärte er. Feige wäre es, wollte man den Söhnen der Sonne, nachdem man sie fast bis vor die Tore der Stadt gelassen, den Eintritt wehren; und unklug wäre es, da alle Völker daraus schließen müßten, daß das große Mexico vor so wenigen Fremden bange. Edler

und der ruhmvollen Vergangenheit würdiger würde es sein, wenn Mexico seine Statthalter und Beamten beauftragte, die weißen Götter auf ihren Wegen und Straßen so zu empfangen, als wären sie Chichimekenkönige, und sie über den Schilfsee zu geleiten, damit sie die unvergleichliche Macht und Herrlichkeit Tenuchtitlans und Montezumas sehen und erschaudernd erkennen, wie unvergleichlich und unvernichtbar sie sei, und, heimgekehrt nach Tlillan-Tlapallan, ihrem Fürsten das Geschaute beschreiben könnten. Sollten sie eine Botschaft zu sagen haben, so sei sein Oheim Montezuma ein Zederbaum, stark genug, den Wind, der ihn umsäuselt, anzuhören. Sollten sie sich aber anmaßend betragen, so werde es an Tapferen nicht fehlen, und er selbst werde der erste sein, sie mit Schimpf dafür zu züchtigen.

Als Cacama seine Rede beendet hatte, wurde er durch ein zustimmendes Gemurmel gelohnt. Auch Montezuma, der bis dahin regungslos mit wächsern fahlem Gesicht wie eine Puppe dagesessen hatte, nickte sinnend. Für manche noch Unschlüssige, war dies ein Wink, wohin ihre umherirrende Meinung sich wenden müsse.

Die nun folgenden Reden bewiesen, daß der Edle Traurige die meisten der Anwesenden für seinen ritterlichen Vorschlag gewonnen hatte.

Da erhob sich der Herabstoßende Adler. Ein scheuer scharfer Blick Montezumas verletzte ihn wie ein Pfeil. Und der Jüngling wunderte sich, daß seine Rede Haß erweckte, noch ehe sie gesprochen war. Doch er ließ sich nicht abhalten zu sagen, was er sagen mußte.

„O ihr hochmächtigen Väter," — rief er, — „öffnet eure Augen! Blickt die Wahrheit an, blickt nicht an ihr vorbei! Seht ihr nicht, daß Mexico sich in einen Abgrund werfen will — wie es Tula einst tat, die versunkene Toltekenstadt? In alten Büchern ist es gemalt, daß ‚Er dessen Sklaven wir sind' in Bettlerverkleidung den Toren Tulas nahte und Einlaß begehrte. ‚Ich will den König sehen und ihn sprechen!' sagte er zu den Torhütern. ‚Hebe dich fort!' wurde ihm geantwortet, ‚entferne dich, Alter! Der König ist krank und läßt sich nicht sprechen!' Darauf wiederholte der Bettler immer wieder: ‚Ich muß ihn sehen!' Da gingen die Torwächter, es dem Könige zu melden, daß ein Bettler vor den Toren stehe. ‚Wir haben ihn vom Tor gewiesen, wir haben ihn fortgejagt, aber er will sich nicht entfernen und er sagt, dringend notwendig sei es, daß er dich spreche!' Großmütig befahl der König ihn einzulassen: denn die Armen seien Abbilder der Götter, sprach er. Nicht lange aber, nachdem ‚Er dessen Sklaven wir sind' die Stadt betreten hatte, floh der König und flohen die Tolteken aus dem verlorenen Tula . . ."

Und der Herabstoßende Adler beschwor die Väter Mexicos, den törichten Edelmut der Tolteken nicht nachzuahmen und die Tore dem verschlingenden Meer nicht zu öffnen, damit es Mexico nicht so ergehe wie Tula, damit man den Eindringling nicht einst benenne: „Er dessen Sklaven wir sind!" . . . Aber auch durch Geschenke sich loszukaufen, wie der Fürst von Itztapalapan vorgeschlagen, sei der Größe Mexicos unwürdig. Und da die Gelbhaarigen sich an Gold noch

immer nicht ersättigt hätten, sollte man ihnen die Goldstandarte der Wasserstadt senden, umringt von jungen Kriegern in Jaguarrüstung und Pfeilschützen, die vierhundert Feuersteinspitzen versenden. Das wäre das Geschenk, das die Nimmersatten verdienten. Noch sei es Zeit dazu. Bald aber werde es zu spät sein, wieder gutzumachen, was nicht mehr gutzumachen sei.

Die Rede übte eine noch tiefere Wirkung aus als die des Edlen Traurigen und machte großes Aufsehen. Es war bekannt, daß Guatemoc und Cacama sich nicht liebten, entzweit seit der Verlobung der Prinzessin Maisblüte. Man hatte einen Meinungsgegensatz und einen Wortkampf der beiden Prinzen erwartet. Nun war das Unerwartete geschehen, daß sich keine Feindseligkeit gegen den Rivalen in den Worten des Herabstoßenden Adlers hatte spüren lassen. Er hatte die Vorschläge des Königs von Tezcuco bekämpft, doch nicht ihn selbst, da die Besorgnis um Mexico zu groß und der Augenblick ihm zu ernst erschienen war, an kleinlichen Zwist zu denken. Ja er hatte die vornehme Gesinnung Cacamas gewürdigt, wenn er sie auch für unheilvoll hielt. Und wenn seine Ermahnung eine heimliche Spitze hatte, so richtete sich diese nur gegen den Zornigen Herrn und die würdelose Beschenkung der weißen Götter.

Der Tempel-Feger, mit welchem Montezuma längere Zeit geflüstert hatte, wollte eben die Entgegnung des Königs in die Versammlung rufen, als ein Sklave vor dem Zornigen Herrn niederkniend meldete, aus Tlascala sei das Rauchende Blut — Montezumas letzter Gesandter

an die weißen Götter — zurückgekehrt. Der König ließ ihn in den Saal bitten.

Über die gehaltenen Reden war das Rauchende Blut, während er vor der Tür des Dämonensaals wartete, unterrichtet worden, daher wußte er, daß der Schwarze Amber den Sieg über Tlascala als einen Scheinsieg bezeichnet hatte und den beschlossenen Bund als eine Spiegelfechterei, mit welcher die Schwarze Blume nur ängstliche Herzen schrecken könnte. Diese Entstellung des wahren Sachverhalts, diese ahnungslose Zuversicht und Unterschätzung der Gefahr, — wie sie außer dem Weiblichen Zwilling auch der Edle Traurige bekundet hatte, — wies der Gesandte, seinen Bericht erstattend, eifrig zurück, indem er hervorhob, daß er das blutgetränkte Schlachtfeld gesehen und der Bestattung der Tlascaltekenleichen beigewohnt habe. Zu Hunderten seien die Tlascalteken und Otomis von Donner und Blitz — den feuerspeienden Waffen der Weißen — hingemordet worden; in einem Scheinkampf würden so viele den Tod nimmermehr gefunden haben. Der gesamten Wehrmacht des Freistaates standen vierhundert Söhne der Sonne gegenüber und siegten — nicht einmal nur, dank einem Glückszufall, sondern jedesmal, in etlichen Schlachten siegten sie und wären auch einem mächtigeren Feinde gegenüber Sieger geblieben. Unverletzlich und unsterblich zwar seien sie nicht, da auch sie Verwundete und Tote hatten, aber vermöge ihrer zauberischen Feuergeräte aus Kupfer kaum bezwingbar — es sei denn, daß Mexico seine gesamten Heerscharen gegen sie aufböte. Und klüger möchte es sein, den Feind

vor den Toren des Landes als vor den Toren der Hauptstadt oder gar innerhalb der Stadtmauer zu vernichten. Und zum Schluß überreichte er Montezuma die bemalte Leinwandurkunde, darin der Wortlaut der Rede des weißen Gottes verzeichnet stand. Auf einen Wink des Zornigen Herrn las der Tempel-Feger von der Leinwand die hochfahrenden Worte ab, mit welchen der weiße Gott von Montezuma drohend erheischte, ihm unverzüglich die beiden entlaufenen Sklaven auszuliefern.

Wie aus einem Munde stieß der Hohe Rat einen Entrüstungsruf aus. Die Verwirrung, die bis dahin geherrscht hatte, war geschwunden. Es gab keinen Widerstreit der Meinungen mehr. Es handelte sich nicht mehr um Cacama oder Guatemoc, ob man die Fremden in die Stadt einladen solle oder nicht. Jetzt handelte es sich nur darum, für eine freche Beschimpfung die würdige Antwort zu finden. Hätte Montezuma in diesem Augenblicke seine Ratgeber gefragt, sie hätten ihn alle ohne Ausnahme gebeten, die Adler und Jaguare auf die Gelbhaarigen loszulassen.

Doch Montezuma fragte nicht, da er die Antwort voraussah und den Rat nicht befolgen wollte. Es wäre für ihn selbst eine Erlösung gewesen. Denn seit einem halben Jahr krankte er an der Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen. Aber sogar die kühne Anmaßung des weißen Gottes befreite ihn nicht von der Lähmung seines Willens. Er, der eben noch — beeinflußt durch die Aussagen der beiden Sklaven — den Vorschlägen des Edlen Traurigen zugenickt hatte, war verwirrt durch die Rede

des Rauchenden Blutes und haltloser denn je. Mit verlorenen Blicken sann er hin und her und flüsterte mit dem Tempel-Feger. Nicht nur seines Leibes auch seiner Seele Doppelgänger schien dieser zu sein — sein williges Werkzeug und doch zugleich der Wille, der den Königswillen sich zum Werkzeug schuf . . .

Nach einer Weile sprach Montezuma zur Versammlung, und der Tempel-Feger wiederholte laut rufend jedes seiner unvernehmbaren Worte. Der König teilte seinen Entschluß mit — der keiner war, sondern eine Ausweichung, eine feige Umgehung des männlichen Entschlusses.

„O ihr meine Oheime und Väter," sagte Montezuma, „wir wollen die beiden Sklaven Unserer Großmutter, der Göttin mit dem Adlerfuß, opfern, deren Fest, das Fegen der Wege, morgen gefeiert wird. Denn weder kann ich dem weißen Gott seine Bitte erfüllen, noch will ich mich von ihm zwingen lassen, sie zu erfüllen. Wenn wir aber die Sklaven geopfert haben und man fragt uns nach ihnen, so können wir sagen, so können wir offenbaren, daß die Sklaven im Himmel der Sonne weilen und mittags in Gestalt von Kolibris zur Erde fliegen. ‚Fangt die Kolibris!' werden wir sagen. ‚Fangt euch die Summvögel, die eure Sklaven sind', werden wir sagen, wenn man uns fragt. Aber unsere Tapferen werden wie die Präriewölfe in den Bergen und Schluchten um Cholula heulen und hindern, daß man uns fragt. Denn die heiligen Könige Cholulas empfingen zwei Goldtrommeln als Geschenk von mir und sie wollen die Tore der heiligen Stadt öffnen und ein Fest den weißen Göttern

rüsten und sie auf ihre Tempel hinaufführen, während unsere Adler und Jaguare in den Schluchten lauern . . ."

Nur drei wagten, Widerspruch zu äußern, der Überwältiger, der Edle Traurige und der Herabstoßende Adler. Ihr Kampf gegen die Heimtücke war vergebens. Der Rat der Alten hatte keine Stimme mehr, nachdem Montezuma gesprochen hatte.

14.

Melchorejo und Julianillo starben mit vielen Leidensgefährten und einer Leidensgefährtin, einer schönen flaumjungen Mexikanerin. Freiwillig hatte sie sich dazu gemeldet, Unsere Großmutter, die Göttin der Lust und des Unrates zu sein, hatten doch junge und alte Hebammen und Ärztinnen — „die die Würmer aus den Zähnen oder aus den Augen ziehen" — ihr vorgeredet, sie werde in ein Gemach geführt werden, wo „der König" — der junge Maisgott — bei ihr liegen werde.

Während fünfzehn Vorfesttagen wurde sie, nachdem sie die Göttinnentracht angelegt hatte, durch lautlose, gesanglose Tänze und Tanzspiele zerstreut, da es für ein schlimmes Vorzeichen galt, wenn Unsere Großmutter ihren Tod beweinte. Den Mund mit schwarzem Kautschuk bemalt, schritt sie den letzten Tag, begleitet von allen Medizinweibern, durch die Straßen Tenuchtitlans und auf den großen Markt, um Abschied von der strahlenden Welt zu nehmen. Und wo sie ging, streute sie Maismehl, so daß der weiße Faden ihrer Spur sich allerorts über den Boden der Gassen, Plätze und Kanalbrücken

schlängelte. Vor dem Tempel der Göttin aber wurde Unsere Großmutter von fünf Priestern in Empfang genommen; und tröstend raunten die Hebammen ihr zu: „Ängstige dich nicht, mein Täubchen! Du verbringst die Nacht mit dem König! Freue dich! . . .“ Auf der Plattform stellte der stärkste der fünf Priester sich Rücken an Rücken zu Unserer Großmutter, hakte seine Arme in ihre Arme, beugte sich und hob sie, um sie als Rückenlast zum „König“ zu tragen, — genau so wie es in Mexico üblich war, die Braut zum Bräutigam zu tragen. Im selben Augenblick wurde ihr Haupt vom Hals getrennt. Dann zog man der Leiche die Haut ab. Und aus der Schenkelhaut schnitt man eine Maske für das Gesicht des starken Priesters. Den Körper aber dieses Priesters bedeckte man mit der frisch gegerbten Mädchenhaut. Und ein Frauenrock wurde ihm umgelegt, große Adlerfüße — das Attribut der Göttin — wurden ihm an die Knöchel geschnallt und allerlei Zieraten Unserer Großmutter aus Goldblech, Amethyst, schwarzem Achat und Grünstein erhielt er als Schmuck. So zur Göttin geworden ging er daran, unterstützt von den vier anderen Priestern, die als die vier Morgenröten gekleidet waren, den männlichen Opferklaven den Edelstein aus der Brust zu reißen.

Während die Tötung des Mädchens in der Nacht vor dem Festtage erfolgen mußte, geschah die Schlachtung der Sklaven erst nach Sonnenaufgang. Die vier Morgenröten hatten Brennholz zu großen Haufen auf der Plattform geschichtet und zu einem mächtigen Feuerbrand entfacht.

Das Besenfest — das Fegen der Wege genannt — war eins der volkstümlichsten. Die gesamte Bewohnerschaft Tenuchtitlans nahm daran teil und drängte sich, zermalmte sich schier in den Gassen. Alle Dächer waren von Schaulustigen überfüllt. Denn in den Höfen des kleinen Tempels der Göttin war wenig Raum — und die Ehrenplätze dort waren dem Zornigen Herrn, seinem Hofstaat und seinen Krüppeln und Narren vorbehalten.

Auch die Herrin von Tula und ihre Tochter Perlmuschel hatten sich einfinden müssen, höflich aber unverweigerlich dazu aufgefordert durch die Königin Acatlan, obgleich oder gerade weil diese anzunehmen Grund hatte, daß die Witwe und Tochter des Herrn des Fastens, seinen abtrünnigen Lehren getreu, den blutigen Opferritus mißbilligten und verabscheuten. Die Rache der Königin Acatlan für die verweigerte Schale Kakao gelang ihr vollkommen. Gezwungen ihre Empfindungen hinter einem versteinerten Lächeln zu verstecken, mußten die beiden Frauen mit ansehen, wie Melchorejo und Julianillo schluchzend und laut heulend vom Daunen- und Papierschmuck sich entblößen ließen, an Armen und Beinen sich binden ließen; wie sie erst von den vier Morgenröten mit Pfeilschüssen durchbohrt und dann auf den Scheiterhaufen gelegt wurden, wo ihre Körper von Brandblasen geschwellt sich gräßlich aufblähten, bis — fast eine Erlösung war es — Unsere Großmutter sie, die immer noch Lebenden, aus dem Feuer zog und, von Brustwarze zu Brustwarze sie aufschlitzend, ihnen das dampfende Herz herausriß . . .

Der kleine Menschen-Puma fiel in Ohnmacht.

Seit er in der Erdbebennacht von den Federarbeiterinnen gepflegt und dann durch Guatemoc der Prinzessin Perlmuschel wieder zugestellt worden war, fieberte er. Doch Perlmuschel hatte sich nicht entschließen können, ihn in ihrem von Feinden behüteten Palast zurückzulassen, hatte ihn krank wie er war mitgenommen, um ihn unter ihren Augen zu behalten. Längst war es ihre heimliche Absicht, in diesem Knaben sich einen Rächer für die rote Blume von Yuquane zu erziehen, darum war sie davor nicht zurückgeschreckt, ihn das Furchtbare sehen zu lassen (das ja die Kinder in Mexico auf Schritt und Tritt sahen); — es mußte den Groll und die Empörung gegen die bluttrinkenden Götter und ihre mexikanischen Diener in der von ihr beeinflußten Kindesseele einwurzeln und wachsen machen . . .

Der Vom-Himmel-Gestiegene verließ seinen Platz neben einer Schwester Maisblüte, wand sich durch das Gedränge der Höflinge und stand plötzlich vor der Herrin von Tula und Perlmuschel.

„O Prinzessin," sagte er zu Perlmuschel, „laß mich Menschen-Puma in deinen Tecpan tragen."

„Räuber! . . ." entgegnete sie leise und umklammerte den Knaben. „Du hast ihn neulich geraubt! . . ."

„Es gibt Unglückstage, o Prinzessin! Ich wußte nicht, was ich heute weiß."

„Was weißt du heute?"

„Daß du mein Weib werden wirst!"

„Du hast ein Weib und viele Weiber . . ." sprach sie fassungslos.

„Nein. Maisblüte warf meine Freude in einen Brunnen. Und die Flötenspielerinnen bringen mir die Freude nicht wieder. Aber du kannst sie aus dem Brunnen ziehen!"

„Ich hasse dich!"

„Mich straft die Liebesgöttin durch dich, o Prinzessin!"

„Und darum raubst du mir den Knaben?"

„Wenn man die Trommel kratzt, so schreit sie, o Prinzessin! Auch mein Herz schreit vor Qual. Wäre der Knabe dein Bruder, das schwöre ich dir bei der Sonne und bei den Wassern des Sees, ich würde ihn nie töten. Aber er ist dir ein Fremder und doch liebst du ihn mehr als mich. Also muß er sterben, weil mich die Liebesgöttin so grausam straft . . ."

Der Vom-Himmel-Gestiegene entfernte sich. Die Prinzessin hielt den Knaben angstvoll umklammert und sagte zur Herrin von Tula:

„Die Sonne und die Wasser des Sees haben seine Worte gehört: wenn Menschen-Puma mein Bruder ist, wird ihm nichts geschehen . . ."

Doch ihre Mutter schwieg düster und ließ sie ohne Antwort.

15.

Beim Opferfeste fehlten der Edle Traurige und der Tempel-Feger; sie hatten den Abend zuvor Tenuchtitlan verlassen. Der Edle Traurige, weil der Aufruhr in Tezcuco seine Gegenwart erheischte; und der Tempel-Feger, um neue Weisungen Montezumas nach Cholula zu tragen.

Seiner Abreise war ein längeres Zwiegespräch mit

Montezuma vorausgegangen. Gleich nach der Kronratsitzung hatte Montezuma wieder zu bereuen begonnen, daß der Überfall in Cholula beschlossen war. Nicht ohne Mühe gelang es dem erfindungsreichen Günstling, die Bedenken des Königs zu zerstreuen; und um dessen Zaghaftigkeit zu beschwichtigen, trat er mit zwei neuen Plänen hervor. Gewiß, meinte er, könne der Anschlag mißlingen und nur klug sei es, auch diese Möglichkeit ins Auge zu fassen. Darum rate er, den Weg von Cholula zum Paß zwischen dem Rauchenden Berg und der Weißen Frau zu unterhöhlen und mit eingerammten Pfählen zu versehen, so daß die Söhne der Sonne mit ihren Hirschungeheuern, den Weg betretend, sich selbst aufspießen würden. Sollte es ihnen aber gelingen, auch dies Hindernis zu überwinden, so brauche Montezuma dennoch nicht zu fürchten, ihnen begegnen zu müssen. Denn er erbiete sich, — gekleidet mit allen Insignien des Herrn der Welt, geschmückt mit der türkisenen Stirnbinde und umringt von Würdenträgern dem weißen Gotte entgegenzuziehen, seine Botschaft anzuhören und ihn mit einer Antwort an den Fürsten des Ostens zu entlassen. Die Gelbhaarigen und ihre tlascaltekischen Begleiter würden nicht imstande sein, den falschen Montezuma vom echten zu unterscheiden . . .

Beide Vorschläge fanden den Beifall des Zornigen Herrn. Seit seinem Besuch beim alten Zauberer Zacatzin, hatte er es vermieden, vor seinem Günstling den Namen der Prinzessin Perlmuschel zu nennen. Jetzt sagte er zum Tempel-Feger: „O tapferer Krieger, du Kluger!

Mein Herz begreift nun, warum der Herr unserer Leiber im neunmal verkettet ruhenden Himmel dich mir zum Spiegel machte! Gelingt dir's, — so wird die Göttin der Blumen dir und meiner königlichen Nichte, der Prinzessin Perlmuschel, das Ehebett weihen!"

16.

Im wunderschönen Chapultepec führte Prinzessin Maisblüte ein glückloses Leben. Sie verachtete ihren Gatten und Bruder, den Vom-Himmel-Gestiegenen. Sie verfluchte ihre erzwungene Ehe. Und sie trug nicht, wie andere junge Frauen, eine getrocknete Beutelratte, (von der man annahm, daß sie die Geburten fördere). Denn Maisblüte wollte ihrem Gatten kein Kind gebären.

Eine kurze Zeit hatte sie sich Mutter gefühlt. Aber nach wenigen Tagen schon war sie durch eine der berüchtigten mexikanischen Fruchtabtreiberinnen — (die sie ohne Wissen des Vom-Himmel-Gestiegenen in ihr Schloß bestellt hatte) — von der verhaßten Bürde befreit worden.

Ihrem Gatten teilte sie mit, daß sie kinderlos bleiben werde und auch bleiben wolle. Sie versagte sich ihm.

Als sie aber eines Tages in der Speise, die er ihr reichte, eine zerhackte kleine Macaschlange — ein nicht selten angewandtes Liebeszaubermittel — fand, erboste sie und sprach den Fluch aus: weder von ihr noch von einer anderen Frau solle er je ein Kind haben!

Um sich sein Eheleid aus dem Sinn zu schlagen, stürzte sich der Vom-Himmel-Gestiegene von neuem in wilde Vergnügungen, zügelloser noch als er es vor der Ehe

getan hatte. Sein nasenloser Freund Coxtemexi mußte ihm allnächtlich Feildirnen, Tanzmädchen und Flötenspieler in das Lustschloß bringen. Und das fernblasse Gelärm der Orgien zirpte über den verschlafenen Schilfsee.

Eine Weile schaute Maisblüte grollend dem Treiben zu. Dann verbot sie die Entweihung ihres Schlosses Chapultepec.

Der Prinz setzte die wüsten Gelage in Tenuchtitlan im Großen Palaste fort und er entblödete sich nicht, auch Sandalenbinderinnen seines Vaters dazuzuziehen. Keiner der Tecpanbewohner, keiner der allzu vielen Höflinge brachte den Mut auf, den Königssohn bei seinem Vater zu verklagen. Und Montezuma konnte von den Anstoß erregenden Vergnügungen nichts vernehmen, denn die Baumkronen des Schloßparkes rauschten und die Springbrunnen murmelten zwischen dem von ihm bewohnten Palastteil und den weit entfernten Gemächern des Prinzen.

Seit der Erdbebennacht ließ sich der Nasenlose nicht mehr blicken, und der Prinz machte sich Sorgen deshalb, ohne zu ahnen, daß dicht neben dem Schauplatz der Orgien — die nun ohne Coxtemexi gefeiert werden mußten — sich das Gewahrsam des vermißten Freundes befand. Als Vorsteher des Hauses der Edelsteine bewohnte nämlich der Herabstoßende Adler mit seiner Dienerschaft und seinem strenggehüteten Gefangenen einen angrenzenden Palastflügel.

Maisblüte war es nicht unbekannt geblieben, wohin ihr Gemahl die Trinkgelage verlegt hatte und wie schamlos er sich an den Mägden des Königs vergriff. Wenn

Montezuma diesen Ärgernissen kein Ziel steckte, so wollte sie es tun. Sie beschloß ihren Gatten zu überraschen.

In der dem Besenfest folgenden Nacht ließ sie sich in ihrer Sänfte nach der Stadt und in den Großen Palast tragen. Aber anders, als sie es sich ausgemalt hatte, war im blumengeschmückten Papageiensaal die Begegnung mit dem Vom-Himmel-Gestiegenen.

Entgegen seiner Gewohnheit — vielleicht infolge der launisch-jäh gefaßten Liebe zu Perlmuschel und ihrer harten Abweisung trüb gestimmt — hatte sich der Prinz diesmal auch mit ernsteren Zechgenossen umgeben, deren Gegenwart der groben Ausgelassenheit der Sandalenbinderinnen Einhalt tat. Als Maisblüte mit zürnenden Worten vor ihn hintretend, unter vielen fremden Gesichtern auch die wohlbekannten Züge des jungen Königs von Tlacopan und die weinseligen des Spinners erblickte, konnte ihr überzartes Mädchengesicht nicht anders als freundliches Lachen lachend erwidern. Und ihren mit Vorwürfen beginnenden Satz beendete sie mit Scherzworten. Ihr Gatte fing die Scherzworte auf und warf sie lachend zurück: nur darum schelte sie ihn, rief er, weil sie Pulque nicht zu trinken wage. Und alle Gäste horchten auf, welche Antwort die Prinzessin wohl geben werde. Und in scherzendem Ton gab sie die Antwort, die von ihr erwartet wurde: sie rühmte sich, mehr Pulque zu vertragen, als der Vom-Himmel-Gestiegene. Da bestanden alle Gäste darauf, es müsse erprobt werden. Und Prinzessin Maisblüte trank mit ihrem Gatten um die Wette, bis sie trunken war. Und als sie trunken war, kreischten

die Sandalenbinderinnen und Tanzmädchen vor Entzücken über sie, die liebreizende, die adelige, die betrunkene Königstochter.

Da trat ein ungeladener Gast in den Papageiensaal. Aus dem Schlaf geweckt durch das Flötenspiel und Gekreisch, kam der Herabstoßende Adler, dem lärmenden Königssohn Vorhaltungen darüber zu machen, daß er sich am Frauenhause seines Vaters vergriff . . . Gelächter erhielt er zur Antwort.

Und im Schimmer der schwelenden Kienfackeln sah er Maisblüte . . . Stets hatte er sie gemieden, seit sie ihm verloren war. Eine Trunkene saß sie jetzt unter Trunkenen.

Ihre Augen jammerten. Ihr voller Giftblumenmund war schmerzlich geschlossen, feucht wie eine zerschnittene Frucht. Und sie erhob sich, trunken wie sie war erhob sie sich, kam schwankend auf ihn zu und sprach ihm von Sehnsucht, von Neigung und von zu jungen Herzen, die sich selbst nicht verstehen . . .

„Ach, allzu spät hat die Blume der Liebesgöttin mich berührt!" sagte sie.

Er stieß sie von sich, und taumelnd sank sie zu Boden. Schnell verließ er den Saal.

Und nun trank Prinzessin Maisblüte, bis sie bewußtlos wurde und einer Toten gleich dalag.

17.

Und als Maisblüte tags darauf ihren Rausch ausgeschlafen hatte, war sie sich selbst verhaßt, war sie sich selbst ein Greuel geworden; und wie zerfetzt war ihre Seele

durch die Messer der Scham und der Reue und des Lebensüberdrusses. Wieder fühlte sie den handgroßen Skorpion auf ihrem Brustschmuck sitzen, — wie damals, im Schloßgarten von Tlatelolco, als die wiederauferstandene Papan, von der Begeisterung des Gottes erfüllt, Wehe über die Tochter Mexicos gerufen hatte . . .

Die Götter des Pulque und aller Rauschgetränke — die Totochtin, die kleinen Hasengötter — hatte sie durch ihr Benehmen beleidigt. Und sie beschloß einen Bußgang in den Tempel der Hasengötter.

Doch nur in Tenuchtitlan ließ sich das ausführen und nur, wenn Montezuma ihr seinen Beistand lieh. Sie schwebte in ihrer Kolibrisänfte zum Zornigen Herrn. Ihre Schönheit vermochte viel über ihn. Aber diesmal mußte sie lange überreden, viele Gegengründe widerlegen. Gar sehr widerstrebe es ihm, sagte er kopfschüttelnd, seines liebsten Kindes Nacktheit den Blicken des Volkes preiszugeben — wie solches beim Bußgang zu den Hasengöttern unvermeidlich wäre.

Um den Blicken zu wehren, erwiderte sie ihm, erbitte sie ja seinen Beistand. Und sie zeigte ihm, wie er das Volk hindern könne, ihre Blöße zu schauen.

Da ließ Montezuma durch den Vorsteher des Hauses der Teppiche mancherlei Anstalten treffen für den mitternächtlichen Bußgang der Prinzessin Maisblüte. Und allen Bewohnern Tenuchtitlans und allen Palastbewohnern wurde befohlen, drei Stunden vor Mitternacht müßten sie sich schlafen legen — wer aber wachend angetroffen werde, solle mit dem Tode gestraft werden. Auch alle

Torwächter müßten sich zur Ruhe begeben; und unbehütet offen sollten — in dieser einen Nacht — die Tore des Palastes stehen. Und der Vorsteher des Hauses der Teppiche erhielt ferner den Auftrag, dreißig Blinde in Tenuchtitlan zusammenzusuchen, damit sie mit Kienfackeln den Weg der Prinzessin erhellten.

Den Bußgang zum Tempel der Vierhundert Kaninchen trat Maisblüte in einem stolaähnlichen Papiergewande an, welches rechts und links aufgeschlitzt war. Sie kam zum Tempel, klomm die Treppe hinauf zur Plattform und kniend im Sanktuar, — wo Grünsteinbilder von zehn Pulquegöttern und von Mayauel, der Agavegöttin, der Vierhundertbrüstigen, aufgestellt waren, — räucherte sie, klagte sich ihrer Sünde an und betete. Und nach dem Gebet nahm sie sich das Papiergewand ab und legte es vor der Vierhundertbrüstigen nieder. Und völlig nackt — (bis auf die silbernen Sandalen, mit deren schleifenverzierten Lederriemen die halbe Wade umschnürt war) — stieg Maisblüte die Stufen hinab. Am ganzen Körper war sie hellgelb geschminkt. Nur Sterne des Himmels sahen blinzelnd auf ihre zauberhafte Blöße nieder, deren Zauberhaftigkeit noch erhöht wurde durch das grausame Wundmal, die schreiend rote kaum geheilte Vernarbung der linken, zerwüsteten Brust . . . Sterne, Eulen und Vampyre sahen sie — aber Menschen nicht. Durch die toten schwarzen Gassen und Kanalbrücken ging sie wiegend dem Großen Tecpan zu. Und alle hundert Schritt stand einer der dreißig Blinden, die hängenden Ränder der ausgelaufenen Augen karminen grell beleuchtet

von der Fichtenholzfackel, mit welcher er, ein ewig Blinder, der nackten und verstümmelten Königstochter den Weg erhellte.

Dem letzten der Blinden nahm Maisblüte die Fackel aus der Hand. Denn sie fürchtete sich in den lichtlosen, nachtschwarzen, wie verzauberten Tecpan zu treten. Alle Palasttore standen unbehütet offen, und sie wußte nicht, durch welches sie eintrat. Sie kam durch Säle und Korridore, die sie nie gesehen hatte. Dann als sie weiter ging, entsann sie sich, daß sie in diesen Irrgängen schon früher gewandelt war, doch sie wußte nicht, ob in Träumen oder in Wirklichkeit. Und als sie schließlich erkannte, daß sie sich im Palastflügel befand, den Guatemoc bewohnte, war es zu spät, zurückzufliehen. Ahnungslos hatte sie eben das Schlafgemach des Herabstoßenden Adlers betreten. Beim Kienfackelschein starrte sie ihm entsetzt in die Augen, der wach dasaß, als hätte er sie herbeigesehnt. Sie wollte zurückweichen — er ließ sie nicht fort. Und er fing sie zart mit den Händen und hielt sie, als hätte er einen Schmetterling erhascht, und er zog sie auf das Bett.

„Auch mich hat die Blume der Liebesgöttin berührt!" sprach er, sie mit Küssen fast erstickend.

Gegen morgen war er eingeschlafen. Sie aber streichelte ihm die Stirn und das Haar. Da war ihr, als sähe sie im Dämmerlicht, daß ein Kopf sich durch den Korallenvorhang der Kammertür schob. Und nur der Kopf war zu sehen, körperlos schien er dort zu hängen, gleichsam an die Luft genagelt. Dem wohlgeformten Antlitz aber fehlte die Nase . . . Und als ihr zum Bewußtsein kam,

daß es Coxtemexi sei, der sie hier auf dem Lager des Herabstoßenden Adlers erblickte und hohnvoll anblickte, stieß sie einen Schrei aus. Das Haupt verschwand, und Guatemoc erwachte. Doch auf alle seine Fragen schüttelte sie nur traurig den Kopf und verriet ihm nicht, was sie weinen machte, und warum sie eilends von ihm Abschied nahm. Denn sie selbst hielt das Gesicht für ein Traumgesicht und wollte dem Geliebten mit haltlosen Ahnungen das Herz nicht beschweren.

18.

Am Vormittag wurde Guatemoc zu Montezuma gerufen. Und als er sich eben in den Saal der Botschaften begeben wollte, warfen sich ihm mehrere seiner Sklaven verzweiflungsvoll vor die Füße.

„Strafe uns, o unser Herr! Wir haben den Tod verdient! . . . Der Gefangene, den du uns zu hüten gabst, ist entkommen! . . .“

Die Schuld zu untersuchen, die Saumseligen zu strafen, fehlte es dem Prinzen an Zeit. Auch war ihm klar, daß die Hauptschuld der gestrige Befehl Montezumas hatte, indem durch die Verfinsterung des Palastes und die anbefohlene frühe Nachtruhe die Beaufsichtigung des Gefangenen erschwert worden war.

Mißgestimmt trat der Prinz vor Montezuma, küßte ihm die Füße und die Hände, warf Weihrauchkörner in eine Räucherpfanne und mit über der Brust gekreuzten Armen erwartete er die Befehle des Herrn der Herren.

Der König schickte sein Gefolge aus dem Saal. Er hatte allein mit dem Herabstoßenden Adler zu reden.

Die plötzliche Abreise des Edlen Traurigen nach Tezcuco erleichterte Montezuma dies vorausgefürchtete Gespräch. Nur noch des einen Widerstand war zu brechen . . .

Er erzählte von seinem Besuch im Schlangenberg und vom Baumorakel. Er bat nicht und er befahl nicht; er sagte nur, es sei sein Wunsch, den Sternhimmel am Huitzilopochtli-Turm mit einer Schicht von Edelgestein und Edelmetallen zu überziehen.

„Die Tribute aller Provinzen reichen dazu nicht hin!" sagte der Herabstoßende Adler.

„Die Schatzhäuser des Königs Wassergesicht und des Königs Molch sind unangerührt", sprach Montezuma mit unstet flackernden Augen.

Erregt antwortete der Herabstoßende Adler:

„Beide Könige, dein Vater wie mein Vater, setzten einen Fluch zum Hüter ihrer Schatzhäuser ein. Und denjenigen wird ihr Fluch vernichten, der die Kleinode der Ahnen antastet, ehe Mexico in Gefahr schwebt!"

„Mexico schwebt in Gefahr . . ." murmelte Montezuma.

„Nein. Noch nicht . . . Aber bald naht vielleicht die Zeit; und wenn sie naht, wollen wir mit Gold und Grünsteinen Waffen kaufen, die Juwele in Speere und Wurfbretter, Pfeile und Pfeilspitzen, Schilde und Sägeschwerter verwandeln, um die Gefahr zu bannen."

„O großer Krieger, du Tapferer", sagte Montezuma mit verletzender Höflichkeit, „ist das dein Mund, der so spricht? Ein guter Beschützer des Hauses der Tribute bin ich! spricht dein Mund. Dem Hunde gleichst

du, der eines Knochens wegen seinem Herrn die Zähne zeigt! Denke ich denn daran, anzutasten, was unantastbar ist? Doch der Schatz von Tezcuco hat keinen Fluch zum Hüter!"

„Er hat die Ehrlichkeit Mexicos zur Hüterin!" rief der Herabstoßende Adler.

Hart prallten ihre Augen aufeinander. Von maßloser Wut gepackt schrie Montezuma:

„Bist du die Ehrlichkeit Mexicos? Wirfst du mir Unehrlichkeit vor? . . . Hebe dich fort von hier! . . . Für deine Würden werde ich Würdigere finden . . . Fort! Mir aus den Augen! . . . Ich verbanne dich! Und wenn du nicht bis morgen wie ein Vogel entfliegen oder wie eine Schlange in die Erde dich verkriechen kannst, so stirbst du einen bösen Tod! . . ."

Ohne zu antworten entfernte sich Guatemoc aus dem Saal der Botschaften. Und eine Stunde später schritt der Rote Jaguar hinter einer von vier Tlamamas getragenen Prachtsänfte her. Königlich, ein stolzer Verstoßener, ließ sich Guatemoc aus dem Palast hinaustragen, den wieder zu betreten ihm — vielleicht für immer, vielleicht für lange Zeit — verwehrt war.

19.

In Adlerrüstung, mit allen Insignien seines fürstlichen Ranges behängt, begab sich der Herabstoßende Adler nach Chapultepec, von Prinzessin Maisblüte Abschied zu nehmen. Er verwischte seine Spur nicht, er befürchtete keine Verfolgung vor Ablauf der eintägigen, vom König ihm

gewährten Frist. Am Gartentor des Lustschlosses entstieg er der Sänfte und schickte die Tlamamas in den Großen Tecpan zurück. Auch den Roten Jaguar schickte er fort und gab ihm den Auftrag, in das Haus des Obsidianarbeiters zu gehen und dort Ohrring-Schlange von seiner Verbannung zu unterrichten.

Von Gartenterrasse zu Gartenterrasse war der Herabstoßende Adler die glanzig polierte dunkelrote Steintreppe emporgestiegen und näherte sich dem obersten Garten, wo die alten moosbewachsenen Zypressen das milchweiße Schlößchen gleich schwarzgrünen Flammen umloderten, — als ihm der Gesang der Prinzessin Maisblüte entgegenklang:

Gefüllt mit meinen Worten
Stehn die Blumen aufrecht im Wasser.

Hinweggenommen sind die Tolteken,
Beendet ist das Buch ihrer Herzen —
Nicht länger mag ich hier leben.

Wer wird mich nehmen? Wer wird mit mir gehen?
Ich bin bereit, daß ihr mich nehmen kommt.
Was frisch war — die Düfte und meine Gesänge schwanden mit ihnen.

Gefüllt mit meinen Worten
Stehn die Blumen aufrecht im Wasser . . .

Doch statt in die schattige Grotte zu gehen, aus welcher dies Lied herausschallte, ging Guatemoc auf das kleine Ballspielhaus zu. Und durch eine Sklavin ließ er Maisblüte melden, er erwarte sie und wünsche mit ihr

Federball zu spielen. Schnell entkleidete er sich, legte den Lederpanzer der Ballspielenden an und band sich die Maske aus dunklem Lavastein vors Gesicht. Denn so verkleidet gedachte er zu fliehen, nachdem er von der Geliebten Abschied genommen.

Sie kam, das dunkle Haar, zum Schutz gegen die Sonne, mit Feuerreiherblumen bekränzt. Er sagte ihr mit wenigen Worten, was ihn — trotz aller Gefahr — zu ihr getrieben hatte. Und als auch ihr von ihren Frauen Lavamaske und Lederpanzer angelegt worden waren, führte er sie vor das Ballspielhaus auf einen Rasenplatz hinaus, konnten sie doch innerhalb der Mauern zu leicht umstellt werden. Keine Frage richtete Maisblüte an ihn. Klar sah sie den Schmerz seiner Fröhlichkeit. Abschied nehmend, spielte er mit ihr, weil durch das anmutige Spiel ihr die Tränen gehemmt und ihm das Herz mit dem Bilde ihrer silberfüßigen Schönheit angefüllt wurde.

Da plötzlich sauste von der Lagune her ein Pfeil vor ihn in den Rasen. Und ihn aufhebend fand er ein wie ein Brief gefaltetes Blatt an den Pfeil gebunden. Aus nur drei Worten bestand der auf das Schilfblatt eingeritzte Brief: „Coxtemexi; Montezuma; entflieh!"

Aber der Herabstoßende Adler wollte die Geliebte so jäh nicht verlassen. Er ließ durch Sklavinnen ein flammendes Räucherbecken, als wäre es zum Empfang von erwarteten Gästen, auf den Rasen stellen und unbekümmert fuhr er fort, mit Maisblüte den Federball zu werfen. Und wieder flog ihm ein Pfeil vor die Füße. Aber ehe er ihn aufheben und lesen konnte, sah er aus den

Gebüschen rings die Feuersteinlanzenspitzen der Leibwache Montezumas aufflimmern, sah blitzend in der Abendsonne die haßglühenden Augen Cortemeris und des Vom-Himmel-Gestiegenen auf sich gerichtet und hörte die heiseren Befehle des Königs: „O, meine Söhne, fangt ihn! Weh euch, wenn ihr ihn entkommen laßt!"

Ein leiser Aufschrei der Prinzessin Maisblüte zeigte ihm, daß auch sie ihn für verloren hielt. Er lächelte wie ein Sieger und vor aller Augen drückte er ihr den Abschiedskuß auf die geschweiften Lippen. Und dann warf er seinen vollen Weihrauchbeutel auf das Räucherbecken.

Als die weiße Rauchwolke sich verzogen hatte, war der Herabstoßende Adler entschwunden.

20.

Die warnenden Pfeile waren von Prinz Ohrring-Schlange geschossen worden.

In das Haus des Obsidianarbeiters hatte der Rote Jaguar nicht zu gehen brauchen, da gleich, nachdem er am Eingang zum Schloßgarten seinen Herrn verließ und zurück nach Tenuchtitlan über den Steindamm eilte, ihm unter den Bootfahrenden auf dem Schilfsee ein Mann aufgefallen war, der seiner Tracht nach niemand anders sein konnte, als der Prinz, den zu suchen er Auftrag hatte. Es gelang ihm, sich durch Winken bemerkbar zu machen. Im Schilfröhricht am westlichen Seeufer trafen sie zusammen. Kaum aber hatte Prinz Ohrring-Schlange von der Verbannung des Herabstoßenden Adlers und seinem verwegenen Besuch im Garten der einstigen Verlobten

erfahren, da gewahrte er auch schon wie die Zugänge zum Garten von der Leibwache Montezumas besetzt und wie der König, Coxtemexi und der Vom-Himmel-Gestiegene mit einem Trupp bewaffneter Krieger die Treppen zu den Gartenterrassen emporeilten. Er schoß seine Pfeile ab, obgleich kaum noch zu hoffen war, daß sie den umstellten Freund zeitig genug erreichen würden.

Im Schutze des Rauchqualms war dann der Herabstoßende Adler seinen Verfolgern entsprungen und hatte das Seeufer erreicht. Stumm wurde er von Ohrring-Schlange und dem Roten Jaguar in das bergende Röhricht gezogen. Alle drei bestiegen das bereitliegende Kanoe und ruderten zunächst in das Kanalgewirr der Stadt hinein. Unfern dem Hause des Obsidianarbeiters stiegen die beiden Prinzen aus, da Ohrring-Schlange, der in seinem Schlupfwinkel olmekische, mixtekische, zapotekische und andere völkische Trachten bereit liegen hatte, darauf bestand, sein Freund müsse eine davon wählen und sich der Ballspielrüstung — des Lederpanzers und der Maske — entledigen. Als Versteck kam das Haus des Arbeiters für die beiden Prinzen nicht mehr in Frage, länger zu verweilen oder gar zu übernachten darin wäre leichtsinnig gewesen, seitdem Coxtemexi in Freiheit war. Aber an eine augenblickliche Gefahr dachten die Prinzen nicht. Auch war, als sie sich näherten, dem unscheinlichen Gebäude keine Veränderung, nichts Gefahrdrohendes anzusehen. Als sie jedoch schon dicht bei der Haustür waren, bemerkte Ohrring-Schlange, daß aus dem Nebenhaus eine der Federarbeiterinnen, die jüngste Schwester der Schwindsüchtigen, herausschaute

und sich mit der Hand an die Kehle faßte. Es war das ein zwischen ihr und dem Prinzen verabredetes Zeichen. Ohrring-Schlange ergriff Guatemocs Hand und, ohne daß ein Wort gesprochen worden war, wußte auch dieser, daß das Haus von Häschern Montezumas besetzt war. Sie schritten an der Tür vorbei und bemühten sich, unauffällig durch das Menschengedränge der engen Gasse sich Bahn zu schaffen. Doch sie waren gesehen worden. Aus dem Hause des Obsidianarbeiters stürzten Bewaffnete, denen anbefohlen war, die beiden Feinde des Zornigen Herrn tot oder lebendig zu ergreifen. Die Prinzen nützten ihren Vorsprung aus und entwichen. Die Folge davon war, daß ein Hagel von Geschossen ihnen nachgesandt wurde — der sie zwar nicht traf, unter der ahnungslosen Menge auf der Gasse aber ein Gemetzel anrichtete. Verwundete wälzten sich in ihrem Blut. Der jungen Federarbeiterin, der Schwester der Schwindsüchtigen, waren Brust und Lunge von einem Speer durchbohrt worden. Eine Sterbende wurde sie ins Haus getragen.

21.

Die beiden Landflüchtigen hatten, den Weg durch Seitengassen nehmend, die Landungsstelle wieder erreicht, wo der Rote Jaguar mit dem Kanoe auf sie wartete. Blitzgeschwind trug sie das Boot durch das Labyrinth der kleinen Vorstadtkanäle hinaus auf die Lagune. Erst ziemlich weit von Tenuchtitlan entfernt, im östlichen Teil des Schilfsees, verstummte der hastige Schlag der Ruder, und geschaukelt

von Wind und Wellen ließen die Ruderer das Boot treiben. Sie berieten nun, was sie tun sollten. Beide Prinzen hegten den Wunsch, in oder doch in der Nähe Mexicos zu bleiben, wo seit dem Anmarsch der weißen Götter große Geschehnisse sich ankündigten. Im Augenblick aber wäre es aussichtslos gewesen, einen Unterschlupf in der Wasserstadt zu suchen. Aber auch in einen der Küstenorte des Sees sich zu wagen, wäre tollkühn gewesen, da Montezuma seine Späher und Häscher in jedem Fischerdorfe hatte. Prinz Ohrring-Schlange schlug einzelne der Laguneninseln vor; doch der Herabstoßende Adler lehnte immer und immer wieder ab und wies auf die Undurchführbarkeit der Vorschläge hin: die eine oder andere Insel mochte für eine Nacht Obdach bieten, doch nicht für längere Zeit, da zu viele Fischer und Krabbenfänger den See befuhren . . .

Der Rote Jaguar, der bis dahin geschwiegen hatte, fragte, ob er reden dürfe. Und aufgefordert, gab er den Rat, in einer unterirdischen Grabkammer, die er ausfindig gemacht hatte, Wohnung zu nehmen. Im nordwestlichen Teil des Sees liege verborgen zwischen hohem Röhricht der Eingang zu einem vergessenen — sei es toltekischen, sei es tepanekischen — Totenhaus. Kürzlich erst, bei einer seiner einsamen Bootfahrten, habe er die Grabkammer entdeckt; doch da ihm eine Fackel nicht zur Hand gewesen, habe er in das finstere Gewölbe nicht eindringen können.

Der Vorschlag fand Beifall. Einen Feuerbohrer und ein Bündel Kienfackeln hatte Prinz Ohrring-Schlange

vorsorglich ins Boot genommen. Der Rote Jaguar wurde angewiesen, zur Grabkammer zu rudern.

22.

Der Steindamm von Chapultepec verband Tenuchtitlan mit dem Westufer des Sees. Ein anderer Steindamm aber, der von Tepeyacac, führte über den nordwestlichen Teil des Sees in das Gebiet des Königs von Tlacopan — in das an Trümmerhügeln reiche, einstige Stammland der tepanekischen Welteroberer Zürnender Aderlasser und Schambinde. Im Norden des Dammes von Tepeyacac war der See verschlammt und verschilft. Der Seeboden hatte sich — wohl infolge vulkanischer Tätigkeit — gehoben, und durch den aus dem Wasserspiegel emporgetauchten Schlamm waren zahllose kleine und kleinste Inseln entstanden, die, von üppiger Vegetation überwuchert, an Aussehen und Größe den schwimmenden Gärten Mexicos glichen, nur daß sie im See verankert blieben. So nahe lagen sie beieinander, daß in den sie trennenden Wasserrinnen oft kaum für ein schmales Kanoe Raum zur Durchfahrt war. Und da es nicht selten geschehen war, daß Boote in die Eilandirrsal hinein, jedoch nicht wieder herausgefunden hatten, wurde dieser Teil der Lagune von Fischern gemieden. Nur Entenjäger wagten sich zuweilen in das Schlammdickicht und suchten sich eine der tieferen Rinnen, wo sie bis an den Hals im Wasser stehend, den Kopf mit Schilfblättern verdeckt, nach schwimmenden Wasservögeln mit den Händen griffen. Denn dichter gedrängt als sonstwo auf dem See flogen und schwammen, tauchten

und nisteten, kreischten, piepten, schrillten und zankten sich hier in ihrem Röhrichtparadies die Blauflügelenten, die gelben Baumenten, Rotkappen-Ibisse, Schlangenhalsvögel, blaue Reiher, weiße Sichler, Moorschnepfen, rosa Löffelreiher und Kraniche.

An diesem Abend begegnete das Boot keinem Entenjäger. Es war bereits Abend geworden, als der Rote Jaguar zwischen den mit Kolbenrohr, Schildkrötenblumen und kleinen Dorn-Akazien bewachsenen Inseln hindurchsteuerte. Obgleich er bloß einmal hier gerudert war, entging er dank seinem außergewöhnlichen Ortssinn der Gefahr, sich zu verirren oder festzufahren. Nach einem kurzen Zickzackweg legte er an einer der größeren Inseln an.

„Hier ist der Eingang", sagte er.

Aber erst nachdem er an Land gestiegen und vor den Eingang getreten war, erkannten seine zwei Begleiter, daß — gänzlich überwachsen von Schilf, Schlingpflanzen und Farnkräutern — sich ein aus Quadern errichtetes niedriges Mauerwerk kaum fußhoch aus dem Inselboden erhob. Ein gestufter Schacht führte hinab in das Subterraneum.

23.

Da ein Lichtschein vom Seeufer aus gesehen werden konnte, beschlossen die Prinzen die Fackeln erst unter der Erde zu entzünden. Sie und der Sklave tasteten sich die enge, stockfinstere, kellerfeuchte Treppe hinab und waren bald von schwarzer Nacht umfangen. Ein eisiger Modergeruch legte sich schwer auf ihre Sinne. Etwas huschte

an ihnen vorbei — ein Marder war es oder ein Katzenfrett — sie konnten es nicht erkennen: von Wand zu Wand sprang es dem Ausgang zu. Endlos lang schien der Schacht zu sein. Eine Wolke von Fledermäusen flüchtete an ihnen vorbei ins Freie. An den moosbewachsenen Wänden tastend, deren rieselnde Feuchtigkeit zuerst sich schleimig angefaßt hatte, fiel es den Hinabsteigenden auf, daß allmählich die Feuchtigkeit schwand und einer erddunstigen, staubtrockenen Kälte wich, je weiter sie vordrangen. Der giftige Moderstaub zerbeizte die Augen, setzte sich in Lungen und Kehle fest, reizte zum Husten. Statt sich an die Finsternis zu gewöhnen, wurden die Augen wie verdeckt von einem Tränenschleier. Und als das Ziel erreicht war, als die drei ebenen Boden unter ihren Füßen fühlten, waren ihre Augen so getrübt und der durch die Schachtöffnung einfallende Lichtschimmer so schwach, daß sie einander nicht sehen und von der Kammer, in der sie sich befanden, nichts erkennen konnten.

Der Herabstoßende Adler griff mit den Händen in die graue Dunkelheit hinein uud erfaßte einen Mantel.

„Ohrring-Schlange? Bist du es?" fragte er leise.

„Nein!" ertönte die Antwort aus einer anderen Ecke der Totenkammer.

„Auch ich bin es nicht", murmelte der Rote Jaguar. Und auch seine Stimme klang entfernt.

„Hier steht ein Mann neben mir!" flüsterte der Herabstoßende Adler.

Unheimlich wurde es ihm. Er ließ den Mantel fahren. Weiter tastete er sich vor.

„Auch hier steht ein Mensch . . . Und hier steht ein Dritter . . .“

Ohrring-Schlange und der Sklave rieben Feuer an.

24.

Als ein Flämmchen, aus dem Holzmehl aufzüngelnd, das Kienfackelbündel zu belecken begann, lief ein tänzelnder rötlichblasser Lichtschein in wagrechter Richtung nach den entferntsten Winkeln des schmalen, langen und niedrigen Raumes und bevölkerte ihn. Da saßen und standen einige fünfzig Gestalten. Ob es Geister waren oder Menschen — Feinde vielleicht — ließ das eben geborene Flatterlicht nicht gleich erkennen. In lasser, müder Haltung, den Kopf auf die Brust gesenkt oder zur Decke emporgerichtet, schienen sie regungslos in Träumereien versunken vor sich hinzublicken, und schenkten den Eindringlingen keine Beachtung. Erst nachdem die Fackeln hell aufgeflammt waren, verdrängte das sieghafte Licht die staubgraue Kellerdüsternis, belichtete die Wirkereien, Kleinodien, Gliedmaßen und Gesichter der hier Versammelten und zeigte, daß sie Mumien waren. Erst jetzt konnte man sehen, wie grausig und zugleich grotesk die große Schar dieser schweigenden Gestalten war, die seit Jahrhunderten in der Grabkammer den kommenden Jahrtausenden entgegenharrten. Denn es waren Gekrönte des unter Schutt und Trümmern versunkenen Tepanekenreiches, die Kaiser Schambinde, Zürnender Aderlasser und ihre Vorgänger, nebst prinzlichen Brüdern und Schwestern, Neffen und Nichten, die hier in altertümlichem Fürstenornat teils

thronend saßen, teils angelehnt an die beiden Längswände der Katakombe in schier endloser Reihe — gerade aufrecht die einen, schief und fallend die anderen — einander gegenüberstanden. An ihrem Fleisch, ihrem Haar und ihrer Haut hatte keinerlei Verwesung genagt, die unterirdische Luft hatte sie gedörrt; aber die Haut ihrer Hände und Köpfe wies Risse auf wie überaltes und trockenes, von der Zeit zerbeiztes Leder. Eingesunken waren die Augen und Nasen. Weitgeöffnet waren die Münder mit vorbleckenden gebräunten Zähnen — alle fünfzig Mumien hatten die ledrigen verschrumpften Lippen aufgerissen; und das gab ihnen das Aussehen, als sängen sie gemeinsam ein Lied. Manche schienen stille Sänger zu sein, andere gebärdeten sich, als brüllten sie aus Leibeskräften. Eine Frau, die ihrem Schmuck nach eine Kaiserin gewesen sein mochte, sang und hielt schalkhaft ihr schweres Haupt zur Seite geneigt; ihr rotbraunes Haar aber und ihr Kopfputz waren zerzaust und überdeckt mit dem Kot von Fledermäusen, die auf ihr genistet hatten. Einem der Thronenden war der Halswirbel gebrochen und die Halshaut gerissen; sein Kopf war ihm auf den Schoß gefallen und lag grinsend und singend zwischen den starr ausgestreckten Armen.

25.

Die drei Lebenden unter den Toten hatten keinen Sinn für die grauenhafte Komik dieser fürstlichen Versammlung und sie übersahen, daß hier der Tod seiner Erhabenheit entkleidet war. Nicht daß die Nähe des Todes sie

lähmen konnte, aber ihre Seelen schwebten lange Zeit in haltloser Verwirrung, wie scheue an Käfiggitter sich schlagende Vögel, infolge des ebenso unerwarteten wie ungewohnten Anblicks. Schrieb doch der aztekische Gräberkult vor, daß Könige und Prinzen, — sofern man sie nicht auf Scheitern verbrannte, — in Grabkammern einzeln beigesetzt, mit weißen Totengewändern und einer Gesichtsmaske verdeckt und dann eingemauert werden mußten. Es war dem Herabstoßenden Adler und Ohrring-Schlange unbekannt, daß frühere Völker andere Bestattungsgebräuche gehabt hatten. Und sie vermochten sich dies erstarrte Leben, die Festbannung, die Unwandelbarkeit des sonst ewig sich wandelnden Lebens, nicht zu erklären. Warum die Toten hier versammelt waren, in solcher Anzahl und die meisten aufrechtstehend, war ihnen ebenso rätselhaft wie ihre verhältnismäßige Unversehrtheit durch die Zeit. Daß dies Wunder durch vulkanische Gase bewirkt war, die aus der Seetiefe an der Insel emporsteigend die Leichen vor Verwesung bewahrten, blieb selbst dem weißen Sklaven dunkel.

Da Ohrring-Schlange und der Herabstoßende Adler lange kein Wort fanden und stumm umherzublicken fortfuhren, wagte es der Rote Jaguar als erster das lastende Schweigen zu brechen. Er bemerkte:

„Der letzte der Toten — dort am Ende der Kammer — ist kein Toter!"

Wunderbar war die Wirkung auf die beiden Prinzen. Sie hatten bereits sich an die Nähe der Leichen zu gewöhnen begonnen. Aber die Vermutung, ein Lebender leiste diesen fünfzig Toten Gesellschaft, war furchtbarer

als die erste Schau beim Entzünden der Fackel. Das schon besänftigte Grausen wurde von Grund auf wieder emporgewühlt. Pfeilschnell flogen die Blicke den Saal entlang. Aber dann schüttelte Guatemoc abweisend den Kopf.

„Warum glaubst du das?" fragte er den Sklaven.

„O edler Herr, er hat sich bewegt!"

„Das Licht bewegt sich . . . Die alle dort haben geschlossene Augen!"

„O edler Herr, blind ist jener Letzte — doch er lebt!"

26.

Guatemoc entriß dem Sklaven die Fackel und schritt durch die Gasse, die aus den zwei Reihen vertrockneter Leiber gebildet war. Ohrring-Schlange und der Rote Jaguar folgten ihm dicht auf den Fersen. Am anderen Ende der langen Grabkammer befand sich an der Schmalseite eine Tür — offen, in einen lichtlosen, tiefschwarzen Raum hinausgähnend — und neben der Tür stand ein Knabe. Mochte er eine Mumie, mochte er ein Mensch sein, — seine Augen waren geschlossen, und in den Händen hielt er eine kleine grasgrüne Papageienmumie mit einem Halsband aus roten Karneolperlen und einer kurzen dünnen Goldkette, die an der linken Klaue befestigt war. Diese Goldkette war gerissen, und ihr größerer Teil befand sich in den schmalen schokoladenbraunen Kinderhänden einer etwa siebenjährigen Prinzessin; unweit, neben dem Thron jenes Königs stand sie, welcher seinen Kopf auf dem Schoß liegen hatte. Augenscheinlich war dem Mädchen

ihr Lieblingsvogel mit ins Grab gegeben worden, und der Knabe hatte der kleinen Prinzessin den Papagei entwendet.

Er war keine Mumie. Er wandte den Kopf, als der Herabstoßende Adler mit der grellen Fackel näher kam, — die geschlossenen Augen spürten das Licht, öffneten sich jedoch nicht. Blind war der Knabe. Furchtlos ging er Guatemoc entgegen und faßte ihn an der Hand.

„Komm!" sagte er, „ich werde dich führen!"

Und das Wunderbare geschah, daß Guatemoc, gelähmt in seinem Willen und jeder Widerstandskraft bar, sich vom blinden Knaben führen ließ. Hätte der Knabe ihn in einen Hinterhalt, in einen Abgrund locken wollen, der kluge, vorsichtige Krieger wäre ihm in diesem Augenblick, den inneren Warnerstimmen zum Trotz, dennoch gefolgt.

27.

Sie durchschritten die Tür und traten in den nachtschwarzen Raum. Der Lichtschimmer der Fackel verscheuchte alsbald die Finsternis, welche flatternd durch Decke, Fußboden und Wände auseinanderstob, als wäre sie ein Volk schwarzer Vögel. Geräumig war die Kammer, in der sie sich befanden, ärmlich doch wohnlich eingerichtet. Binsenmatten deckten den Fußboden, Gewebe hingen an den Wänden. Auf Stühlen saßen zwei Menschen, ein Greis und ein Jüngling. Guatemoc erkannte den Spinner und erriet, daß der Alte jener Zauberer Zacatzin sein müsse, von dem jedermann in Tenuchtitlan wußte, daß er wie eine Schlange in die Erde geschlüpft

oder wie ein Falke in die Luft geflogen war, als Montezuma sein armseliges Haus dem Erdboden hatte gleich machen lassen.

„Wir haben Euch lange erwartet!“ begann Zacatzin seine Begrüßungsrede. Doch weiter zu reden wurde er gehindert durch den Ungestüm des Prinzen Ohrring-Schlange. Mit einem Aufschrei stürzte der Prinz auf ihn zu, beugte sich über seine Hände, küßte die Greisenhände.

„O du Alter!“ rief er glückstrahlend. „Du bist der Alte Wickelbär, der treue Diener des Herrn des Fastens! Der einzige bist du unter den Lebenden, der des sterbenden Königs letzte Reden vernommen hat!“

Und so war es. Von den beiden Greisen, die in den Gärten Tezcotzincos den herzkranken Herrn des Fastens auf dem Sterbebette gepflegt und, seinem Wunsche gemäß, lange Zeit sein Hinscheiden dem Volk Tezcucos verheimlicht hatten, war der eine bald hernach dem großen König ins Land der Sonne gefolgt. Der andere aber Cuetlach-huehue, der Alte Wickelbär, war nach Tenuchtitlan übergesiedelt, woselbst er sich Zacatzin nannte und das Zauberergewerbe betrieb, welches ihn in den Stand setzen konnte, durch den Verkehr mit arm und reich Einblick zu gewinnen in mancherlei verborgene Gespinste des Hofes von Mexico.

„So wahr der Himmel und die Erde leben! würde der König und Große Chichimecatl, mein Vater (wie heute noch das Volk Tezcucos erwartet) plötzlich wiederkehren von den Toten, plötzlich vor mir stehen, — meine kupfernen Armringe könnten nicht freudiger klirren als sie es jetzt tun!“ rief Ohrring-Schlange überschwenglich.

Da erhob sich der Alte Wickelbär hoheitsvoll und sprach: „O mein Herr, o du strahlender Quetzalvogel! Gehört habe ich mit Tränen, vernommen habe ich mit Rührung den Aufschrei deines Herzens. Der Herr des Fastens kehrt nie mehr zurück auf die blaue Erdscheibe, denn fortgezogen ist er in das Speerhaus des Himmels, in den Palast seines Vaters, der Sonne, wo alle ein Dasein der Freude, Zufriedenheit und Glückseligkeit führen. Doch mag sein Leib auch tot sein, — sein Wille lebt noch und wird fortleben. Obgleich ich unwürdig bin, hat der Große Chichimecatl mir seinen Willen anvertraut, damit ich als treuer Diener ihn hüte und verwahre. Ich habe ihn gehütet wie eine kostbare Standarte und ihn verwahrt wie einen mit Perlen geschmückten Knochen. Nunmehr ist die Zeit nahe, daß ich dir des Toten Willen übergeben kann. Dann sollst du fortan sein Hüter und Verwalter sein, du edler Krieger, du Junger! Das Volk Tezcucos aber wird sich in dein Sternbild stellen!"

So sprach der Greis, kniete nieder und küßte des Jünglings Hände und Füße.

Achtes Buch

1.

San Juan der Aufgeblasene und der Grobian Pero Trujillo rauchten und zechten in der Marketenderlaube, die im Ballspielhaus der Sammelnden Biene aufgeschlagen war. Sie hockten auf niedrigen Sitzschemeln. Ein über mehrere Schemel gelegtes Brett diente als Tisch, auf welchem zwei mit Pulque gefüllte Zinnbecher standen. Denn spanischen Wein bot die Feuerlilie längst nicht mehr feil.

Der schweigsame, immer griesgrämige Trujillo war ein Meister im Spucken. Auf zehn Schritt Entfernung konnte er eine Fliege an der Wand treffen. Er war imstande, eine Schwalbe im Fluge zu besudeln. Leute, die es gesehen hatten, versicherten, er habe einmal aus ziemlicher Entfernung durch ein Schlüsselloch gespuckt, so zielsicher und elegant, daß der Metallrand des Schlüsselloches nicht einmal feucht wurde.

Zuweilen war sein Spucken chaotisch, zuweilen methodisch. In letzterem Falle lag stets eine Idee — eine platonische Idee — zugrunde. Figuren entstanden um ihn herum. An die Wand oder auf den Fußboden zeichnete er, bedächtig ein Häuflein Speichel neben das

andere schleudernd, geometrische Gebilde; aber auch Organisches: Pflanzen, Insekten und Wirbeltiere. Mit unleugbar malerischer Begabung konnte er z. B. die Konturen eines Ferkels mit geringeltem Schwänzchen spucken.

Heute hatte er seinen chaotischen Tag. Überraschend, geräuschlos spie er im Bogen über die aufrechtstehende Feuerlilie hinweg, spie gelegentlich wie zum Scherz durch den Henkel eines Kruges. Der ganze Raum zeugte von seiner Anwesenheit. Doch es fehlte die Idee. Er war mißgelaunt, weil er mit Pulque vorlieb nehmen mußte.

„Diese süßliche Jauche hat einen Nachgeschmack wie verwestes Fleisch!" schimpfte er.

Nichtsdestoweniger trank er den fünften Becher aus und ließ sich den sechsten füllen.

Die Hauptleute Olid, Avila und Lugo traten in die Marketenderlaube. Geradeswegs kamen sie von der Sitzung des Hohen Rates und wollten sich den Staub aus den Kehlen spülen. Sie erzählten das Neueste: Kriegserklärung an Cholula.

„Frohlockt nicht zu früh!" bemerkte Avila. „Dem Frater traue ich zu, daß er's hintertreibt!"

„Der Frater ist ein Heiliger, — daß Ihr's wißt, Señor!" schrie Olid und schlug mit der Faust auf das Brett, daß die Zinnbecher taumelten.

Um das Gespräch abzulenken — denn schon auf dem Heimweg hatten Olid und Avila über Aguilar gestritten — wandte sich Lugo an San Juan den Aufgeblasenen:

„Nun endlich werdet Ihr der Welt dartun können, Señor, was Euer Zweihänder vermag!" sagte er lachend.

Der Aufgeblasene besaß ein Landsknechtschwert von ungewöhnlicher Größe, das seines Gewichtes wegen nur mit beiden Händen geschwungen werden konnte. Beim Aufbruch von Sempoalla hatte er die unhandliche Waffe mit anderen Gepäckstücken den totonakischen Lastträgern übergeben. Mochte es Zufall, mochte es Absicht sein — bei den Kämpfen vor Tlascala war das Schwert verschwunden und erst nach dem Einzug fand es sich wieder.

Nicht zum erstenmal erlebte er es, daß spöttisch auf sein Schwert angespielt wurde. Aber immer hatte er sich so erhaben über seine Kameraden gedünkt, daß es außer dem Bereich der Möglichkeit für ihn lag, die an ihn gerichteten Fragen könnten anders als ernst gemeint sein. Er selbst hatte ja durch Renomisterei dafür gesorgt, daß sein Schwert im Heere als Wunderschwert gerühmt war.

Diesmal aber höhnte ein Hauptmann — und das schnitt sogar durch den Panzer der Eitelkeit.

Der Aufgeblasene sagte in seiner hölzernen Weise: „Mein Schwert vermag einen Mann vom Scheitel bis zum Nabel zu spalten!"

Lugo brach in ein helles Gelächter aus. Es war ansteckend, auch Avila und Olid vergaßen des Streites und lachten.

„Ich schlage Euch eine Wette vor!" rief Avila. „Nicht auf die Waffe, nicht auf die Sehnen und Muskeln kommt es an, sondern auf die Eleganz des Hiebes. Ich vermag, wenn ich auch nur ein kurzes Schwert habe, mit einem einzigen Streich einen Kopf vom Hals zu trennen."

„Ihr meint, das sei wunder was?" unterbrach ihn der bärenstarke Olid.

„Könnt Ihr das auch, Señor? Gut, also laßt uns beide nächster Tage im Krieg gegen Cholula die Köpfe zählen, die wir mit einem Hieb abschlagen. Wohlverstanden, bloß die Köpfe, die glatt abfliegen, sollen gelten. Und San Juan mag zählen, wie viele er bis zum Nabel spaltet. Ich gehe die Wette ein, daß ich mehr Köpfe einsammele, als Ihr, Olid, — von den Nabeln San Juans ganz zu schweigen."

„Was stellt Ihr zur Wette?" fragte Olid ernsthaft und sachlich.

„Fünf indianische Jungfrauen aus Cholula!"

„Nein," lachte Lugo. „Wer die Wette verliert, soll an der Wand stehen wie Sankt Sebastian am Pfahl und sich von Trujillo rundherum spucken lassen . . ."

„Auch ich will wetten", rief der Narr Madrid, der schon seit einer Weile zugehört hatte. „Ich wette, daß der Hauptmann Lugo die fünf indianischen Jungfrauen wird in Obhut nehmen müssen, weil der Held, dem sie zufallen werden, vom jus primae noctis keinen Gebrauch machen kann."

„Warum? . . . Von wem sprichst du, Narr?" fragte Lugo stutzend.

„Von Eurem Hetzhund, dem Becerrico, dem Hundehelden!" grinste Madrid. „Er wird mehr Indianer zerfleischen und zerreißen, als Ihr mit eleganten Hieben köpfen könnt. Wollt Ihr Euch mit ihm messen, ihm den Rang ablaufen? Gebt's auf! Denn Becerrico ist ein Bluthund. Das seid Ihr doch nicht!"

Der Pulque rettete dem Narren das Leben, denn die Trinker verstanden ihn nicht.

2.

Der jüngst verstorbene Priesterkönig von Cholula hatte (ebenso wie das Alte Raubtier) den Ratschlag des Tempel-Fegers seinerzeit gutgeheißen und sich einverstanden erklärt, die weißen Götter durch einen Hinterhalt zu vernichten. Darum hatte er seinen neunzehnjährigen Sohn Totoantzin, den Vogelsteller, in das Weiße Mondgefilde mit dem Auftrag entsandt, die Sonnensöhne zu Festgelagen, Federballspielen und Tänzen in die heilige Stadt zu laden. Nach der Rückkehr des Königssohnes war aber ein Wandel eingetreten. Sei es, daß der erkrankte willensschwache Vater sich vom Vogelsteller bereden ließ, Malintzin für die Göttin der Blumen und Cortes für die leibhaftige Grüngefiederte Schlange zu halten; sei es, daß die Beschreibung der Singenden Nachtigall den Ausgang des blutigen Festes zweifelhaft erscheinen ließ. Der Plan wurde fallen gelassen, und das Alte Raubtier hatte nicht die Macht, ihn gegen den Einspruch seines Mitregenten durchzusetzen.

Dies war der Stand der Dinge, als der Tempel-Feger — kurz vor dem Opfertode Julianillos und Melchorejos — nach Tenuchtitlan zurückgekehrt war.

Inzwischen war der Priesterkönig in Cholula gestorben, wo nun bis zur Thronbesteigung seines Sohnes das Alte Raubtier, unumschränkt herrschend, die Gegner der mexikanischen Politik unterdrückte. Auch war inzwischen eine

neue Weisung von Montezuma ergangen, der damals, beeinflußt durch die Aussagen Julianillos, an die Unschädlichkeit der weißen Götter glaubte und sogar nicht abgeneigt war, ihnen die Tore Mexicos zu öffnen, damit die blaue Scheibe — der Erdkreis — erfahre, daß er dies Häuflein Krüppel und Stelzfüße nicht fürchte. Der Wind hatte sich gedreht. Ihnen solle freundlich begegnet werden, wurde gewünscht. Und der Überbringer dieser Weisung erzählte dann auch, in welche Wut Montezuma geraten war über die Verbrüderung der Götter und der Tlascalteken.

Das Bestreben, den Mexikanern gefällig zu sein, hatte dem Alten Raubtier, nachdem er vom Zorn Montezumas erfahren, den Gedanken eingegeben, Tlascala zu beschimpfen. Und eine Gelegenheit hierzu hatte sich bald darauf gefunden, als ein tlascaltekischer Bote den bevorstehenden Besuch der weißen Götter anzumelden kam. Nicht nur eingekerkert wurde er; das Alte Raubtier ließ ihm auch die Haut beider Hände abschinden. Doch diese Grausamkeit wurde erst später bekannt; die Gesandten aus Yuquane wußten hiervon noch nichts, als sie Cortes und die Tlascalteken vom Völkerrechtsbruch in Kenntnis setzten.

In der Stadt Quetzalcoatls und der Großen Pyramide waren von jeher die Erträgnisse des Friedens höher eingeschätzt worden als die des Krieges. Priester, Kaufherren und Dirnen bevölkerten die Gassen. Habsüchtig und genußsüchtig, verurteilten die unkriegerischen Bewohner die Handlungsweise des Priesterkönigs — nicht weil sie ihnen als ein Rechtsbruch, sondern weil sie ihnen als eine

Unklugheit erschien. Die schroffe Herausforderung der Nachbarrepublik konnte den Handel und den Fremdenbesuch der heiligen Stadt beeinträchtigen oder sonst unliebsame Folgen nach sich ziehen. Die Adligen und die hohen Würdenträger freilich fürchteten Tlascala nicht und vertrauten auf Mexicos Beistand. Cholulas Hoher Rat war ein williges Werkzeug des Alten Raubtieres. Die wenigen Widersacher, welche es gewagt hatten, warnend die Stimme zu erheben, schmachteten in Holzkäfigen.

Um so lebhafter war der Meinungsstreit außerhalb des königlichen Tecpans auf Gassen, Straßen und Plätzen. Das Volk ließ sich nicht mundtot machen wie jene Ratsherren. Die Erregung ließ sich nicht eindämmen, solange ungewiß blieb, welche Gegenmaßregeln Tlascala ergreifen werde.

Da trafen Piltecatl und Aguilar in Cholula ein. Die Kunde hiervon wurde bestritten, verlacht, als eine lügnerische Erfindung abgetan. Niemand hielt es für denkbar, daß ein Tlascalteke sich vor den Priesterkönig wagen könne. Als es sich dennoch als wahr erwies, überstieg die Bewunderung für die Wagehalsigen alle Grenzen und glich einer Anbetung.

Wie ein Meer umtoste die Volksmenge den Königspalast, in welchen Piltecatl und Aguilar geführt worden waren.

3.

Unter einem Baldachin aus purpurnen Tangarefedern saß der Priesterkönig auf dem mit Jaguarfellen bedeckten

Silbersessel. Ein anderer Thron stand leer daneben; der noch ungekrönte Vogelsteller hockte auf einem niedrigen Sitzschemel wie alle Würdenträger des Hohen Rates. Außerdem füllten einige hundert Bewaffnete in glanzstrahlender Kriegertracht den großen Beratungssaal. Die Wände waren dunkelrot getüncht; und ein in schreienden Farben gemalter Fries, der einander mordende affenähnliche Götterwesen und Reptile darstellte, lief unterhalb des Dachgebälks und der Lichtöffnungen rings um den Saal.

Das Alte Raubtier war verhältnismäßig jung, noch nicht vierzig Jahre alt. In seinem knochigen, flachen Gesicht fiel besonders die gestutzte Nase und die vorgeschobene, mißvergnügt herabhängende Unterlippe auf. Halb Priester halb Fürst, trug er die mit Juwelen besäten Embleme und Insignien seines Doppelranges. Die hohe Mitra auf seinem Kopf, einem kleinen Bienenkorb ähnlich, bestand aus aneinander gelöteten fingerdicken Goldringen. An seiner Halskette hing die goldene Trommel, das Bestechungsgeschenk Montezumas.

Er saß wie ein Steinbild da, hatte die Arme auf die Schenkel und die Hände auf die Kniescheiben gelegt.

„O edler König, Herr der goldenen Standarte," sagte Piltecatl, „der Hohe Rat von Tlascala grüßt dich. Der Hohe Rat hat mir dies Büchschen voll weißer Kreide mitgegeben als ein Geschenk für dich, und auch diese weißen Daunen, diese Streifen weißen Rindenpapiers, diese Handfahne, diesen Schild und diese Federkrone — schneeblank wie sie die Toten tragen — als ein Zeichen dafür, daß wir Krieg führen werden und du von uns erschlagen

wirst. Befehl erging an mich, dich zu schmücken, wie man die Toten schmückt. Und weil du ein Toter bist, wünscht Tlascala, daß ich auch dein Antlitz und deinen Leib weiß bemale, wie man die der Adlerschale Geweihten bemalt."

Piltecatl verstummte. Und stumm, gleichsam erfroren, war das Menschenmeer um ihn. Bis auf die Straße draußen pflanzte sich die Stummheit fort. Wie ein laut zirpendes Ohrensausen schrillte die tonlose wortlose Erwartung.

Doch das Alte Raubtier tötete den Kühnen nicht, antwortete nicht, wies das Geschenk nicht zurück, — selbst er gelähmt von ergrausender Bewunderung.

Da ging Piltecatl auf den Priesterkönig zu, ihn zu schminken und zu schmücken. Der aber saß noch immer regungslos da, die Hände auf die Kniescheiben gedrückt.

Und das Wunder vollendete sich. Willig ließ das Alte Raubtier sich entkleiden. Der Tlascalteke nahm ihm die Mitra vom Haupt, den Mantel von den Schultern, die Goldtrommel und die Embleme von der Brust, die Schambinde von den Lenden, wickelte ihm die Bänder aus Goldblech von den Waden, löste die Sandalen von den Füßen. Nackt stand der Priesterkönig vor seinem Volke da und ließ zu, daß der Feind ihn schlohweiß von der Stirne bis zu den Zehen schminkte. Und als das Unerhörte geschehen war, ließ er sich auch die Totenkrone aufs Haupt setzen, das Totenfähnchen und den Totenschild in die Hand geben.

Und nun tanzte Piltecatl einen feierlichen Tanz und

sang das Tlascaltekenlied. Eine Herausforderung war der Tanz, eine Herausforderung das Lied, das der Kriegsgesang seiner Heimat war:

„Was grämt ihr euch, ihr unsere Freunde, ihr Otomis?
Jammert ihr, weil ihr trunken wurdet vom Octlitrank?
Weil das Trinkschalenlied euch berauschte?
Kommt her und singt, — liegt nicht ausgestreckt da!
Erhebt euch, ihr Freunde! Kommt in unsere Wohnstätten im Lande des Frühlings —
Die Schildblumen und Pfeilblumen überblühen das fruchtbare Land!

Ist es möglich, o Freunde, daß ihr uns nicht hört?
Kommt, den weißen Octlitrank ausströmen lassen, den Trank der Schlacht!
Kommt trinken, wo uns der Octlitrank, süß wie der Tau der Rosen, eingeschenkt wird!
Wir werden — (bereichert, in Beglückung getaucht) — das Wasser der Blumen einschlürfen,
Wandernd ins Land der Blumen, das fruchtbare Land!"

Als Piltecatl Tanz und Lied beendet hatte und schwieg, wurde die Stummheit des Saales vernehmlich. An allen Seelen zerrte die Spannung.

Da sprach der geschminkte König. Auf seinem kalkigen Antlitz zuckte und huschte Neid — um der Bewunderung willen, die er in tausend Augen las. Übertrumpfen wollte er den Tollkühnen, von ihm ab die Bewunderung auf sich lenken.

„O mutiger Krieger," sprach er ungelenk, steif, ausdruckslos wie eine große Puppe, „mit weißer Erde hast du meine Gliedmaßen bemalt, und alle Tlascalteken jubeln:

‚Nun ist das Alte Raubtier ein Toter!‘ Doch noch stehe ich nicht am Kreuzweg der Unterwelt! Geh heim zu den Tlascalteken und melde es ihnen: Noch schloß das Alte Raubtier seine Augen nicht! Geh heim; ich erlaube dir heimzukehren, weil du ein Tapferer bist. Aber ob mein Volk es dir erlauben wird, und ob du die Speerträger der Grenzwacht zwingen kannst, daß sie dich durchlassen in deine Berge und Schluchten — das weiß ich nicht und glaube es nicht."

Piltecatl wandte sich und schritt hinaus aus dem Tecpan. Ehrfurcht bahnte ihm den Weg. Die Menschenwogen teilten sich, unbehelligt konnte er durch die feindliche Menge hindurchschreiten, ungehindert die Stadt verlassen.

4.

Aguilar war im Tecpan zurückgeblieben. Ihm war kein freier Abzug zugestanden worden. Und selbst hätte er die Erlaubnis gehabt, er hätte den Heimweg nicht angetreten, solange sein Ziel nicht erreicht war. Zum Ziel gesetzt aber hatte er sich, durch die Macht seines Wortes, durch herzliche Ermahnungen, Warnungen und Bitten, den Frieden zu retten.

Beim Anblick des kreideweißen Königs wäre wohl jeder andere zur Einsicht gelangt, daß das Unterfangen ein aussichtsloses war. Von mönchischem Eifer beseelt, gab er indes die Hoffnung nicht auf. Er kniete vor dem Alten Raubtier nieder, küßte ihm die geweißte Rechte und begann seine Ansprache.

Aufmerksam lauschten die Versammelten. Es war ja der erste Gott von Fleisch und Blut, den die heilige Stadt sich bewegen und sprechen sah. Sein ausgemergeltes, hohläugiges Asketengesicht machte Eindruck.

Doch er war ein schlechter Redner und zudem beherrschte er die Sprache der Völker Anahuacs nur mangelhaft.

Eine Enttäuschung, wenn nicht Schlimmeres, — den Holzkäfig, ja die Opferblutschale vielleicht, — ersparte ihm sein gütiges Schicksal. Denn nach wenigen einleitenden Sätzen wurde er unterbrochen und am Weiterreden gehindert. Der Tempel-Feger war unerwartet aus Tenuchtitlan angelangt; und über die Wünsche Montezumas, deren Übermittler er war, mußte sofort beraten und Beschluß gefaßt werden. Ein Fremder durfte dabei nicht zugegen sein. Darum ließ der Priesterkönig Aguilar hinausführen.

Der Tempel-Feger trat gerade ein, als Aguilar den Saal verließ. Flüchtig und dennoch einprägsam berührten sich aufeinanderprallend ihre Blicke.

5.

Der Wind hatte sich wieder einmal gedreht. Nachdem vor kurzem erst Montezuma die Weisung erteilt hatte, den Sonnensöhnen den Weg nach Tenuchtitlan nicht zu verlegen, wünschte er jetzt die Ausführung des früheren, zeitweise fallengelassenen Hinterhaltplanes. Der Herr der Welt fragte nicht einmal nach dem Einverständnis Cholulas, innerhalb dessen Mauern der Überfall stattfinden sollte; für ihn war es beschlossene Sache. Hatte er

doch — so berichtete der Tempel-Feger — beim letzten Kronrat die Worte gesprochen: „Die Cholulteken wollen die Tore der heiligen Stadt öffnen und ein Fest den weißen Göttern rüsten und sie auf ihre Tempel hinaufführen, während Mexicos Adler und Jaguare in den Schluchten lauern."

Diesmal nahm das Alte Raubtier den Wunsch des Lehnsherrn nicht so ergeben hin wie sonst, äußerte vielmehr Zweifel an seiner Ausführbarkeit. Der Tempel-Feger sehe ja, daß Tlascala ihn mit weißer Schminke beschenkt, ihm den Tod angesagt habe. Der bevorstehende und unvermeidliche Krieg mache die Einladung der Götter zur Unmöglichkeit.

Bisher hatte der Tempel-Feger keine Frage gestellt. Das zu tun wäre für einen der Herrlichkeit des Königs gegenübertretenden Gesandten unpassend gewesen. Wie groß auch seine Erregung war, als er, in den Saal kommend, den Priesterkönig wie eine Leiche geschmückt auf dem Thron gewahrte, — er hatte sich zu beherrschen gewußt, hatte die Begrüßungsformeln gleichmütig gesprochen und sich seines Auftrages entledigt.

Jetzt, da der König selbst von seiner kreidigen Bemalung sprach, stellte der Tempel-Feger die bislang zurückgehaltene Frage: was dieser Leichenaufputz bedeute?

Ihm wurde mitgeteilt, welch eine frevelkühne Tat Piltecatl vollbracht hatte.

Daraufhin erhob er im Namen Montezumas die Forderung: die Kriegsansage müsse sofort rückgängig gemacht, der Krieg müsse bis nach der Ausrottung der weißen Götter verschoben werden.

Das Alte Raubtier saß stumm und gläsern da. Erniedrigung war, was Mexico verlangte, Verzicht auf Rache für die weiße Schminke . . .

Da erkühnte sich der junge noch ungekrönte Priesterkönig unaufgefordert seine Meinung zu äußern:

„Bevor mein Vater ein Gott wurde, widersetzte er sich der Ausrottung der weißen Götter. Sterbend sagte er: Wehe über Cholula, wenn es das blutige Fest feiert! . . ."

Es war ein Glaube der chichimekischen Völker, daß die Toten zu Göttern wurden.

Der Tempel-Feger lächelte verlegen-spöttisch und blickte das Alte Raubtier an. Der kreidige Mann auf dem Throne kochte vor unterdrückter Wut. Grotesk sah er aus, schattenhaft, unwirklich und zugleich traurig und finster. Ein Stäbchen aus schwarzem Achat, das in der durchbohrten Nasenscheidewand steckte, erzitterte und glitzerte.

Der Vogelsteller wurde keiner Antwort gewürdigt.

„Sprich weiter!" sagte das Alte Raubtier zum Tempel-Feger.

Doch da meldete sich der schwarzgrün geschminkte Oberpriester der Großen Pyramide und bat um die Vergünstigung, reden zu dürfen.

„In den alten Götterbüchern ist es geweissagt," — sprach der Oberpriester, — „daß Cholula nicht untergehen kann, selbst wenn die Feinde in die Paläste der heiligen Stadt gedrungen sind. Und sollten die Feinde versuchen, Blut hier zu vergießen, so wird eine Wasserflut sie daran hindern und sie verschlingen. Wir Priester aber können die Wasserflut jederzeit hervorrufen, indem wir die Schindeln

vom Dachfirst des Quetzalcoatl-Tempels brechen und die Kalkbekleidung des heiligen Turmes abschaben — so ist es in den alten Götterbüchern geweissagt."

Der Mehrzahl der Anwesenden war die Prophezeiung nicht unbekannt, doch war sie dem Gedächtnis entrückt gewesen, während die Sorge — der Hinterhalt könne mißlingend Cholula zum Verderben werden — im Mittelpunkt aller Erwägungen stand. Daher wirkten die Worte des Oberpriesters wie eine Erlösung. Die beiden Sorgenfalten um den wulstigen Mund des Alten Raubtiers glätteten sich. Man konnte also dem Befehl des Zornigen Herrn gehorchen und ein den Himmelsgöttern wohlgefälliges Werk vollbringen, ohne daß ein Blutbad für Cholula zu befürchten war.

Dem Tempel-Feger entging der Umschwung nicht, und er nahm des günstigen Augenblicks wahr, um eine Nachricht bekanntzugeben, die auch die Ängstlichsten beschwichtigen mußte. Montezuma habe seine Adler und Jaguare entsandt, sie seien auf dem Wege nach Cholula. In Schluchten unweit der heiligen Stadt werde der größere Teil des Heeres kampfbereit verborgen liegen; eine kleinere Heeresabteilung aber müsse — noch vor der Ankunft der Feinde — in den unterirdischen Räumen der Großen Pyramide untergebracht werden, um sogleich nach Beginn des Überfalles zur Hand zu sein und an der Seite der cholultekischen Krieger fechten zu können.

Zeugte der angebotene Beistand auch von wenig Vertrauen zu den Cholulteken und ihren kriegerischen Eigenschaften, so wurde er doch dankbar angenommen.

Aber Zweifel wurden laut, ob es gelingen könne, die weißen Götter in die Stadt zu locken. Das habe doch zur Voraussetzung, daß sich der Friede mit Tlascala wiederherstellen lasse. Und um so unwahrscheinlicher sei dies, als Piltecatl, wenn ihm auch gestattet worden sei ungestraft von hier zu entweichen, sicherlich durch die Krieger der Grenzwacht den Tod erleiden werde.

Dem müsse man unverzüglich Einhalt tun, erklärte der Tempel-Feger erregt. Unverzüglich müsse der Priesterkönig Schnelläufer an die Mannschaft der Grenzwacht abschicken, um solches Unglück zu verhüten. Und ratsam wäre es, ebenfalls ohne Verzug eine Gesandtschaft nach Tlascala abgehen zu lassen, um mit Entgegenkommen und Zugeständnissen den Frieden zu erkaufen und gleichzeitig die Einladung an die weißen Götter zu erneuern. Wenn Piltecatl lebend zurückkehre, so werde der Frieden nicht schwer zu erhalten sein.

Es war, als stünde statt des Tempel-Fegers der Zornige Herr selber im Beratungssaal — so geschwind und widerstandslos wurden seine Wünsche erfüllt. Einige halbgeflüsterte Anordnungen des Alten Raubtiers, einiges Hin- und Herhuschen von Sklaven — dann trat wieder Ruhe ein. Und schon waren Schnelläufer auf dem Wege zur Grenzwacht und eine Gesandtschaft auf dem Wege nach Tlascala.

Nun erbat sich der Priesterkönig vom Tempel-Feger Rat: was mit dem Priester der weißen Götter — er meinte Aguilar — geschehen solle. Seine Rede sei vorhin unterbrochen worden. Ob man ihn weiterreden lassen solle?

Ob man ihm einen Begleiter mitgeben solle, der ihn nach Tlascala zurückführe? — denn allein, getrennt von Piltecatl, werde er nicht imstande sein zurückzufinden.

Das Gesicht des Tempel-Fegers legte sich in Falten.

„Sein Auge hat mein Antlitz gesehen und niemals wird sein Auge mein Antlitz vergessen . . ." sagte er sinnend. „Es darf aber keiner der Sonnensöhne mein Antlitz kennen..."

„Warum nicht?" fragte das Alte Raubtier lauernd.

„Montezuma weiß es; und ich, sein Knecht, weiß es und schweige . . ."

„Willst du, daß ich den Sohn der Sonne töte? . . ."

„Nein!" erwiderte der Tempelfeger. „Du sollst ihn weder töten noch retten. Laß die Bewohner Cholulas Zeugen dessen sein, daß er unversehrt blieb. Doch schicke ihn ohne Begleiter heim nach Tlascala!"

6.

Die blinkende Mondsichel hob sich über der Schneekuppe der Maid-mit-dem-blauen-Hüfttuch. Finster waren eben erst Gewitterwolken über die Stadt Tlascala hinweggezogen und entluden sich wetterleuchtend in entlegenen südwestlichen Gebirgsschluchten. Wie ein unterirdisches Rollen ließ sich das Nebelrasselbrett des Regengottes Tlaloc vernehmen. Die Dunkelheit wich, Sternbilder erglitzerten, schleierig schimmerte die Nachtluft, matt gebleicht vom Mond im ersten Viertel.

Vor einem Lusthaus seines Palastgartens, auf einem terrassenartigen Vorbau mit rotbemaltem Geländer, der vom weit ausschweifenden Dach überdeckt war, saß Fürst

Fichtenzweig, der Freund des Prinzen Kriegsmaske, und trank Pulque mit seiner Lieblingsgattin Smaragd-Puppe. Ein unmäßiger Zecher war er, wie die meisten Kriegshäuptlinge Tlascalas. Aber heute nacht leerte er schneller als sonst eine Trinkschale nach der anderen. Sein Durst war gehitzt von Verzweiflung und Ingrimm. Der Freistaat hatte plötzlich die Taufe, die Bekehrung des ganzen Volkes beschlossen; und der Anstifter, der Verräter, der Frevler an den sechzehnhundert Göttern und Göttinnen in den dreizehn Himmeln war kein Geringerer als Prinz Kriegsmaske, obwohl er bisher nicht minder erbittert als Fichtenzweig die Christen verabscheut hatte. Rätselhaft, wie die Tatsache selbst, waren auch die Umstände, das eilige Einverständnis der Tetrarchen und der schwächliche Widerspruch gewesen, den der Vorschlag des Prinzen beim Volke gefunden hatte. Außer Fichtenzweig hatten nur wenige von den Geschlechterfürsten den Mut aufgebracht, sich für die alten Götter zu entscheiden.

Was seinen Freund zum Verräter gemacht hatte, wußte Fichtenzweig noch nicht, doch blindlings verdammte er ihn. Mit ätzenden Vorwürfen überschüttete er den Abwesenden und trank und trank, seinen Kummer zu besänftigen.

Wie sehr er sich auch gesträubt hätte, vor einer seiner sechzig Frauen Kummer und Betrübnis zu zeigen — vor Smaragd-Puppe sträubte er sich nicht, ließ sich gehen, ließ ungehemmt seinen Schmerz in der Maske des Zorns sich austoben. Er fluchte, weil er nicht jammern wollte.

Von üppiger Gestalt, untersetzt, breithüftig, vollbusig

und mit regelmäßigen, wenn auch etwas gewöhnlichen, von dichtem Flaum gedunkelten Gesichtszügen, hatte Smaragd-Puppe sich erst vor kurzem ins Herz des Fichtenzweiges geschmeichelt und ihre schmächtige, strahlenäugige Rivalin — die Als-Schlange-Lebende — ausgestochen. Allen seinen Frauen hatte Fichtenzweig stets die Als-Schlange-Lebende vorgezogen und ein Jahrzehnt lang ihrer Hinneigung zum Glauben an den Kreuzträger Quetzalcoatl kein Gewicht beigelegt. Erst seit der Ankunft der Enkel des weißen Gottes war seine Liebe zu ihr erkaltet. Und Smaragd-Puppe, ihres Vorteils gewahr werdend, hatte nichts unterlassen, zwischen den beiden Unfrieden zu stiften. Nachdem ihm hinterbracht worden war, sein Weib sei im Gespräch mit Mönchen des Quaquile-Ordens gesehen worden, hatte er sie zur Rede gestellt und grausam gezüchtigt. Es blieb nicht das einzige Mal, er mißhandelte sie fast täglich, gereizt durch ihre schüchterne Demut. Sie aber entschuldigte es vor ihren weinenden Kindern mit seiner Trunkenheit, die ihn der Sinne beraube.

Die sechzig Frauen des Fürsten waren auf seinem Landgute Atlihuetza und in verschiedenen Bergschlössern untergebracht. In der Stadt Tlascala wohnten nur die beiden rechtmäßigen Gattinen mit ihren Sklavinnen. Und da der Tecpan verhältnismäßig eng war, kam man sich nicht leicht aus den Augen.

In der Absicht, sich der Nebenbuhlerin ganz zu entledigen, bestach Smaragd-Puppe deren Dienerinnen; und viel Belastendes hatte sie bereits in Erfahrung gebracht. Mit Anklagen war sie bis jetzt nicht hervorge-

treten, weil sie mehr und mehr sammeln wollte, um die möglichen Zweifel ihres Gatten durch die Fülle des Beweises zu erdrücken. Auch hatte sie auf einen günstigen Augenblick gewartet. Der schien ihr heute Nacht gekommen, da Fürst Fichtenzweig in machtloser Wut wie ein Kettenhund das den Tlascalteken aufgedrungene Christentum ankläffte.

Nun erzählte ihm Smaragd-Puppe alles, was sie über die geheimen Wege der Als-Schlange-Lebenden wußte. Vor dem Quaquilekloster habe sie mit ihren drei Söhnen gestanden, als Cortes mit Wachtelblut gesalbt und übergossen wurde; habe sofort nach christlicher Taufe verlangt, was indes zunächst abgeschlagen worden sei. Seit dem Einzug der Kastilier aber nehme sie mit ihren Kindern heimlich teil am Religionsunterricht des Paters Olmedo.

Erstummend, unheimlich still hatte Fichtenzweig zugehört. Die Berauschung durch das Getränk wich einem Rausch von Haß und Angst. Es handelte sich nicht mehr um sein Weib, das ihm längst entfremdet war, es handelte sich um sein Fleisch und Blut, um seine Söhne, und vor allem um seinen vergötterten Sohn, den dreizehnjährigen Mito, den Kleinen Pfeil. Ihm dämmerte auf, daß er unterliegen könnte im Kampf um das Herz des Knaben. Und ein nie gekanntes Angstgefühl verriet ihm die Macht des Kreuzes, dem zu trotzen er mehr denn je entschlossen war.

Noch hatte er aus dem Wirbel seiner Gedanken mit keinem Wort herausgefunden, als unglaubhaftig wie eine Traumerscheinung die Als-Schlange-Lebende hinter Fuchsia-

sträuchern auftauchend eben jetzt an den bedeckten Hausflur des Lusthäuschens herantrat. Wohl hätte er sie von ihrem Schlaflager weg an den Haaren zerren und durch die Säle des Tecpans schleifen können, nicht gerührt durch ihr Wehgeschrei, im Gefühl ihr Richter zu sein. So aber, da sie ungerufen vor ihm stand, entwaffnete ihn — wenn auch nur im ersten Augenblick — ihre rührende Erscheinung.

Warum sie nicht schlafe? fuhr er sie an. Ob sie hergeschlichen sei, zu lauschen?

Sie war es gewohnt, von ihm so behandelt zu werden. Daher fiel ihr sein Grimm nicht auf.

Prinz Kriegsmaske sei gekommen, gab sie zur Antwort. Mit mehreren Tlamamas sei er gekommen, die schwere Warenballen trügen.

Es sei Mitternacht. Wer den Prinzen eingelassen habe? fragte Fichtenzweig scheinbar noch ruhig.

Sie habe es getan, entgegnete sie unbefangen. Die Diener seien, als es pochte, unschlüssig gewesen; sie aber habe geglaubt, Kriegsmaske einlassen zu dürfen, da er doch sein Freund sei.

Das sei Lüge! Sein Feind sei er! Nicht sehen wolle er ihn, in seinem Palaste ihn nicht dulden! brüllte der Häuptling.

Das habe Kriegsmaske vorausgewußt, fuhr die Als-Schlange-Lebende fort. Deshalb habe er gebeten, daß nicht einer der Torhüter, sondern sie selbst seinen nächtlichen Besuch anmelden gehe. Und sie solle ihm sagen: nicht seinetwegen, sondern Tezcatlipocas wegen müsse er ihn sprechen.

Es war der heimlichen Christin schwer gefallen, die letzten Worte wiederzugeben. Sie war sich bewußt, daß sie damit einen Verrat an ihrem Heiligsten beging. Doch im Widerstreit der Pflichten hatte in ihr die treue Gattin über die Adeptin gesiegt.

Die Worte wirkten wie ein Zauber auf Fichtenzweig. Er erhob sich rasch und ging durch den Garten dem Tecpan zu, um mit seinem Freunde abzurechnen.

7.

Kriegsmaske war ihm in den Garten entgegengekommen, während seine Begleiter im Tecpan warteten.

Aufgeregt flüsternd schritten sie in einem Baumgang auf und ab. Der Prinz hatte Vorwürfe erwartet, nicht aber die verletzende Kühle, mit welcher ihm begegnet wurde. Er setzte sich zur Wehr ohne angegriffen zu werden, und da der andere zurückhaltend war, wurde er ausfallend und erhob den Vorwurf: Fichtenzweig habe ihn voreilig verurteilt und verworfen, ohne seine Gründe zu kennen. Mit einer Geflissenheit, die sein nicht ganz lauteres Gewissen verriet, suchte er sich vom Verdacht des Abfalls reinzuwaschen, indem er von der weißen Schlange, vom Tod der christlichen Jungfrau und dem ihm abgedrungenen Eid erzählte, durch welchen er gezwungen worden sei, gegen seine Überzeugung zu handeln.

Fichtenzweig sehnte sich nach Aussöhnung, darum söhnte er sich aus — obgleich die Rechtfertigung keine Rechtfertigung war.

Darauf erklärte der Prinz, was ihn zu so später Stunde

hergeführt habe. Seine Begleiter waren nicht Lastträger, sondern jene Priester, die man Teomamas — „Götterträger“ — nannte. Und nicht Warenballen hatten sie in den Tecpan gebracht, sondern einige der wertvollsten und ehrwürdigsten Götterbilder aus den Teocallis der Stadt. Sie zu retten gelte es, damit es ihnen nicht ergehe, wie es den Götterbildern in Sempoalla kurz vor der Taufe des Totonakenvolkes ergangen war. Er selbst habe der Priesterschaft den Vorschlag gemacht, sei aber außerstande, die Heiligtümer in seinem eigenen Tecpan in Sicherheit zu bringen, da dort noch immer eine Wache der weißen Götter die Ausgänge besetzt hielte.

Fichtenzweig war sofort bereit. Und sie gingen zum Haupttor des Palastes, den Götterträgern die Zusage mitzuteilen. Zwei Haus-Erleuchter leuchteten ihnen mit flackernden Kienspanbündeln voran, während sie durch den nachtschwarzen Tecpan schritten. An der Tür des Saales, wo die Teomamas warteten, gewahrte Fichtenzweig eine schmächtige Knabengestalt, nackt, offenbar eben dem Bette entstiegen, und erkannte seinen Sohn den Kleinen Pfeil, der scheu wie ein erschrecktes mondsüchtiges Kind davonzuhuschen versuchte. Er hieß ihn stehenbleiben, rief ihn herbei, schalt ihn und fragte ihn, was er da tue. Der Knabe log nicht, und was er vorbrachte, war glaubhaft: er sei durch lautes Gepoch aus dem Schlaf geweckt worden, habe das Umherlaufen der Diener und fremde Stimmen vernommen und sei aufgestanden, nachzusehen, wer die Gäste seien.

Aus der Antwort war zu ersehen, daß der Knabe den Zweck des späten Besuches nicht kannte. Fichtenzweig

befahl ihm, in ein entlegenes Gemach zu gehen und dort auf ihn zu warten.

Der Haushofmeister des Tecpans — der Ordner der Teppiche — ein kleiner fetter Mann mit wackelnden Hängebacken und vorquellendem Bonzenbauch, hatte inzwischen die wartenden Priester unterhalten und durch seine gutartige Wichtigtuerei, die nicht ohne Selbstbespöttelung war, zum Lachen gebracht.

Die adligen Herren, meinte er, pflegten sich zwar Blumentöpfe als Geschenk zuzusenden; aber doch nicht so schwere Blumen und nicht um die Zeit, wenn die Teponaztli-Trommel die Nacht in zwei Hälften teile . . .

Seine Neugier über den Inhalt der geheimnisvollen Ballen wurde gestillt, als sein Herr mit dem Prinzen eintrat und sogleich von den Götterbildern zu reden anfing. Es handelte sich vor allem um ein uraltes Bildnis des Totengottes Mictlan-Tecutli, zusammengefügt aus selten großen Stücken „Göttertürkis". Nur den Götterbildern, aber keinem lebenden Menschen, war es erlaubt Göttertürkis als Schmuck zu tragen — für so heilig und unantastbar galt diese Abart des Türkises. Und die Skelettfigur bestand vom Scheitel bis zur Sohle aus dem unschätzbaren Edelstein. Unausdenkbar der Frevel, wenn die Christen des Totengottes habhaft werden sollten! . . .

Im Tecpan befand sich ein Hausheiligtum, eine Götterkammer, wo auf einem Altar kleine tönerne, aber auch steinerne Götter standen und saßen, denen an Feiertagen mit Maiskuchen und Wachtelblut geopfert wurde. Fürst Fichtenzweig befahl dem Ordner der Teppiche, Kriegs-

maske und die Priester dorthin zu führen und Sklaven zu rufen, damit sie beim Auspacken und Aufstellen der Götterbilder behilflich seien. Er selbst werde bald nachkommen und den Eingang ins Heiligtum durch eine steinerne Türplatte — wie ein Grabgewölbe — schließen.

Und während die schweren Ballen hinausgeschleppt wurden, ging Fichtenzweig in die Kammer, wo sein Sohn auf ihn wartete.

8.

Im Dunkeln sprach er mit dem Kinde. Er sprach leise und weich, wie es sonst seine Art nicht war.

Schuldig seien nicht die Verführten, sagte er, sondern die Verführer. Am meisten schuldig sei wohl er als Vater, weil er nicht rechtzeitig die Liebe zum Kriegsgott und zu kühnen Taten ins Herz seines Sohnes gesenkt habe, weil er ihn aus den Augen gelassen und verloren habe.

„Ich liebe kühne Taten!" murmelte das Kind.

Fichtenzweig spürte den fanatischen Trotz, obgleich die Worte schlicht gesprochen waren. Erst wollte er aufbrausen, bezwang sich aber. Gewiß, edles Blut verleugne sich nicht, der Sohn schlage dem Vater nach. Um so schmerzlicher sei es für einen Vater, wenn er entdecke, daß Diebe ihm das Herz des Sohnes stehlen wollten. Bekannt sei ihm, wo das Herz seines Sohnes sei. Nicht schelten, nicht drohen, nicht bitten wolle er; doch wolle er ihm ein Märchen erzählen.

Und dies war das Märchen, das ihm selbst von den Ahnen seines Geschlechts überkommen war:

Einst, als der Stamm der Teochichimeken, der Götter-

jäger, bevor er in Tlascala seßhaft wurde, durch die dichten Wälder in der Gegend des Totengottes — fern im Norden — wanderte, wurde eine schwangere Frau von Geburtswehen überrascht. Und ihretwegen blieben ihr Mann, ihr Sohn und ihre Tochter bei ihr zurück, während die Teochichimeken weiterzogen. Sie genas eines Knäbchens und starb bald hernach. Nun lebte der Mann mit seinen drei Kindern dort im Walde, denn wo sich der Stamm der Teochichimeken hingewendet hatte, wußte er nicht. Und nachdem zehn Jahre vergangen, fühlte auch er seinen Tod herannahen und er ließ sich von seinen beiden älteren, jetzt schon erwachsenen Kindern das Versprechen geben, daß sie ihren jüngeren Bruder nicht im Stich lassen würden. Kaum aber war der Vater tot, wurde das Mädchen von Sehnsucht ergriffen nach den Gefährtinnen, mit welchen sie ihre Kindheit verbracht hatte, und sie entfernte sich, den wandernden Teochichimekenstamm zu suchen. Und als ein Jahr vergangen und sie nicht zurückgekehrt war, entfernte sich auch der ältere Bruder, die Schwester zu suchen. Nach meilenweiten Wegen aus der Waldwildnis auf eine Grasebene gelangend, fand er die Schwester, welche inzwischen das Weib eines Götterjägers geworden war; denn ebenda an einem Flußufer in der Grasebene hatten die Teochichimeken ihre Zelte aufgeschlagen. Und auch er blieb dort, nahm sich ein junges Weib und jagte mit den Stammesangehörigen, uneingedenk seines dem sterbenden Vater gegebenen Versprechens.

Der vergessene Knabe in der Waldhütte konnte eine Weile von den Vorräten leben, welche seine Geschwister

zu seinem Unterhalt zurückgelassen hatten. Dann aber trieb ihn der Hunger hinaus, und er nährte sich von Wurzeln und Beeren im Freien wie ein kleines Tier. So vertraut wurde er mit den Tieren, Bäumen, Gräsern und allen stummen Dingen, daß er ihre Sprache verstand; und er verstand, was nachts die Sterne sangen:

Wir sind die Sterne, die singen,
Wir singen mit unserem Licht;
Wir sind die Feuer-Vögel,
Wir fliegen über den Himmel.
Unser Licht ist eine Stimme;
Wir machen für Geister den Pfad,
Den Pfad auf dem sie wandeln.

Doch als der Winter kam, mußte er in hohlen Baumstämmen Schutz suchen und fand nichts zu essen, als nur Knochen — Überreste der Mahlzeit der Wölfe. Darum schloß er sich den Wölfen an. Und sie gewöhnten sich an seinen Geruch und ließen ihn in ihrer Mitte weilen.

Zu Beginn des Frühlings ruderte der ältere Bruder in einem Boot dem Walde zu, da sah er am Flußufer Wölfe stehen und unter ihnen einen Knaben, der sang:

Mein Bruder, mein Bruder!
Ich werde ein Wolf,
Ich werde ein Wolf!

Und jener erkannte ihn, obgleich der Knabe graubehaarte spitze Wolfsohren hatte und vom Nabel abwärts ein Tier war, mit Wolfsbeinen und Wolfskrallen und einem langen buschigen Schweif. Da sprang der ältere Bruder ans Ufer und schrie: Kleiner Bruder, komm zu mir!

Doch der Knabe floh mit den Wölfen und entschwand im Walddickicht. —

Als Fichtenzweig die Erzählung beendet hatte, schwieg er längere Zeit und als er dann die Rede wieder aufnahm, klang es wie die Fortsetzung eines Selbstgesprächs.

„Ja, ja," sagte er, „schon bist du zur Hälfte ein Wolf geworden! Der Fluch der sechs Himmelswanderer trifft mich, weil ich dich, meinen Edelstein, meine Edelfeder, vergessen hatte! Nun ruft mein Herz: kleiner Bruder, komm zu mir!"

Und wieder schwieg er. Ein beklommenes Schweigen. Der Knabe blieb stumm.

„Wird mein Herz vergebens rufen?" sagte Fichtenzweig. Er erhielt keine Antwort und erzwang keine Antwort; hatte wohl auch keine erwartet. Er schickte den Knaben schlafen.

9.

Der Kleine Pfeil ging in seine Schlafkammer, die er mit den beiden jüngeren Söhnen der Als-Schlange-Lebenden teilte. Diese hatten in tiefem Schlummer gelegen, als er weggeschlichen war; jetzt aber fand er sie wach und äußerst aufgeregt über die nächtlichen Ereignisse, von denen sie mehr wußten als er. Denn nachdem er sich vorhin entfernt hatte, waren auch sie durch Geräusche geweckt worden und hatten sich hinausgetastet in den dunklen Tecpan. Es war ihnen geglückt, unbemerkt herannahend und hinter Wandpfeilern verborgen, alles zu beobachten. Von ihnen erfuhr jetzt der Kleine Pfeil, was ihm selbst bis dahin

unaufgeklärt geblieben war; daß die vermeintlichen Lastträger Priester waren und daß sie im Hausheiligtum Götterbilder aufstellten, um sie vor den Christen zu schützen.

Einer der Brüder erzählte auch, er habe gehört, wie sein Vater dem Ordner der Teppiche befohlen, viele Pulqueschalen in das Gartenhaus zu tragen, denn er habe vor, mit den Gästen ein Nachtgelage zu veranstalten.

„Und wenn er betrunken ist, wird er morgen früh unsere Mutter schlagen", bemerkte sachlich und nachdenksam der jüngste der Brüder. Er war neun Jahre alt.

Der Kleine Pfeil sagte nichts. Und bald darauf hörte er den regelmäßigen Atemzug der eingeschlummerten Geschwister. Nur er lag wach da und lauschte, ob die Stimmen im Hause noch nicht erloschen.

10.

Nachdem die Bilder geborgen und die Tür der Götterkammer durch eine Steinplatte verschlossen war, forderte Fichtenzweig den Prinzen Kriegsmaske und die Götterträger auf, ihm in den Garten zu folgen, wo im Lusthaus ein Nachtmahl und Getränke für sie bereit ständen. Die Götterträger lehnten die Einladung mit zeremoniösen Dankesworten ab und verließen den Tecpan, vom Hausherrn bis ans Tor begleitet. Kriegsmaske aber blieb, da er ebenso wie Fichtenzweig das Bedürfnis empfand, seine Trauer mit Reden zu ersticken und im Rausch die Befreiung von den zehrenden Besorgnissen zu suchen.

Die Dienerschaft erhielt die Erlaubnis, sich zurückzuziehen; — nur ein Haus-Erleuchter mußte im Garten

bleiben, um von Zeit zu Zeit neue Pulquegefäße aus der Vorratskammer zu holen und abgebrannte Harzfackeln zu ersetzen.

Auf der Terrasse mit dem rotbemalten Holzgeländer redeten und zechten die beiden Freunde die ganze Nacht hindurch. Kriegsmaske sprach vom Gebäude, das er den Christen auszuliefern verpflichtet war und das künftig dem Zwecke dienen sollte, ein Knabenkloster zu sein, ein von weißen Göttern geleitetes Calmecac. Er hielt die Klostergründung für eine größere Gefahr als die Taufe des gesamten Volkes. Denn Wasser hinterließe keine Spuren, führte er aus, wohl aber hinterließen Worte Spuren, wenn sie junger Kinder Herzen vergifteten. Sei zwar Montezuma immer der Feind Tlascalas gewesen, so müsse doch jetzt jeder Tlascalteke, wenn er den Freistaat und die Freiheit liebe, seine heimliche Hoffnung auf die Tücke, auf den Verrat des Tyrannen Montezuma setzen. Und falls auf ihn nicht, so auf sein Volk. Schicksalergeben alle Kränkungen hinnehmen würden die überstolzen Mexikaner keinesfalls, wie es die verblendeten Tlascalteken täten — nicht ohne seine eigene Schuld, wie er zugeben müsse. Würden erst die weißen Götter in Tenuchtitlan sich herausnehmen, Käfige der Opfersklaven zu öffnen, Kreuze zu errichten und Erziehungshäuser für die Söhne des Adels zu gründen, so würden sie weggefegt, ausgetilgt werden bis auf den letzten Mann. Dann komme auch die Zeit der Rache und Befreiung für Tlascala; — vom Zwang des Kreuzes und der Taufe sich entledigend, werde es seinen Kindern wieder lehren können, daß Menschenblut die Erde befruchte und den Himmel erfreue.

Bis dahin werde Tlascala tot sein, meinte Fichtenzweig. So lange dürfe man nicht warten. Schon jetzt müsse der Adel Tlascalas sich weigern, die Kinder ins Erziehungshaus der Gelbhaarigen zu schicken. Und er schwor einen Eid: er werde nicht zugeben, daß seine Söhne getauft würden und er werde sie nie herausgeben, sollten auch die weißen Götter sie mit Gewalt zu rauben kommen.

Man könne ja Sklavenkinder auf dem Markte kaufen, schlug Kriegsmaske vor. Man könne Sklavenkinder für die Adelskinder unterschieben. Die Gelbhaarigen würden das nicht durchschauen, so klug sie auch seien.

Doch Fichtenzweig schüttelte den Kopf. Nicht betrügen wolle er, sondern ehrlich trotzen und ehrlich hassen. Tlascala sei im Blumenkriege einzig groß gewesen, dem Ansturm der Heerscharen der ganzen Welt habe es standgehalten und nur sich selbst, seiner Friedenssehnsucht, sei es unterlegen, verführt durch den Traum von Quetzalcoatls Friedensreich, den zu verwirklichen die weißen Götter sich anmaßten. An welchen Abgrund dies Friedensreich führe, sehe man jetzt schon. Er sei entschlossen, diesem Wahnsinn entgegenzutreten, — und müßte er allein kämpfen als der letzte Tlascalteke. Er hoffe, daß sein Beispiel Tlascala auferwecken werde. Ließe es sich aber nicht mehr auferwecken, sei es und bleibe es eine Leiche, so werde das Leben unerträglich sein und der Tod eine Befreiung . . .

II.

Zwei Stunden mochten seit Mitternacht vergangen sein. Noch immer lag der Kleine Pfeil wachend auf seinem

Lager und lauschte hinaus. Die Sklaven waren zur Ruhe gegangen. Im Tecpan war es still jetzt. Wenn das Holz einer Truhe knarrte, scholl das Echo einsam durch die steinernen Säle. Mäuse tanzten, schlürften und pfiffen irgendwo auf Marmorfliesen, die hellfleckig vom silbrig fließenden, aus den Dachluken herabrinnenden Mondlicht gefärbt waren. Mehrmals war von den Edelweiden des Gartens her der Ruf eines Nachtkäuzchens herübergeklungen; doch dann war der Vogel verstummt, wohl verscheucht durch den Lärm der beiden nächtlichen Trinker. Der Pulque hatte ihre ernsten Gespräche allgemach in Gelach und Gegröhl verwandelt. Und dies ferne Getöse war es, worauf der Knabe gewartet hatte. Die Stimmen der Berauschten durchdrangen die Quadermauern des Tecpans, deutlich vernahm der Knabe die Worte eines wilden Kriegsliedes, das sein Vater sang:

> Entsinnt euch dessen, ihr Tlascalteken, ihr unsere Neffen,
> Wie wir es vollbrachten, das Ohrendurchbohren,
> Als man die Mexikaner und ihre Frauen röstete,
> Als man die Sklavenhalter auswählte für den Opferstein.

Der Knabe tastete an der Wand, wo über seinem Lager eine kupferne Axt hing. Er holte sie herab und suchte unter dem Kissen ein winziges aus Buchsbaum geschnitztes Kruzifix hervor, ein Geschenk Pater Olmedos. Darauf schlich er aus der Schlafkammer hinaus, schlich durch die Säle, stehenbleibend zuweilen und gespannt horchend, schlich so dem Hausheiligtum zu. Doch als er schon dicht davor war, zögerte er, schien zu überlegen, sich eines andern zu besinnen. Er begab sich in den Garten und

von dort aus zur Vorratskammer. Er fand die Tür offen. Einige Stufen führten hinab in den kühlen, kellerartigen Raum.

Er war eben hinabgestiegen, als er Schritte hörte. Der Sklave kam, ein neues Pulquegefäß für die Trinkenden zu holen. Der Knabe stellte sich hinter einen mannshohen, mit Mais gefüllten Sack und wartete, bis der Sklave sich wieder entfernt, bis das Klappen der Hirschledersandalen sich im Garten verloren hatte. Zwischen Säcken und Körben, die mit Fischen, Krabben, Wildpret, Hülsenfrüchten und Obst gefüllt waren, tastete sich der Knabe voran, bis er zu den auf hölzerne Dreifüße gestellten, mit Bastschnüren netzartig umsponnenen Gefäßen und Krügen aus porösem, Feuchtigkeit ausschwitzendem Ton kam, in welchen berauschende Getränke — Zypressenzapfenwein, Nopalfruchtwein, Honigwein, Yauhtli (eine Art Wermut) und Pulque — aufbewahrt und gekühlt wurden. Mit seiner kupfernen Axt schlug er in den Boden eines jeden der Gefäße und Krüge ein kleines Loch, durch das der Saft herausrieselte.

Und heimlich wie er gekommen, ging er wieder durch den Garten und die Säle bis er vor dem Teocalco, dem Hausheiligtum, stand. Der Eingang war durch eine steinerne Platte verschlossen. Doch nur angelehnt war sie; erst tags darauf sollte sie mit Kalk und Mörtel in die Türumrahmung eingemauert werden. Mochte ihr Gewicht auch schwer sein — es gelang ihm, sie ein wenig wegzuschieben, so daß er sich hindurchzwängen konnte.

Jetzt befand er sich in der Götterkammer, atmete ihren

süßlichen Kopalduft ein. Aus einer Lichtöffnung an der Decke schnitt ein breiter Mondstrahl, wie ein blauer Balken scharf umrissen, durch die graue Dämmerfinsternis und endete als glitzerig flammendes Gefunkel auf dem türkisenen Skelettgesicht des Totengottes. Rechts und links von diesem standen, allzu nahe zusammengerückt und einander in ihrer einsamen Majestät störend, große Steinbilder der Wassergöttin Matlalcueye (der Maid-mit-dem-blauen-Hüfttuch), des Regengottes Tlaloc und des Camaxtli, des tlascaltekischen Jagd- und Kriegsgottes. Außer den neuen Insassen sah der Knabe auf dem dreimal gestuften Altar inmitten des Gemaches die seit seiner Kindheit ihm vertrauten Mißgestalten der kleinen fußhohen Hausgötter.

Er begann sein Zerstörungswerk mit den Hausgöttern. Je ein Hieb seiner Axt genügte, sie in Scherben zu schlagen. Sie zerfielen wie Töpfergeschirr, fast lautlos, sie schrien nicht, erhoben keine Anklage und keinen Lärm über ihren Tod.

Dann versuchte er die großen Götter zu vernichten. Hatte er sie und ihresgleichen früher als die Herren über Leben und Tod gefürchtet, so stand er ihnen auch jetzt nicht furchtlos gegenüber. War er doch von Pater Olmedo aufgeklärt worden, daß sie Demonios — böse Teufel — seien; und nicht viel anders hatten die Quaquiles ihr Unwesen verurteilt. Aber gerade weil ihm der kalte Schweiß über die Stirn rann, war er sich bewußt, wie ungeheuerlich und wie tapfer die Tat war, die er beging. Ein Gefühl des Stolzes und der Selbstbewunderung stärkte ihm den Mut und half ihm die Angst besiegen. Mochten

die bösen Teufel aus den Steinen hervorspringen und ihn erwürgen — was lag an seinem Tod! Doch sie würden es wohl nicht wagen, da er ja das Kreuz aus Buchsbaumholz bei sich trug. Und unmöglich war es nicht, daß es ihm gelingen könnte, seinem Vater die Machtlosigkeit der Götzen zu beweisen. Der Mutter wegen hatte er die berauschenden Getränke ausfließen lassen, denn nur wenn der Vater betrunken war, wurde sie geschlagen. Was er aber jetzt tat, tat er um des Vaters willen. Nicht minder als die Mutter liebte er ja den Vater trotz allem, trotzdem es unerträglich war, daß er auf die Einflüsterungen der Demonios und auf die der argen Smaragd-Puppe hörte und die Mutter mißhandelte. Ja, trotzalledem hing er an ihm und wollte ihn retten, ihn heilen, obgleich er mit ihm nicht zu sprechen verstand und nie das rechte Wort fand, sobald er von ihm angeredet wurde. Als der Vater gesagt hatte: „Kleiner Bruder, komm zu mir — auch du bist schon halb ein Wolf", hatte er vieles entgegnen wollen und hatte doch scheinbar trotzig geschwiegen. Nun wagte er eine Antwort, die den Vater vielleicht schmerzen, vielleicht zur Raserei bringen, vielleicht aber auch vom Bann der bösen Teufel lösen konnte.

Mit aller Gewalt hieb er auf die Götzen ein. Die Schneide seiner Axt stumpfte ab, wurde schartig, verbog sich. Die Bildnisse aber aus Granit hielten stand, grinsten ihr höllisches Grinsen. Kaum daß sie Schrammen aufwiesen. Dem Regengott war ein Stück seiner brillenartigen Augenumrahmung weggebrochen, dem Kriegsgott

einige Perlen seines Saphirhalsbandes —: zu schwach war der Knabenarm, Steinklötze zu spalten.

Da wandte sich der Kleine Pfeil zum mondbeschienenen Totengott. Der bestand nicht aus einem Steinblock, der war mosaikartig aus vielen kleinen Stücken Göttertürkis zusammengesetzt. Die Axt traf den blauen Totenkopf am Scheitel und zersplitterte den Schädel. Ein zweiter wuchtiger Hieb traf ins Schlüsselbein — und der Brustkorb klaffte auseinander. Ein Knistern, ein Geriesel, ein Krachen — der Götze brach in sich zusammen.

12.

Der Hochtriumph in der Seele des Knaben währte nur einen Augenblick. Eine schwere Hand legte sich auf seine Schulter. Der fette Ordner der Teppiche stand vor ihm. Seine verquollenen Augen traten weit aus den Höhlen heraus wie glasige Fischaugen.

„Mein kleiner Herr", flüsterte er fassungslos. „Fort, fort — sonst rächt sich der Totengott an dir! . . ."

Er war gutmütig und sah voll Mitleid, daß das Kind in Todesgefahr schwebte. Nicht ihn erboste der Gottesfrevel, aber er sah voraus, daß die Entdeckung der Tat Fichtenzweig zur Tollheit reizen mußte. Er selbst hatte zwar stets geredet, wie sich's für den Oberhofmeister des fürstlichen Hauses geziemte und wie es den Gästen des grimmigsten Feindes der weißen Götter zu hören lieb war. In seinen heimlichsten Gedanken jedoch hatte er den Weltumschwung willkommen geheißen. Von freigelassenen Sklaven abstammend, seit seiner Kindheit in dienender

Stellung, war er kein Freund des Kriegsgottes und verdammte allen blutigen Opferkult. Daß der Hohe Rat die Taufe des Volkes beschlossen hatte, fand er recht, wenn er auch aus Rücksicht auf das Fürstenhaus, dem er diente, dem alten Glauben treu blieb. Er hing an seinem Gebieter und liebte dessen Sohn — und nun zitterte er für beide.

„Mein kleiner Herr, fort, fort!" wiederholte er. „Man darf dich nicht sehen . . . Ich selbst will die Tür vor Sonnenaufgang mit Mörtel und weißer Erde vermauern . . . Wenn man den Lärm gehört hat, werde ich sagen, der Gott sei von selbst zusammengestürzt . . ."

Und da der Knabe nicht floh, faßte er ihn an der Hand, ihn fortzuziehen. Doch der Rache des Totengottes konnte das Kind nicht mehr entgehen. Der Ordner der Teppiche stieß einen leisen Schrei des Schreckens aus. Am Eingang zum Heiligtum stand Smaragd-Puppe mit drei Sandalenbinderinnen. Sie hatten gehört. Smaragd-Puppe lächelte schlangenhaft. Einen Sohn von drei Jahren besaß sie, für dessen Erbberechtigung sie hoffte und kämpfte. Jetzt sah sie ihre Hoffnung der Erfüllung nahe. Plötzlich wandte sie den Kopf, lauschte und spähte hinaus.

Und fast zu gleicher Zeit erscholl der trunkene Gesang Fichtenzweigs, näher schon — nicht mehr vom Garten her —

Als wir die Mexikaner und ihre Frauen rösteten,
Als wir die Sklavenhalter auswählten für den Opferstein . . .

Kriegsmaske war aufgebrochen. Durch eine Flucht von Sälen hüpfte rötlicher Lichtschein, der Haus-Erleuchter trug

das Fackelbündel voran. Schwankend begleitete der Fürst den Prinzen bis ans Haupttor des Tecpans. Frührot begann eben den Himmel zu bleichen.

Smaragd-Puppe flüsterte der einen der Sandalenbinderinnen einige Worte zu; und eilig entfernte sich die Sklavin.

„Bleibe!" sagte Smaragd-Puppe zum Knaben. „Unser Herr der Kriegshauptmann Fichtenzweig kommt gleich — er kommt, weil ich ihn rief. Er wird dein Richter sein, und seine Strafe wird scharfschneidig sein!"

13.

Zwei Stunden später trug die Als-Schlange-Lebende ihren sterbenden, aus zwanzig tiefen Wunden blutenden Sohn auf ihren Armen durch den Tecpan, ihrem Schlafgemach zu, wo sie mit schluchzenden Dienstfrauen das Kind auf ihrem Lager bettete. Vergebens mühte sie sich ab, die Wunden zu verbinden, mit Balsam zu kühlen. Verzweifelnd mußte sie es aufgeben. Das Kind verblutete.

Zwei Stunden hatte das Martyrium des Knaben gedauert, bis endlich es der Mutter gelungen war, ihn dem Rasenden zu entreißen.

Der Fürst hatte, nachdem er den Haufen Göttertürkis erblickt, alle, sogar auch Smaragd-Puppe durch eine Zorngebärde hinweggejagt und war wortlos mit dem Knaben in ein angrenzendes Gemach gegangen. Zuerst war es seine Absicht gewesen, den Knaben nur streng und gerecht zu züchtigen, und auch das erst nach einer Aussprache und väterlichen Ermahnung. Doch die Aussprache, bei welcher das Kind die Tat nicht leugnete, sich der

Tat sogar rühmte, wurde zur Niederlage des Vaters, allzu offensichtlich war die überlegene Hoheit des Kindes. Nicht der Vater sondern der Sohn wurde zum Ermahner und Warner und Strafer. Der Knabe, der in Gegenwart des Vaters nie zu reden verstanden hatte, sprach wie ein Erwachsener, liebevoll und bei weitem geschickter als der durch den Rausch Befangene. Da ließ sich Fichtenzweig hinreißen, ihn erbarmungslos zu schlagen — immer noch in der Hoffnung, er werde um Verzeihung betteln. Doch die Mißhandlung hob den Knaben über sich selbst hinaus, machte ihn zum Schmerzverächter. In flackernder Schmerzenswollust reizte er den Kriegshäuptling, indem er vom Erlöser der Welt Xesu Quilisto und der Gnadenmutter Malia predigte und glühend empfundene wenn auch barbarisch entstellte und mißverstandene Phrasen aus dem eben genossenen Religionsunterricht in einer Art trunkener Seligkeit vorbrachte. Da schlug der Vater mit seinem ausgezackten eichenen Rasselstab auf ihn ein, bis sein Arm lahm wurde, bis er selbst vor Ermattung zusammenbrach und sich in einen Sessel fallen ließ, tief atmend und triefend von Schweiß. Vor ihm am Boden ausgestreckt lag das nackte Kind, rot besudelt am ganzen Körper, mit klaffenden Wunden übersät. Und jählings wich der Nebel von den Augen des Rasenden, er sah die Wunden, sah, was er angerichtet hatte. Da fing er an laut aufzuheulen wie ein Tier, hielt sich die Hände vors Gesicht, geschüttelt von Schluchzen, zerrissen von Mitleid mit sich selbst und dem Kinde, das er liebte. Und als das Kind trotz des Blutverlustes, Kraft genug

noch hatte, sich zu erheben, um sich hinauszuschleppen, ließ er es zu, hinderte es nicht. Doch nur bis zur Tür kam der Knabe. Dort stand Smaragd-Puppe mit ihren Frauen und versperrte ihm den Weg. Und sie hetzte ihren Mann auf: Ob er ein solcher Feigling sei, daß er den Mut nicht aufbrächte, den Göttern Genugtuung zu verschaffen? Ob er die Rache des Himmels auf sich und sein Haus ablenken wolle — denn das werde er gewiß, falls er mit dem Frevler Erbarmen fühle! Ob er sich mit der halben Tat zu begnügen gedenke, und dem Knaben gestatten wolle, sein Angeber zu werden bei den weißen Göttern?

Während sie noch sprach, erscholl ein Gekreisch hinter ihr. Die Als-Schlange-Lebende hatte durch eine Schar von Sklaven, welche beauftragt waren, sie fernzuhalten, sich soeben durchgerungen, beißend, kratzend, um sich schlagend sich einen Weg gebahnt und stand schreiend an der Tür neben der Feindin, — einer Wahnsinnigen gleich, das Kleid zerfetzt, das Haar zerwühlt, die Lippen fahlblau.

„Gebt mir mein Kind!" schrie sie.

Smaragd-Puppe sah die Erschütterung im Gesicht Fichtenzweigs und sie spielte ihren letzten Trumpf aus.

„Du weißt noch nicht alles, was er getan hat!" rief sie Fichtenzweig zu. „Alle Pulquegefäße hat er vernichtet!"

Das Gesicht des Fürsten verdüsterte sich von neuem Aber die Wirkung ihrer Worte war eine andere, als sie erhofft hatte. Sein Unmut richtete sich jetzt gegen sie. Mit barschen Worten herrschte er sie an: Sie solle nicht

wagen sich zwischen ihn und seinen liebsten Sohn zu stellen. An allem Unglück sei nur sie mit ihren bösen Ratschlägen schuld.

Smaragd-Puppe, im Vertrauen auf ihre Stellung als bevorzugte Gattin, ließ sich nicht einschüchtern und antwortete hochfahrend. Da schnellte er empor, riß ein Obsidianmesser aus dem Gurtgehenk. Und er hätte sie erdolcht, hemmungslos wie er war, wäre sie nicht entsetzt geflohen.

Jetzt endlich durfte die Als-Schlange-Lebende ihr Kind bergen.

14.

Im Bette seiner Mutter, gestreichelt von der tränenlos Weinenden, umringt von den verschüchterten Geschwistern, mußte sich der Knabe noch mehrere Stunden lang quälen, ehe der Tod ihn erlöste. Kurz vor dem Ende bat er, man möge seinen Vater rufen.

Fichtenzweig kam sofort ans Lager des Sterbenden. Scheu, wie unter einer Last sich krümmend, trat er ins Gemach. Er wollte die Wirklichkeit nicht anerkennen, wollte sie trotzig verneinen. Doch sie war da, die furchtbare Wirklichkeit, und ließ sich nicht auslöschen. Mochte er es auch nicht glauben wollen, daß er sein liebstes Kind getötet — was halfs, der Augenschein strafte seinen Selbstbetrug Lügen. Wie sehr er sich sträubte, erwachen mußte er doch aus dem künstlichen Traumzustand, in welchen er sich seit einigen Stunden versetzt hatte, um sich vor der eigenen Verzweiflung zu schützen.

Mühselig hauchte der blutleere Knabenmund Worte der Verzeihung, ermahnte, der Vater solle nicht weinen.

„Bald werde ich beim Herrn des Himmels sein, und die Angelotin werden singen", sprach das Kind langsam, kaum hörbar, mit jenseitigen verklärten Augen.

Die Mutter und die Geschwister wimmerten schluchzend. Sie wußten, daß die Angelotin — die Engel — nur den Abgeschiedenen wahrnehmbar waren.

Nach der Hand des Vaters greifend, flehte das Kind, er möge der Mutter und den Brüdern die Taufe nicht verwehren. Der Fürst versprach es.

Als das Kind tot war, brüllte er so laut, daß es in den entferntesten Kammern des Tecpans zu hören war.

Bis gegen Mittag sang er die Totenklage und legte dem Kinde den Totenschmuck an. Dann trug er die Leiche in die Götterkammer und eigenhändig vergrub er sie unterhalb des Hausaltars.

Und als er hiernach seine Weiber, Kinder, Hausbeamte, Diener und Sklaven zusammengerufen hatte, war wieder alle Weichheit von ihm gewichen. Er befahl, das Geschehene streng geheimzuhalten und drohte, für den Fall es verraten werden sollte, die qualvollsten Folterstrafen an.

15.

Daß Piltecatl und Aguilar heil zurückkehren könnten, wurde von keinem Tlascalteken angenommen. Die Kriegsansage zu überbringen, hatten sie ihr Leben preisgegeben und wurden als freiwillige Opfer beklagt und bewundert.

Der Krieg war beschlossen, eifrig wurde gerüstet. War zwar seit den Kämpfen mit den weißen Göttern nicht abgerüstet worden, so mußte doch viel zerstörtes Kriegsmaterial erneuert werden. Pfeile und Lanzen mußten mit Feuersteinspitzen versehen, Schilde mußten geflickt, frisch bemalt und gefirnißt, fehlende Waffen durch neue aus dem Speerhause ersetzt werden.

Fieberhaft trafen ebenfalls die Kastilier Vorbereitungen. Auf den Tag vor dem Abmarsch ins Feld war die Taufe und die Hochzeit festgesetzt worden. Inzwischen aber hatte Kriegsmaske den Hohen Rat bewogen, in die Bekehrung der gesamten Stadtbevölkerung zu willigen — und das machte die Vollziehung der Taufe an einem Tage unausführbar. Die Taufhandlung mußte gegliedert werden. Cortes überwies dem Pater Olmedo die Adligen und dem Lizentiaten das Volk. Tagelang nahmen die beiden Priester ununterbrochen die heilige Handlung vor. Da es aber ebenso schwer gewesen wäre, hunderttausend Namen zu finden wie sich zu merken — für die Christen schwer und für die Indianer erst recht schwer — entschloß man sich, der drohenden Verwirrung durch ein radikales Mittel abzuhelfen, indem man den Täuflingen am ersten Tage samt und sonders den Namen Juan gab, am folgenden Tage den Namen Pedro; am dritten Tage wurden lauter Annas getauft, am vierten lauter Marias.

Sich den Umständen anzupassen, hat la santa madre iglesia stets verstanden.

Mit mehr Liebe und Sorgfalt waren den fünf Fürstentöchtern und ihren hochadligen Sippen Taufnamen aus-

gewählt worden. Und man hatte für den Morgen des Hochzeitsfestes die Taufe der Bräute angesetzt, wie ebenfalls die Einweihung des Klosters.

Am Vorabend des Festes traf ein Otomi in der Stadt Tlascala ein. Er kam vom südwestlichen Segment der Großen Mauer, wo diese die Grenze gegen Cholula bildete, und überbrachte einen auf Agavepapier gemalten Botenbrief, der ihm von einem cholultekischen Schnelläufer für Malintzin übergeben worden war. Marina hatte in ihrer Jugend die Erziehung einer Fürstentochter genossen und war daher imstande, ohne Beihilfe die Hieroglyphen zu entziffern. Der kurze Brief enthielt eine Warnung, die Aguilar betraf: er befinde sich — ebenso wie Piltecatl — auf dem Rückweg; werde aber dem Anschlag gedungener Mörder nicht entgehen, es sei denn, daß Hirschmenschen sofort ihm Beistand leisteten. Aus dem Brief ging nicht hervor, wer der Schreiber war, wohl aber, daß er Marinas wegen warnte und ihren Dank zu verdienen hoffte — wohl weil er den Frater seines Dolmetscherberufes wegen für ihren Gefährten und Freund hielt.

Marina zeigte Cortes den Brief und äußerte die Befürchtung, es könnte sich um eine Kriegslist handeln. Sie wies darauf hin, wie unglaubwürdig es klinge, daß Piltecatl und Aguilar noch lebten, daß ihnen gestattet sein sollte, den Heimweg anzutreten. Wären sie aber wirklich freigelassen worden — wie widersinnig sei es dann, daß man sie ermorden wolle. Der Zweck des Briefes sei es wohl, kastilische Reiter ins Verderben zu locken.

Cortes teilte diese Ansicht nicht. Er gab den Widersinn zu — der darin besonders bestünde, meinte er, daß Leute hinterrücks getötet werden sollten, deren öffentliche Hinrichtung nach der Überbringung der weißen Schminke niemand gewundert hätte. Dennoch halte er die Warnung für ehrlich. Und niemand anders könne den Brief abgesandt haben als Marinas Liebhaber, der Vogelsteller, der junge König von Cholula. Sei dies der Fall, — und kaum ließe sich's bezweifeln, — so dürfe der gutgemeinte Rat nicht in den Wind geschlagen werden.

Trotz der vorgerückten Stunde bat Cortes Diego de Ordás, mit Lugo, Tapia und dem jüngst zum Feldobristen beförderten Luis Marín nach Cholula aufzubrechen. Er wählte diese Hauptleute, denn tags darauf sollten die Verlobten der fünf Fürstentöchter — Alvarado, Verlázquez de León, Sandoval, Olid und Avila — Hochzeit halten. Am liebsten wäre Ordás allein auf die Suche Aguilars ausgezogen, weil in seinen Augen ein Abenteuer, wenn er es mit Gefährten teilte, an Abenteuerlichkeit verlor. Doch mußte er sich drein fügen, daß auf Wunsch von Cortes sich auch noch Dominguez und Lares anschlossen.

Indes niemand verstand die Landessprache; und da Cortes Marina nicht entbehren konnte, wurde Doña Elvira, — die eine der beiden Ehefrauen des weißhändigen Farfán, — veranlaßt, als Dolmetscherin mitzureiten. Seit der nächtlichen Tlascaltekenschlacht fortdauernd geplackt und bemitleidet, angeschrien und übergütig behandelt von ihrer Mitgattin Maria de Estrada, hatte sie, — zuerst um sich erkenntlich zu erweisen, und später weil es ihr

Freude machte, — das Pferd der Amazone versorgt, ihr die Waffen geputzt und hatte es bald gelernt, wie ein Mann im Sattel zu sitzen und die Lanze zu schwingen. Für den Ritt nach Cholula lieh ihr der Bergmann und Tanzmeister Ortiz seinen Rotfuchs, den Pegasus. Und der Einarm von Villanueva nahm sich seine rostige Sturmhaube vom Kopfe und stülpte sie ihr auf die spärlichen eisgrauen Locken.

16.

Nachdem Aguilar Cholula verlassen hatte, war er erst eine größere Strecke nach Nordosten, der tlascaltekischen Mauer zu, gewandert. Die ihm auf der Landstraße begegnenden Bauern und Händler musterten ihn zwar verstohlen mit schreckhaften oder finsteren Blicken, ließen ihn aber doch unbehelligt seines Weges ziehen. Kam er durch Dörfer, so taten die erwachsenen Bewohner als sähen sie ihn nicht; und nur kleine Kinder sammelten sich neugierig um ihn, warfen ihm auch Steine nach. Als der Anstieg begann — denn längs einer Gebirgsfalte schlängelte sich jener Streifen der Großen Mauer hin, dem er zustrebte, — wurde er von zwei wandernden mexikanischen Kaufleuten überholt und ins Gespräch gezogen. Ihre Ware — Felle wilder Tiere und mancherlei Schlangenhäute — trugen sie in schweren Kisten auf dem Rücken, gingen aber so leichten Schrittes dahin, daß Aguilar kaum folgen konnte. Sie hätten heute den Rückweg nach Tlatelolco angetreten, erzählten sie, weil das Tageszeichen „Eins Affe" besonders günstig für eine Reise sei. Dann

fragten sie ihn über sein Ziel aus und rieten ihm, er möge sich lieber ihnen anschließen und einen Umweg über mexikanisches Gebiet machen, da die cholultekischen Grenzwächter ihn niemals durchlassen würden; die nordwestliche Grenze aber sei unbewacht.

Aguilar ließ sich überreden. Eigentlich bereute er es sogleich schon, nachdem er eingewilligt hatte, fand aber den Mut nicht mehr, dann noch umzukehren. Warum er ein Mißtrauen fühlte, konnte er selbst nicht sagen. Seine Begleiter behandelten ihn mit äußerster Zuvorkommenheit.

17.

Das Benehmen der beiden Kaufleute änderte sich, als sie gegen Abend mexikanisches Gebiet betraten. Sie fingen an, leise und erregt miteinander zu streiten. Wie sehr Aguilar auch hinhorchte, war er doch nicht fähig, dem geschwinden Wortwechsel zu folgen. Eine ganze Weile ging er schweigsam und sehr beunruhigt neben ihnen her.

Sie befanden sich in einer länglichen, baumlosen, grasbewachsenen Talmulde, die beiderseits von niedrigen Hügeln eingefaßt war. Ein kühler unfreundlicher Bergwind wehte, ruckweise mit zwecklosem Eigensinn immer wieder die Grashalme zur Erde beugend. Der Himmel hatte sich häßlich, aschfarben bewölkt, und eben begann ein trüber Herbstregen herabzuniefeln.

Da vernahm Aguilar einige Worte, die ihm keinen Zweifel ließen, daß seine Ermordung beschlossene Sache

war. Nicht ob sondern wo sie erfolgen solle, wurde von den beiden Händlern erörtert. Der eine hatte einen nahegelegenen Wald in Vorschlag gebracht; der andere aber wollte die Tat sofort ausführen, da in der Talmulde kein Mensch war, der sie stören konnte.

Im Grunde erfuhr Aguilar nichts Neues, schon seit mehreren Stunden hatte er das Verhängnis herannahen gefühlt. Obgleich er voll Lebensüberdruß und Lebensverachtung vor dem Priesterkönig in Cholula gestanden hatte, zitterte er jetzt an allen Gliedern.

Der zermürbenden Ungewißheit ein Ende zu machen, stellte er seine Mörder zur Rede, fragte sie, warum sie ihn töten wollten. Der jüngere, ein kleiner, stämmiger Mann, blickte achselzuckend verlegen zur Erde. Der andere — groß, schlank, mit auffallend breiten Nüstern und wulstigen, vorstehenden Lippen — machte nicht einmal den Versuch, es abzuleugnen und gab grinsend zu, daß er vom mexikanischen Gesandten, dem Tempel-Feger, gedungen worden sei. Er und sein Gefährte würden für die Tat hundertundzwanzig Mäntel erhalten — was ein angemessener Preis sei. Als Bedingung sei ausgemacht, daß der Mord auf mexikanischem Boden geschähe, da Cholula schuldlos sein müsse, um mit Tlascala Frieden zu schließen.

Während er dies sprach, hatte er seine Warenkiste vom Rücken sachte zur Erde gleiten lassen und geöffnet. Weder Felle wilder Tiere enthielt sie noch Schlangenhäute — nur einige Waffen und ein getrocknetes Jaguarherz, wie es die Leute, deren Beruf der Meuchelmord war, stets bei sich zu tragen pflegten. Er wählte ein Säge-

schweit; und, gewissermaßen sich entschuldigend, teilte er Aguilar mit, die Köpfung könne nicht länger verschoben werden.

Dennoch erbat sich der Frater einen Aufschub, um ein letztes Gebet zu sprechen. Es wurde ihm bewilligt. Die Mörder entfernten sich einige Schritte von ihm. Er kniete nieder und die Hände gefaltet emporstreckend betete er lange und inbrünstig.

Doch wie vertieft er in sein Gebet auch war, — seine zum Himmel gerichteten, tränengefüllten Augen wurden abgelenkt durch eine unerwartete Erscheinung. Auf dem Kamme des nahen Hügels hoben sich die Silhouetten dreier Indianer gegen den regenweißen Himmel ab. Die Indianer — in Jägerkleidung, mit Jaguarfellmützen auf den ungepflegten Haarsträhnen — schienen zu beraten und plötzlich eilten zwei von ihnen in die Talmulde herunter und sprachen mit den Mördern.

Aguilar betete nicht mehr, obgleich er in betender Stellung blieb, — er tat jetzt nichts als schauen. Und er sah wie die Indianer, die eben noch mit freundlichen Mienen gesprochen hatten, jählings über seine Mörder herfielen und sie mit Dolchstößen niedermachten.

Der eine Indianer kam danach eilig auf ihn zu. Aguilar bekreuzigte sich und senkte den Kopf, in sein Schicksal ergeben — er war überzeugt, nun sei die Reihe an ihn gekommen.

„Ihr habt nichts mehr zu fürchten!" rief der Indianer auf spanisch. „Doch wart Ihr in verteufelt schlechter Lage, Aguilar, und hätte der Zufall nicht ausgerechnet mich hergeführt . . ."

„Gonzalo Guerrero!" schrie Aguilar erschüttert, mit erstickter, von Freudentränen gewürgter Stimme. Jetzt wußte er, daß er gerettet war. Jetzt erst hatte er seinen Leidensgenossen aus Yucatan wiedererkannt — und auch nur am Tonfall und am hellblauen Auge; denn sonst war er ganz unkenntlich. Der rote Bart war abrasiert, das rote Haar unter schwarzer Perücke versteckt, das Gesicht streifig bemalt. Der Rote Jaguar hatte mit der Bart- und Haartracht auch die Sklavenfeder und den metallenen Halsring der Sklaven abgelegt und trug jetzt — wie gleichfalls seine beiden Gefährten — die Kleidung mexikanischer Jäger.

Über die Ermordung der Mörder verlor Guerrero nicht viel Worte. Sie hatten ihr Los verdient. Von seinen Begleitern sei der auf dem Hügel stehende sein Herr, der Herabstoßende Adler, dessen Anwartschaft auf den Thron Mexicos neuerdings in Frage gestellt sei, da er in Ungnade gefallen und von Montezuma verbannt wurde. Der andere sei Prinz Ohrring-Schlange, ein Bruder der beiden feindlichen Könige von Tezcuco.

Sowohl Aguilar wie Guerrero hätten Stunden dazu gebraucht, aufzuzählen was ihnen, seit ihrer Trennung vor bald einem Jahr, an Wundersamem zugestoßen. Doch Guerrero durfte seinen Gebieter nicht lange warten lassen. Er begnügte sich daher, anzudeuten, weshalb — für die nächste Zeit wenigstens — ihr sicheres Asyl, die unterirdische Grabkammer im Schilfsee, verlassen worden war. Abgeschlossen wie Tote in der Unterwelt hatten sie nur wenige Tage dort verbracht. Eine Nachricht über Cholula war

der Anlaß, daß der Herabstoßende Adler, die Gefahr mißachtend, hierher aufgebrochen war, um den Ereignissen nahe zu sein und wenn möglich die Schmach feiger Heimtücke von Mexico abzuwenden. Prinz Ohrring-Schlange hatte sich ihm angeschlossen, weil die Ausartung des Bürgerkrieges in Tezcuco ihn beunruhigte, und er nach einer Gelegenheit suchte, mit seinem jüngeren Bruder, der Schwarzen Blume, zusammenzutreffen. Da er mit seinem älteren Bruder gebrochen und vor Montezuma des Edlen Traurigen wegen sich verborgen halten mußte, durfte er erwarten, daß die Schwarze Blume ihm freundlich begegnen werde. Ja, er machte sich Hoffnung, die Schwarze Blume dazu überreden zu können, daß er gleichzeitig mit dem Edlen Traurigen auf den Doppelthron zugunsten ihrer Mutter, der Herrin von Tula, verzichte, wie es das Volk von Tezcuco verlangte. Nur nachts wandernd hatten sie in drei Nächten den weiten Weg hierher zurückgelegt, waren auch mehrmals trotz der ärmlichen Jägerkleidung erkannt worden. Doch so beliebt war der Herabstoßende Adler bei allen Mexikanern, daß jedesmal die Entdeckung keine anderen Folgen hatte, als daß ihm Speisen, Getränke und Blütenzweige überreicht und Zufluchtsstätten angeboten wurden. Ein mexikanischer Beamter schickte ihm sogar Sänften und warnte ihn vor einer Straße, auf welcher er Spähern Montezumas begegnen konnte.

Während Guerrero dies berichtete, war Guatemoc den Hügel herabgestiegen und hatte eine Weile mit Ohrring-Schlange gesprochen. Jetzt kamen beide Prinzen auf Aguilar zu. Guatemoc kannte ihn von Sempoalla her, wo er

ihn als Dolmetscher neben Marina gesehen hatte. Mit herablassender, etwas verächtlicher Gebärde begrüßte er ihn.

Er war zufrieden mit der Rettung Aguilars, weil dadurch eine Absicht seines Widersachers, des Tempel-Fegers, durchkreuzt wurde. Zur Genüge war ihm bekannt, daß bei allen trüben Geschehnissen der letzten Zeit der Ehebrecher aus Huexotzinco den Zornigen Herrn, als wäre er dessen böser Geist, gelenkt hatte. Ohne im einzelnen Fall die dunklen Beweggründe zu kennen, konnte er mit Recht annehmen, daß jeder Plan dieses selbstsüchtigen Ränkeschmiedes seinen Plänen zuwiderlief.

Auch sonst war ihm die Begegnung lieb. In Sempoalla gefangen gesetzt von den Totonaken, war er durch Cortes vor dem Opfertode bewahrt worden — und jetzt fand er eine Gelegenheit, die lästige Schuld des Dankes gegen einen Feind zu begleichen. Freilich war Aguilar nicht Cortes, die Rettung des Dolmetschers wog die Rettung des künftigen Herrn der Welt nicht auf. Doch durch Aguilar konnte er den weißen Göttern Nachricht senden vom Einmarsch der Adler und Jaguare Montezumas in Cholula, deren Versteck er und Ohrring-Schlange ausgekundschaftet hatten, und Cortes wissen lassen, daß die von Cholula zum Paß zwischen dem Rauchenden Berg und der Weißen Frau führende Straße unterhöhlt und mit Pfählen versehen sei, um die heranziehenden Hirschungeheuer aufzuspießen. Dies durch einen mexikanischen Boten sagen zu lassen, wäre unmöglich gewesen. Unmöglich, weil kein Mexikaner nach Tlascala eindringen konnte; und unmöglich, weil die Botschaft wie ein Verrat an

Anahuac erscheinen mußte und trotz Guatemocs Beliebtheit wohl von keinem Mexikaner überbracht worden wäre. Dennoch lag es Guatemoc fern, einen Verrat an seinem Lande zu begehen. Den offenen Vernichtungskrieg gegen die Fremdlinge hatte er stets gefordert, so noch beim letzten Kronrat in Tenuchtitlan. Und heute dachte er nicht anders. Sein Gewissen sagte ihm, daß er sein Land nicht nur nicht verriet, indem er die hinterhältigen Pläne des Oheims aufdeckte, — daß er vielmehr dadurch sein Land vor dem Makel des Verrates bewahrte.

Nach seinen kühlen Begrüßungsworten hatte er mit regungslosem Gesicht die überschwengliche Dankrede des Fraters angehört und sich dann kurz mit Ohrring-Schlange beraten. Es wurde Aguilar eröffnet, daß man ihn durch mexikanisches Gebiet bis an ein nordwestliches Tor der Großen Mauer bringen werde.

18.

Am Morgen des Hochzeitstages war der Himmel grau verhängt. Die ganze Nacht hatten Regenschauer über die Stadt Tlascala hingefegt. Während aber die ersten Gäste sich im Tecpan der Sammelnden Biene einfanden, durchbrach die Sonne strahlend das Gewölk. Christen und Heiden begrüßten es als ein Sinnbild.

Reich war die Festordnung des Tages. Auf die Taufe in der Frühe sollte die Einweihung des Klosters folgen; auf die Einsegnung der Brautpaare am Nachmittage öffentliche Lustbarkeiten; und schließlich am Abend das Hochzeitsmahl.

Dem hohen Rang der Bräute entsprechend waren ihre Verlobten ausschließlich Feldobristen. Zwei von diesen — Olid und Avila — waren brutale rohe Gesellen, hatten Seelen wie Henkersknechte, wenn auch besser gewaschene Hände; waren Verbrechernaturen, trotzdem sie sich für Kavaliere hielten. Freilich unterschieden sich auch die Besten unter ihren Kameraden nicht allzu sehr von ihnen. Wie meist bei politischen Verlöbnissen war nur der Rang ausschlaggebend — nach menschlichen Eigenschaften wurde nicht gefragt. Niemand nahm Anstoß daran, daß die liebreizende Erbtochter des Rauchenden Schildes — eine Prinzessin — des einstigen Galeerensträflings Olid Gattin wurde.

Das Offene Gesicht hatte zwei Töchter, von denen die jüngere mit Sandoval verlobt war. Die ältere, nächst Rabenblume die schönste der fünf Bräute, war von ihrem Vater Cortes zugedacht gewesen. Cortes aber bestimmte Velázquez de León, sie zu heiraten — vielleicht um ihn von der Schwärmerei für Marina zu heilen, vielleicht auch, weil er der bösen Prophezeiung seines Astrologen Botello Glauben schenkte und für den vom Geschick gezeichneten Jüngling ein ephemeres Glück erhoffte. Großer Überredungskunst bedurfte es, seinem Freunde — der sich den Mord an seinem Weibe und ihrem Liebhaber nicht verzieh — den Einwand auszureden, er dürfe nie wieder ein Weib an sein unseliges Dasein ketten. Allzuviel südländisches Pathos war in den Worten Leóns, daher wies Cortes, ein wenig verstimmt, ihn mit durchsichtigem Sarkasmus darauf hin, daß in letzter Zeit sein Dasein nicht so unselig gewesen sei, wie er es hinstelle. Wenn auch

beide vermieden, den Namen Marinas auszusprechen, so wußten doch beide, als Velázquez de León endlich einwilligte, daß es Marinas wegen geschah.

Die Zeit der Verteilung der Bräute und der Verlobungsfeiern lag mehr als acht Tage zurück. Damals erfolgte auch eine Brautwerbung, die viel belacht wurde, wenngleich es den feinen Sinnen des Cortes nicht entging, daß der Anlaß zu dem Gelächter wenig harmlos war. Durch den Narren Madrid nämlich war Ribadeo, der Weinschlauch, auf den phantastischen Einfall gebracht worden, sich als Bräutigam für eine der fünf Fürstentöchter anzubieten.

„Wenn man Euch abweist," hatte ihm Madrid gesagt, „so wird das Heer endlich zur Einsicht kommen, daß die Tapferkeit der einfachen Soldaten elend belohnt wird. Aber so geschieht es immer: Reichtümer fallen nur dem Reichen und das Glück fällt nur dem Glücklichen zu."

Nicht daß sich der Weinschlauch vom Gift Madrids vergiften ließ — er hatte einen Straußenmagen. Doch allzu gern gefiel er sich stets in der Rolle eines Tölpels. Nichts bereitete ihm mehr Vergnügen, als wenn er durch eine scheinbar unfreiwillige Komik die Aufmerksamkeit auf seine mißachtete Person lenken konnte.

Sein Anliegen brachte er vor, als Cortes und die Feldobristen sich eben zum Mittagsmahl vereinigt hatten. Eine Weile noch, nachdem er geredet hatte, herrschte ein verdutztes Schweigen ob solcher Dreistigkeit.

„Ihr sollt eine Fürstentochter haben!" rief Lugo, ergriff eine leere Weinflasche, legte sie dem Brautwerber

in den Arm und schob ihn mit einem Glückwunsch, der wie ein Fluch klang, zur Tür hinaus. Die Freunde des Weinschlauchs draußen gröhlten.

19.

Kurz vor Beginn der Taufe, gegen acht Uhr morgens, trat Pater Olmedo in das von Cortes bewohnte Gemach, wo dieser eben sein Frühstück beendete. Olmedo äußerte seine Besorgnis wegen seines Lieblingsschülers, des Kleinen Pfeiles. Während in dem für die Taufhandlung hergerichteten Tecpansaale bereits sämtliche Täuflinge versammelt seien, fehle noch immer die Als-Schlange-Lebende, und auch keins ihrer Kinder sei erschienen. Das an sich würde ihn nicht bekümmern; sie könnten sich verspätet haben, könnten nachträglich noch kommen. Mehr Sorge mache es ihm, daß der Kleine Pfeil, der früher bei keiner Religionsstunde und Andachtsübung gefehlt, sich seit zwei Tagen nicht habe blicken lassen, wie übrigens auch seine Mutter und Geschwister nicht.

Cortes fragte, ob der Pater einen bestimmten Verdacht habe?

Die knochigen Finger Olmedos wühlten nervös in seinem grauen Wildermannsbart, der ihm bis zum Gürtel reichte.

Daß der Kazike Fichtenzweig, meinte er, das Christentum hasse und von der Taufe nichts wissen wolle, sei ja bekannt. Sollte er von der Bekehrung seiner Frau und Kinder erfahren haben, so sei es wohl schon denkbar, daß er sie eingesperrt habe, daß er sie hindere zur Taufe zu kommen.

„Padre, wollt Ihr, daß ich sie holen lasse?" fragte Cortes verdrossen.

„Nein, Euer Gnaden, das könnte nur mit Gewalt geschehen — und dazu würde ich nie raten. Übrigens nehme ich an, daß der Kazike mit Weib und Kindern die Stadt verlassen und auf seinem Landgute Atlihuetza oder in einem seiner Bergschlösser sie in Sicherheit gebracht hat; wenn nicht der Taufe wegen, so vor allem, um seine Kinder nicht in unser Kloster geben zu müssen ... Ich glaube, es hat keinen Zweck, die im Saal dort Versammelten länger warten zu lassen — es würde doch vergebens sein."

„Padre, das glaube ich auch", sagte Cortes. „Und ich fürchte, Padre, Ihr werdet Euch damit abfinden müssen, daß Ihr die Frau und ihre Kinder nie mehr zu Gesicht bekommt."

20.

Die Taufe hatte begonnen, eingeleitet durch Gesang und Predigt. Schon hatte laut schluchzend vor Ergriffenheit die Schwarze Blume den Namen Seiner Apostolischen Majestät Don Carlos erhalten, Kriegsmaske, weniger bewegt, den Namen Don Vicente, seine als Kastilierin gekleidete Schwester Rabenblume, strahlend vor Stolz, den Namen Doña Maria Luisa und die schüchtern lächelnde Braut des Velázquez de León den Namen Doña Violante — da trat der Fürst Fichtenzweig festlich gekleidet in den Saal und hinter ihm her kamen seine beiden ehelichen Frauen, die Smaragd-Puppe sowie die Als-Schlange-

Lebende und ihre zwei jüngeren Kinder. Und mit fester Stimme erklärte Fichtenzweig, daß er sich und die Seinen taufen lassen wolle.

Eine Bewegung des Staunens rauschte durch den Saal.

Stumm sahen sich Cortes und Olmedo an. Wie war das zu erklären? Was hatte den Christenfeind gewandelt? Was bezweckte er? Und warum schloß er den Kleinen Pfeil von der Bekehrung aus?

Cortes beantwortete den fragenden Blick Olmedos mit einem Achselzucken. Man konnte den hochangesehenen und einflußreichen Kaziken nicht abweisen. Man konnte auch aus Rücksicht auf die feierlich-andächtige Stimmung aller Anwesenden kein Verhör anstellen.

Olmedo sah es ein, obgleich eine beängstigende Ahnung ihm die Seele bedrückte. Suchend senkte sich sein Blick auf den Mann und die beiden Frauen, als wollte er in die Tiefen ihrer Herzen hinabsteigen, ein Geheimstes emporzufördern. Sie ertrugen seinen Blick, schienen sich gewappnet zu haben gegen ihn. Daß Smaragd-Puppe, die Olmedo nicht kannte, keck und dennoch beunruhigt die herausgeputzten Europäer in ihren flitterhaften Galakleidern, das große Holzkreuz und das steinerne Taufbecken anstarrte, war nicht zu verwundern. Auffallend verändert war Fichtenzweig; sein erzwungener Gleichmut verdeckte mühselig die innere Zerrissenheit. Und kaum wiederzuerkennen war die Als-Schlange-Lebende. Verwüstet durch tagelanges Weinen, glich sie einer Dahingeschiedenen; ihr zerstörtes Gesicht war ausdruckslos wächsern und tot; ihre Augen waren erloschen.

„Wenn du ein Christ sein willst, darfst du nur ein eheliches Weib haben!" ließ Olmedo durch Marina verkünden. Ein Schimmer von Selbstzufriedenheit glänzte auf des Paters gebräuntem Antlitz. Er war stolz darauf, daß ihm dieser Einwand eingefallen war, der ihm ermöglichte, ein salomonisches Urteil zu fällen. Jetzt würde sich's herausstellen, ob es dem Kaziken ernst mit der Bekehrung war. Aus Äußerungen, die der Kleine Pfeil getan, wußte er, daß der Kazike, vom Teufel der Trunkenheit angereizt, die Als-Schlange-Lebende zu mißhandeln pflegte und ihr Smaragd-Puppe vorzog. Und wenn — wie anzunehmen nahelag — die Verwüstung im Gesicht des armen Weibes durch eine von ihm begangene Schandtat verursacht war, so würde die Wahl, zu der er jetzt schreiten mußte, ein Bekenntnis seiner Schuld sein.

Unter den Tlascalteken erregte der Einwand des Paters großes Aufsehen. Der Fürst war nicht der einzige im Lande, der zwei Ehegattinnen besaß, wenn auch in dem kriegerischen Jägervolk die alte Sitte monogamer Ehen vorherrschend geblieben war. Mit Spannung wurde die Antwort erwartet.

Die Augen Fichtenzweigs ruhten düster auf Smaragd-Puppe. Sie schüttelte unwillig den Kopf. Unsichtbare Fäden waren zwischen seiner Seele und ihrer geknüpft, es bedurfte keiner Worte.

„Ich will nur ein eheliches Weib haben", sagte Fichtenzweig.

„Welche von den beiden Frauen soll es sein?" fragte Olmedo.

„Diese!" entgegnete der Fürst und zeigte auf die Als-Schlange-Lebende.

Niemand hatte erwartet, daß er so wählen würde. Im ersten Augenblick war auch der Pater enttäuscht; gleich darauf aber witterte er eine geflissentliche Irreführung und gewann den Eindruck, der Kazike habe sich eben dadurch verraten. Inwiefern er sich verraten und was ihm zur Last zu legen sei, hätte Olmedo nicht sagen können. Es war ein bloßes Gefühl, vorbeihuschend und nicht greifbar.

Die unterbrochene Taufhandlung nahm ihren Fortgang. Fürst Fichtenzweig erhielt den Namen Don Alfonso.

21.

Gegen Mittag wurde das Kloster eingeweiht.

In den letzten Tagen war viel hin und her erwogen worden, wer zum Prior und Erzieher der tlascaltekischen Adelskinder ernannt werden solle. In Betracht konnte nur ein Priester oder Mönch kommen, und daher war die Auswahl klein. Den Lizentiaten Juan Diaz, den Freund des Gobernadors von Kuba, wäre Cortes bei dieser Gelegenheit gern los geworden. Doch sein Vorschlag scheiterte am Widerspruch sämtlicher Feldobristen und vor allem Olmedos, der, obgleich er sich schlecht mit dem Lizentiaten stand, auf seine Hilfe nicht verzichten mochte und Cortes vorhielt, daß die in Mexico harrenden Aufgaben von einem einzigen Priester nicht zu bewältigen seien. Marina, die sich einst vorgenommen hatte, niemals aus eigennützigen Gründen ihren Einfluß geltend zu machen, wich

in diesem Fall von ihrem Vorsatz ab und brachte Cortes auf den Gedanken, daß Aguilar als Dolmetscher entbehrlich sei und sich als Franziskanermönch für den Posten eines Klostervorstehers besonders eignen würde. Um den Verhaßten aus ihrer Nähe zu verbannen, lobte sie seine priesterlichen Eigenschaften über die Maßen, so daß Cortes sie verwundert anschaute und ein Mißbehagen wegen ihres Eifers empfand. Aus kleinen Anzeichen hatte er längst bei ihr einen Abscheu vor dem Mönch herausgespürt, und es irritierte ihn, daß sie jetzt ihren Haß in Lobsprüche kleidete. Gegen den Vorschlag hatte er nichts einzuwenden, wie ebenfalls Olmedo nicht; doch das war vor mehreren Tagen gewesen, und ehe man zu einem Entschluß kam, war Aguilar mit Piltecatl nach Cholula aufgebrochen; ob er von dort zurückkehren werde, war fraglich.

In Betracht kam nur noch ein gewisser Juan de las Varillas, ein einfacher Soldat, von seinen Kameraden el Teólogo genannt. Vor wenigen Jahren noch war er Priester auf Kuba gewesen, hatte eine einträgliche Pfründe gehabt. Von den Hieronymitenbrüdern vor das geistliche Gericht nach Haïti zitiert, um sich wegen sittlicher Verfehlungen, deren man ihn beschuldigte, zu verantworten, hatte er es vorgezogen, den Priesterrock auszuziehen und unter der Soldateska zu verschwinden. Er hatte sich von Grijalva und später von Cortes anwerben lassen. Mit Olmedo und Juan Diaz führte er zuweilen gelehrte Dispute und liebte es, durch Ansichten, die an Ketzerei streiften, den Lizentiaten zu erbosen.

Olmedo, der kein Zelot war, hatte Cortes geraten, den Musketier zum Klostervorsteher zu machen und, was seine zweifelhafte Moral anbetraf, ein Auge zuzudrücken — vielleicht auch beide. Denn mochten die Leute auch munkeln, er habe die Kinder seiner Parochie verführt — die dunkle Angelegenheit lag Jahre zurück und ließ sich nicht mehr aufhellen. Und zudem war man auf ihn angewiesen.

Cortes hatte daraufhin Juan de las Varillas zum Prior und Knabenerzieher ernannt.

Ein geistliches Gewand ließ sich aus einem abgetragenen des Paters Olmedo zurechtschneidern und zurechtflicken. Der buschige Schnauzbart, den der Musketier sich hatte stehen lassen, konnte abgenommen werden. Die rauhe Kriegersprache abzulegen und frömmelnde Redewendungen hervorzukramen, konnte dem einstigen Gottesgelehrten nicht schwer fallen. Nur auf die eine Schwierigkeit stieß man, daß der Mann kein Wort der Landessprache verstand. Doch auch darüber setzten sich Cortes und Olmedo leichten Herzens hinweg: war doch anzunehmen, daß ein tüchtiger Humanist wie Varillas den Kindern in kurzer Zeit genug Latein beibringen werde, um sich mit ihnen lateinisch zu verständigen.

Das schön am Ufer des Zahuapan gelegene steinerne Haus, welches Prinz Kriegsmaske als Klostergebäude zur Verfügung gestellt hatte, war von bescheidenem Umfang, galt aber als ehrwürdiges Gebäude, da in seinem Garten die heilige grüne Quelle von Tlascala entsprang, welcher die Stadt den Beinamen „Am Nephritwasser" verdankte.

Des mangelnden Raumes wegen hatte man weniger

Gäste als zur Taufe geladen. Von den Tlascalteken waren bloß die Väter erschienen, deren Söhne in das Kloster eintreten sollten.

Als Prior gekleidet machte Varillas den Hausherrn, begrüßte die Eintretenden und führte sie auf ihre Plätze. Bei der eigentlichen Feier aber mußte er bescheiden beiseite stehen: Olmedo und der Lizentiat hielten die Ansprachen.

Sogleich nach der Einweihung stellte Olmedo an Fichtenzweig die Frage, die er schon während der Taufe hatte stellen wollen, dann aber aus Rücksicht auf die Umgebung unterdrückt hatte. In strengem Tone forschte er aus: Warum der Fürst nur seine jüngeren Söhne mitgebracht habe? Wo der Kleine Pfeil sei? Vom Hohen Rat sei doch beschlossen und den Christen zugesichert worden, daß die Söhne des Adels dem Kloster überliefert werden müßten.

Nichts im Gesicht des Fürsten verriet, daß die Fragestellung eine Verdächtigung, eine Kränkung für ihn bedeutete. Offensichtlich war er auf solch ein Verhör vorbereitet. Er antwortete — dumpf, traurig, finster und beinahe herausfordernd klang es: — er wisse nicht, wo der Kleine Pfeil sich befinde. Er pflege seinen Söhnen nicht nachzugehen, wenn sie sich von Hause entfernten . . .

Vielleicht wollte er nur sagen: immerzu habt ihr mein Kind heimlich fortgelockt, und meine Schuld war es, daß ich mich nicht darum gekümmert . . .

Der Pater wandte sich an Cortes.

„Ich weiß nicht, warum die Antwort mich so seltsam

bewegt", sagte er. „Ich muß an die Antwort denken, die Kain gab, als er nach Abel gefragt wurde . . . Nicht anders wird Kain dreingeblickt haben . . . Und wie zermalmt sieht die Mutter aus . . . Was mag in diesen Seelen vorgehen? . . . Welch ein Geheimnis birgt sich dahinter? . . ."

Cortes schüttelte ungläubig den Kopf. Seine Gedanken verirrten sich nicht in psychologische Labyrinthe. Er war aufgebracht, da ihm die ausweichenden Worte des Kaziken wie eine Verhöhnung der Conquista espiritual — der geistlichen Eroberung — erschienen.

„Bei meinem Gewissen! das werdet Ihr uns nie glauben machen!" fuhr er den Fürsten an. „Ihr wißt, wo Euer Sohn ist, denn Ihr habt ihn versteckt, um zu verhindern, daß er ein Klosterschüler wird!"

„Wenn man mir nicht glaubt, so soll man die Als-Schlange-Lebende fragen! Sie wird bezeugen, daß der Kleine Pfeil vor zwei Tagen aus dem Tecpan ging und nicht zurückgekehrt ist."

„Ist das wahr?" fragte Olmedo die Frau.

„Es ist wahr!" erwiderte die Als-Schlange-Lebende. „Mein Sohn verließ uns, — der Herr des Himmels weiß, wo er weilt . . . Zu uns ist er nicht zurückgekehrt."

Zwei große Tränen näßten ihr die ausgehöhlten Wangen.

„Padre, auf die Aussage der Frau ist nichts zu geben", sagte Cortes ärgerlich zu Olmedo. „Sie zittert vor ihrem Mann und redet, was er ihr beigebracht hat. Ich werde seinen Palast durchsuchen lassen!"

Olmedo lächelte, — er wußte, daß Cortes die Drohung ja doch nicht ausführen würde. Aber Alvarado nahm es ernst und widersprach mit naiver Leidenschaftlichkeit. Er bat Cortes, auf die Feststimmung des Tauf- und Hochzeitstages Rücksicht zu nehmen und gab ihm zu bedenken, daß Fichtenzweig der Blutsfreund seines Schwagers Kriegsmaske sei.

Zu weiteren Erörterungen kam es nicht, denn eben trafen Ordás und Doña Elvira aus Cholula ein. Cortes und die Feldobristen eilten ihnen entgegen — nicht ohne Besorgnis um das Schicksal Aguilars und Piltecatls.

22.

Keine Stunde war es her, daß angesichts der aus der Ebene emporschimmernden Mauern, Tore und Teocallis der Stadt Tlascala Diego de Ordás (mit Doña Elvira) von der heimkehrenden Kavalkade sich getrennt hatte und vorausgeritten war, da ihm viel daran lag, vor Beginn der Trauung ein Wort im geheimen mit Isabel de Ojeda, der olivenbleichen, zu reden und ihr seinen väterlichen Segen zu erteilen. Nie hatte er verraten, daß er in der Nacht des Vulkanausbruches in das Zelt seines Fähnrichs Villareal eingedrungen war, daß er von der Schmach seines Mündels wußte. „Meine Brust ist ein Marmorsarkophag", pflegte er vieldeutig zu sagen. Unverändert zuvorkommend gegen Isabel, hatte er aber doch selbst darauf gedrungen, daß die immer und immer wieder hinausgeschobene Hochzeit nun endlich stattfinden müsse.

So eilig war er jetzt, so erpicht darauf, Isabel noch ledig zu sehen, daß er, — als Cortes, Alvarado, Velázquez, Sandoval und Olid ihm in einer Straße Tlascalas entgegenkamen, — im Galopp an ihnen vorbeisauste. Doña Elvira sprang lächelnd vom Pegasus — zu lachen hatte sie noch nicht wieder gelernt — und statt Ordás stand sie dem General-Kapitän Red und Antwort. Der abenteuerliche Ausritt war ohne jegliches Abenteuer verlaufen. Gleich hinter der Großen Mauer war ihnen Piltecatl heil und gesund begegnet. Über Aguilar freilich hatte sich nichts in Erfahrung bringen lassen.

Inzwischen war Ordás vor dem Tecpan der Sammelnden Biene angelangt. Mit langen gespenstischen Schritten ging er durch Gemächer, wo Damen sich umkleideten und bei seinem Nahen schrill aufkreischten. Ihr Schrecken schreckte ihn nicht, unbekümmert ging er weiter, bis er Isabel de Ojeda fand. Sie saß vor einer zerkratzten Spiegelscherbe, kämmte sich ihr kastanienbraunes Haar. Ihr entblößter Busen und ihre vollen Arme waren wie fahles, matt gemasertes Elfenbein. Er mußte wegblicken, wollte er seinen Verzicht nicht bereuen. Sein Herz, ans Kreuz geschlagen, ächzte und jauchzte. Eine kleine Kassette mit etlichen Hundert Goldpesos — sein ganzes Besitztum — überreichte er ihr als Hochzeitsgeschenk. Als sie Dankworte vorbrachte, lehnte er den Dank ab.

„Dem unglücklichen Statthalter von Urabá, Eurem braven Vater zum Gedächtnis geschieht das!" sagte er, melancholisch seine langen Gliedmaßen hin und her wiegend. „Mag der Tote es mir danken, wenn er will

und kann. Von Lebenden erwarte ich es nicht — am wenigsten von Eurem Verlobten! . . ."

„Warum denkt Ihr schlecht von Villareal?"

„Als ich ihn kennenlernte, Señora, hieß er noch einfach Villaroel. Mit jeder Gunst, die Ihr ihm gewährt habt, änderte er seinen Namen um — erst in Villareal, dann in Villa Real und neuerdings in de Villa Real. Ich bezweifle nicht, daß er es Euch zu Gefallen tat, Isabel! Aber hat er sich erst in den Grafen- oder Herzogsrang erhoben, so werdet Ihr ihm vielleicht nicht mehr genügen!"

Nachdem Ordás seine Pflicht als Vormund erfüllt hatte, begab er sich zum Schmied Hernán Martín und erteilte den rätselhaften Auftrag, ihm einen eisernen Schöpfeimer zu schmieden, dazu eine dünne eiserne Kette und ihm außerdem ein Hanfseil von einigen hundert Klaftern Länge zu verschaffen. Der Schmied versprach es, versprach auch die Sache geheim zu halten.

Danach suchte Ordás Cortes auf.

„Ihr habt mich um ein Haar überritten!" sagte Cortes scherzend. „Ich wußte nicht, daß Euer Pferd den Teufel im Leibe hat, Señor!"

Undeutlich stammelte Ordás Entschuldigungen.

„Ich war so erregt . . ." stotterte er, „ich mußte Hernán Martín einen Auftrag erteilen . . ."

„Welchen Auftrag?"

„Mir einen Schöpfeimer und eine Kette zu schmieden und mir ein sehr langes Seil zu verschaffen."

„Wozu das? . . ."

„Ich bitte Euch, Don Hernando, fragt mich nicht . . Noch kann ich es nicht sagen. Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich Euch ins Vertrauen ziehen . . .“

„Ihr habt mich neugierig gemacht und wollt mich nun noch neugieriger machen!“

„Nein, nein . . . Ihr werdet's ja bald erfahren . . So viel kann ich sagen, es handelt sich um ein Geheimnis, das mir einer der cholultekischen Grenzwächter anvertraut hat.“

„Ein Soldat des Alten Raubtieres? Seid Ihr so vertrauensselig? Timeo Danaos et dona ferentes! Alle Cholulteken sind Possenreißer, behauptet Marina . . .“

„Dieser nicht, Euer Gnaden! Dieser ist ein ernster Mann, ein wundervoller Mann, abgeklärt und weise. Des Regens wegen mußten wir in einer Felshöhle Unterkunft suchen; und die ganze Nacht habe ich, während Lugo, Tapia und Luis Marin schliefen, mich mit dem Mann unterhalten und Freundschaft mit ihm geschlossen. Aus Dankbarkeit, weil ich meinen Mundvorrat mit ihm teilte, hat er mir das Geheimnis anvertraut . . . von einem Schatz . . .“

„Gegen den die Schätze Montezumas gewiß ein Kinderspiel sind!“ lächelte Cortes. „Und er liegt wohl am Boden eines Sees, daß Ihr ihn mit einem Schöpfeimer heraufholen wollt?“

„Leicht wird er nicht zu heben sein!“ versetzte Ordás gekränkt und einsilbig.

„Wenn es nicht wieder Silberhäuser sind, Don Diego!“

„Sehr richtig, Euer Gnaden! Eben darum will ich

von der Beschaffenheit des wunderbaren Hortes und dem Ort, wo er zu suchen ist, keine Silbe sagen und warten, bis ich Gewißheit habe."

So wenig ernst nahm Cortes die Phantasien des schwermütigen Ritters, daß er auf nähere Auskunft nicht drang. Es wäre auch keine Zeit gewesen. Sein Geheimschreiber Hernandez kam mahnen: die Hochzeitsgäste seien versammelt.

23.

Nach der Trauung begaben sich die Jungvermählten — mit ihren kastilischen Taufpaten und Freunden und der vielhundertköpfigen Schar indianischer Verwandter — in langer Prozession durch die Hauptstraßen Tlascalas und über die Zahuapanbrücke zum großen Marktplatz. Ein Volksfest begann. Der tlascaltekische Adel führte Tänze und den Mitotl-Reigen auf, durch welchen die Taten der Vorfahren gefeiert wurden. Diesmal freilich hüpfte kein Priester mit dem abgeschnittenen Haupte eines Feindes umher. Die fromme Handlung des Tanzes war zum leeren Schaugepränge herabgesunken — das kam indes dem jubelnden Volke nicht zum Bewußtsein. Das Geräusch des Rasselschmuckes der Tänzer, der Lärm der Flöten und Trommeln erstickte die in einzelnen Herzen aufflackernde Ahnung, daß die Freiheit des Freistaates heute gestorben war inmitten aller Festfreude. Nachdem der große feierliche Reigen beendet war, bauten Akrobaten Menschenpyramiden in die Luft und wurden dann übertrumpft von einem Eulenmenschen — einem Zauberer — der ein Seil

in die Wolken warf und, als wäre es dort festgehakt, am Seil empor in die Luft kletterte, — eine unerklärbare Phantasmagorie und nicht weniger rätselhaft dadurch, daß der Baccalaureus versicherte, er habe den Zauberer regungslos am Boden hocken sehen, während sein Scheinkörper in der Luft verschwand. Auch Europäer gaben ihre Künste zum besten. Mit verdutzten Gesichtern sahen die Tlascalteken den Kastagnettentanz La Medinas, hörten sie den Gesang des rothaarigen Porras, das Zirpen der Gitarre des Bergmanns Ortiz und Pedros de la Harpa Saitenspiel. Zum Schluß wurde ebenda auf dem großen Marktplatz ein Pferderennen veranstaltet.

Als dann die Hochzeitsgäste sich im Tecpan des Offenen Gesichts, in einem mit Blumengirlanden, Früchten und Papierfahnen überreich geschmückten Saal, an den von der Last der Speisen — Alligatorbraten und in Erdlöchern gerösteten Affen — fast zusammenbrechenden Tlaquauapallis, den Speisetischen, zum Hochzeitsmahl niedergelassen hatten, hielt der blinde Hundertjährige, nachdem er am lodernden Hausherd ein Opfer dargebracht, seiner Enkelin Doña Maria Luisa-Rabenblume eine jener schlichten, heidnischfrommen und sogar von mönchischen Chronisten bewunderten Reden, wie sie seit uralters in allen chichimekischen Ländern den neuvermählten Töchtern von ihren Müttern oder nächsten Anverwandten gehalten wurden:

„O du Perlenkind, du Schmuckfeder! Schwer lebt sich das Leben. Die Kräfte zehren sich auf. Viel Mühe kostet es, die Güter, die uns von den Göttern geschenkt werden, zu behalten. Darum, geliebte Tochter, ergib dich

nicht dem Traum und dem Bett und dem Nichtstun und sei keine Freundin des kühlenden Schattens; denn der kühlende Schatten ist ein Lehrer der Faulheit und der Laster, mit ihm kannst du nicht leben, mit ihm kannst du nicht ehrbar leben Wo immer du seist, gehe gemessen, nicht übereilt, nicht lachend, nicht hierhin und dorthin blickend; weder die Entgegenkommenden noch sonst jemand beachtend, gehe deinen geraden Weg. Reiche deinem Gatten das Wasser zum Händewaschen und mache ihm das Brot schmackhaft. Und wenn dein Gatte aus der Schlacht zurückkehrt, verlaß dein Gemach mit deinen Frauen und geh ihm entgegen, ihn liebevoll und sittsam zu begrüßen — wenn du das tust, wird er dich lieb haben wie wir, deine Verwandten, dich lieb haben . . ."

„Es ist eigentümlich," bemerkte Cortes zu Velázquez de León, nachdem er durch Marina den Inhalt der Rede erfahren hatte, „in der Welt Homers hätte ein Vater so zu seiner Tochter sprechen können. Auch da gab es von Menschenblut triefende Altäre und daneben die höhere Sittlichkeit und Sittsamkeit der Frauen, einer Andromache, Antigone, Iphigenie . . . Warum sind die Frauen der Alten Welt heutzutage so wenig sittsam!"

„Weil wir eine zu hohe Moral haben!" erwiderte Velázquez de León. Und ein Schatten zog über sein Gesicht: seine erste Frau war eine fleißige Kirchengängerin gewesen. „Die Sittlichkeit macht die Sittsamkeit überflüssig," fügte er hart sarkastisch hinzu; und gleichsam schuldbewußt streifte sein Blick das schöne Profil der schüchternen Doña Violante.

24.

Von der Straße her scholl ein wildes Getöse in den Festsaal herein. Ganz Tlascala schrie, brüllte, kreischte vor unbändigem Jubel. In Begleitung der Hauptleute Lugo, Tapia und Luis Marin war Piltecatl, der Totgeglaubte, angelangt. Und zugleich mit ihm eine cholultekische Gesandtschaft, die dem Hohen Rat von Tlascala das Friedensangebot des Alten Raubtieres sowie den Kastiliern seine Einladung zu überbringen kam.

So wichtig waren die Mitteilungen Piltecatls, daß sofort, während des Hochzeitsmahles, Kriegsrat abgehalten wurde. Zwar war man noch im ungewissen über das Schicksal Aguilars; doch stand fest, daß er ebenso wie Piltecatl Cholula unversehrt verlassen hatte. In einen Kampf mit Grenzwächtern verwickelt, war Piltecatl durch nachgesandte Schnelläufer beschützt worden; man durfte daher annehmen, daß Aguilar gleichen Schutz genießen werde. Daß das Alte Raubtier die weiße Schminke nicht zurückgewiesen und die schimpfliche Herausforderung mit so unerwarteter Langmut und Großmut beantwortet hatte, begeisterte Ordás und gefiel den kastilischen Hauptleuten, wurde auch von den Tlascalteken gelobt, wenngleich ihnen der Friedenswille Cholulas nach solcher Kränkung unwahrscheinlich und darum verdächtig erschien. Sie machten darauf aufmerksam, daß die Abgesandten Cholulas von niederem Adel seien; und wenn das Alte Raubtier so geringe Leute dazu ausersehen habe, so liege dem eine Absicht zugrunde, eine verletzende Herabsetzung und Mißachtung der weißen Götter. Doch Cortes schlug vor, darüber

hinwegzusehen. Mit Ausnahme von Avila, der seiner Wette mit Olid und Trujillo wegen auf den Krieg ungern verzichtete, stimmten die Feldobristen in der Ansicht überein, daß man die dargereichte Hand nicht ausschlagen dürfe; ungeachtet heftigen Einspruchs von seiten des Offenen Gesichts und anderer Fürsten gelang es Cortes, die widerstrebenden Tlascalteken zu überreden.

Nach längerer Beratung wurde den Abgesandten des Priesterkönigs eröffnet, das Friedensangebot sei vom Hohen Rat und die Einladung von den weißen Göttern angenommen, obgleich diese gewohnt seien, Gesandte von Fürstenrang zu empfangen.

25.

Am folgenden Morgen brach das kastilische und totonakische Heer nach dem südwestlich gelegenen Cholula auf und wurde mit Segenswünschen und Blumenspenden bis vor die Tore der Stadt vom Volk Tlascalas, vom Adel und von den Tetrarchen hinausbegleitet.

Viele Augen waren feucht, Segenssprüche wurden nachgerufen. Auf allen flachen Hausdächern standen Frauen und Kinder, warfen Blumen herab; und die Leuchtfarben ihrer Gewänder wirbelten flirrend in einem grellen Tausendblumenschein.

Die Silberfiligranstandarte Tlascalas und die Standarten der vier Könige wogten schwankend über dem Farbentaumel der überfüllten Straßen.

Ein Teil des tlascaltekischen Heeres — dreißigtausend Krieger, geführt von Piltecatl, Kriegsmaske, Fichtenzweig

und dem Truthahn — schloß sich dem Zuge an .
Nicht als ob Tlascala den eben erst verkündeten Frieden zu brechen beabsichtigte; aber der Freistaat machte sich Sorgen um Cortes und wollte seinen Untergang verhindern. Piltecatl hatte in der heiligen Stadt, wenn auch ehrerbietig vom Priesterkönig und seinem Hofstaat behandelt, das Volk auf den Gassen Drohungen ausstoßen hören, die über die Gesinnung gegen die Europäer keinen Zweifel ließen: nicht feige sich unterwerfende Weiber wie die Tlascalteken seien die Krieger Cholulas; und nicht die abgerichteten Pumas, nicht die Blitzwaffen und scharfschneidenden Waffen aus „weißem Kupfer" und auch nicht die bärtigen Gesichter schreckten sie, da von ihrem Stadtgott Quetzalcoatl in den alten Götterbüchern geschrieben stehe, daß er mit einer der großen Pyramide entsprudelnden Quelle die fremden Eindringlinge wegspülen könne . . .

Ganz frei von Angst waren die Tlascalteken nicht, es möchte etwas Wahres an den alten Prophezeiungen sein . . .

Eine Gebirgsfalte trennte die beiden feindlichen Staaten. Die Grenze — die Große Mauer — lag gleich jenseits der Paßhöhe. Der Abstieg, weniger steil als der Aufstieg, führte in eine sandige Ebene, die, im Gegensatz zu den engen Schluchten und Tälern Tlascalas, offen sich hinbreitete und nur in ziemlicher Entfernung von Bergketten umsäumt war. Wie Inseln aus dem Meer hoben sich aus der ockergelben Sandfläche dieses Am Kolibri-Wasser genannten Tafellandes drei große Städte, deren ragende Mauern je ein grüner Gürtel von Baumgärten

umringte, weiß und zart rosa blinkend empor: zunächst im Süden Cholula, mit seinen vierhundert Türmen und der riesenhaften Stufenpyramide; unweit davon im Westen Huexotzinco; und fern im Südosten Yuquane, die Hauptstadt von Tlachquiauhco.

Das Heer kam nur langsam voran. Die Artillerie auf den Paß hinaufzuschaffen war schwierig und fast schwieriger noch, sie auf schmalen, jähen Pfaden hinabzurollen; und nachdem jenseits die Ebene erreicht war, versank immer wieder die Singende Nachtigall im windgewellten Sandboden. Als die Sonne sich niedersenkte, stand erst die Vorhut unter den Mauern Cholulas.

Um nicht im Dämmerdunkel einziehen zu müssen, ließ Cortes in einiger Entfernung von der Stadt an einem Bache das Nachtlager aufschlagen.

Nach Mitternacht bezog der Armbrustschütze und Trompeter Rodriguez den Posten vor dem nördlichen Teil des Lagers. Er war ein schlichter Soldat ohne Poesie und Phantasie. Vor drei Tagen, bei der Beerdigung seiner Schwester Isabel, hatte er weder Rachegelüste noch Schmerz geäußert. Vielleicht war ihr Tod ihm doch näher gegangen, als er durch Mienen und Worte auszudrücken fähig war. Ein vorbeitrottendes Gürteltier machte ihn, den sonst so Gleichmütigen, zusammenzucken. Aus dem Gleichgewicht mußte seine Seele wohl geraten sein, daß er die Seltsamkeit der vierhundert gipsweißen Türme Cholulas gewahr ward, daß die Poesie der Nachtstille und des Mondlichts, wenn auch getrübt wie durch ein mattes Glas, in sein nüchternes Bewußtsein drang.

Ein schnell ausschreitender Mann war von der großen Mauer her herangenaht. Der Trompeter erkannte die Kleidung und Gestalt Aguilars und erzitterte als stünde ein Spukbild vor ihm.

„Was willst du von mir, Gespenst!" schrie er, und vor Angst dröhnte seine gewürgte Stimme.

Aguilar hatte große Mühe, ihn zu beruhigen, ihm zu beweisen, daß er lebe und atme. Schlotternd vor Entsetzen erwiderte Rodriguez immer von neuem: er wisse es ja doch, daß er Satan sei in Mönchsgestalt! Nimmermehr könne der lebende Aguilar von Norden, von Tlascala her kommen!

Da erzählte ihm Aguilar, wie er von Gonzalo Guerrero und den beiden mexikanischen Prinzen aus Mörderhand gerettet und durch mexikanisches Gebiet bis an das westliche Tor der Großen Mauer gebracht worden sei. In der Stadt Tlascala habe er Cortes nicht mehr angetroffen und sei, ohne sich Rast zu gönnen, sofort dem Heere nachgeeilt, da er eine äußerst dringliche Warnung dem General-Kapitän mitzuteilen habe.

Das Grausen des Trompeters schlug in Jubel um. Er zerdrückte dem Totgeglaubten die Hand, umarmte ihn.

„Eure Rückkehr, Frater, ist wichtiger als die Nachtruhe des Heeres. Ich will die Schläfer wecken, damit sie Euch feiern, wie sie den Piltecatl gefeiert haben!"

Und er nahm seine lilienförmige Trompete von der Schulter. Doch Aguilar ließ nicht zu, daß er sie an den Mund setzte.

Dann schritt Aguilar durch das schlafende Heer. Zelte

waren — mit Ausnahme einiger Offizierszelte — der einen Nacht wegen nicht aufgeschlagen worden. Die Soldaten lagen im weichen trockenen Sande. Der Mönch stolperte über Schlafende, mußte über sie hinwegschreiten, hinwegspringen, hinwegklettern. Mit einer nicht neidlosen Verachtung stellte er Betrachtungen darüber an, wie reichlich das Heer mit Frauen versehen war — dank der Freigebigkeit Marinas, die damals am Siegesturm dreihundert Opfermädchen verschenkt hatte. Weiberfeinde gab es nur wenige unter den Soldaten; ein Mädchen besaß fast ein jeder, und einige besaßen sogar fünf oder sechs — sei es von den Kameraden erhandelte, sei es auf den Sklavenmärkten Cempoallas und Tlascalas gekaufte Sklavinnen.

26.

Nicht alle schliefen. Aguilar kam an Diego de Ordás vorbei, der mit Doña Elvira, dem alten Heredia und einem cholultekischen Grenzwächter im Sande hockte und sich die Aussagen des Indianers übersetzen ließ. Und auch noch an einer wachen Gruppe kam er vorbei: ein Mann und zwei Frauen saßen da um ein Wachtfeuer herum und im Zwielicht des Mondscheins und der Holzflammen nähten sie. So auffallend war ihr emsiger Fleiß um diese Nachtstunde, daß Aguilar neugierig herantrat. Die Nähenden waren der verrückte Apotheker, Ines Florin und Rosita Muños. Während die beiden Frauen emporsprangen, dem Mönch die Hand zu küssen, blieb der Baccalaureus vertieft in seine Arbeit sitzen und machte von der unerwarteten Rückkehr des Verschollenen kein

Aufhebens. Die Frage des Fraters, was sie da schafften, beantwortete er mysteriös flüsternd und mit pedantischer Weitschweifigkeit. Man müsse sich nicht ins Bockshorn jagen lassen, fing er an, — sondern andere ins Bockshorn jagen. Mit Nadel und Zwirn schmiede er eine Waffe, die mehr Schrecken verbreiten werde als die Singende Nachtigall. Die Erfindung des Pulvers in allen Ehren — trotzdem sei noch immer das schrecklichste Mordinstrument, das bisher die Welt gesehen, das Haupt der Gorgo! Er sei nun dabei, einige zwanzig Medusenhäupter herzustellen . . .

Wie er das meine? fragte Aguilar.

Das sei nicht seine Schuld, wenn man seine Worte wörtlich nehme und dann zur Bildsäule des Erstaunens werde! entgegnete Ponce de Güelva. Er habe nicht behauptet, daß Medusa einen langen schwarzen Männerbart getragen habe. Und wie der Frater ja sehen könne, nähe er mit den beiden Jungfrauen an künstlichen Bärten. Also stimme der Vergleich wohl nicht? Doch, er stimme! Denn verglichene Dinge seien wie die Parallelen: sie begegnen einander in der Unendlichkeit, unglücklichen Liebenden vergleichbar, die an gebrochenen Herzen sterbend im Himmel vereinigt werden.

Was er mit den künstlichen Bärten vorhabe, fragte Aguilar.

Die Stadt Cholula in Stein zu verwandeln! erwiderte der Baccalaureus. Vom Fürsten Piltecatl habe er es erfahren, daß die Cholulteken mehr noch als die Feuerwaffen die bärtigen Gesichter der Europäer fürchteten.

Eine große Schwierigkeit freilich sei es gewesen, Haar zu beschaffen. Auf dem Markt zu Tlascala habe es Kaninchenhaar aber kein Menschenhaar zu kaufen gegeben. Doch man müsse sich zu helfen wissen . . .

Wie? fragte Aguilar.

Auf dem Wege hierher habe er einige Dorftempel durchsucht. Und wenn man die Kopfhaut geschickt zu lösen verstehe . . .

27.

Nachdem Cortes den Bericht Aguilars angehört, ließ er die Hauptleute und die Schwarze Blume in sein Zelt bitten. Vor ihnen mußte Aguilar wiederholen, was der Herabstoßende Adler ihm zu sagen aufgetragen hatte: daß zehntausend mexikanische Krieger in Cholula eingerückt seien, um das christliche Heer aufzureiben; und daß die eine der beiden nach Mexico führenden Straßen unterminiert, mit eingerammten spitzen Pfählen versehen und streckenweise durch hohe übereinandergeschichtete Baumstämme ungangbar gemacht sei.

„An dieser schlechten Kunde", bemerkte Cortes, „ist das eine tröstlich: daß sie vom mexikanischen Prinzen stammt — wodurch uns wieder einmal bewiesen wird, wie zerklüftet und in sich uneins das große Reich ist. Omne regnum in seipsum divisum desolabitur. Wir haben den Vorteil davon."

„Vorderhand sehe ich nichts als den Nachteil, Don Hernando — eine zehnfache Übermacht", meinte Francisco de Lugo.

„Mir soll's recht sein, wenn sich Cholula plündern lassen will!" platzte Olid heraus. Er hatte, wie immer, den Gesichtsausdruck eines hungrigen Raubfisches.

„Mexicos Adler und Jaguare", sagte die Schwarze Blume, „werden im Umkreis der heiligen Stadt heulen wie die Schakale und Wildkatzen, doch sie werden abwarten was Cholula tut, ehe sie sich der Spitze des Pfeiles ausliefern!"

„Das ist auch meine Ansicht!" rief Cortes. „Wollten wir jetzt umkehren, es würde als Eingeständnis unserer Schwäche gedeutet werden und wir wären verloren. Die Legende unserer Unbesiegbarkeit dürfen wir nicht zerstören — sie allein macht uns unbesiegbar."

Es wurde beschlossen, scheinbar ahnungslos in die Stadt einzuziehen, keinerlei Mißtrauen zu zeigen, dem König und dem Volk mit ausgesuchter Höflichkeit zu begegnen — dabei aber die Augen offen zu halten und für das Schlimmste gerüstet zu sein.

28.

Die Sonne hatte die vor den Osthimmel getürmten, zerfransten Bergzacken überklommen, als die sich schlängelnde langgestreckte Staubwolke des Heereszuges dicht vor den Toren der Stadt mit einer anderen Staubwolke zusammenprallte und zusammenfloß. Um den Söhnen der Sonne ein Willkommen zu bieten, hatte der Priesterkönig diesmal seine vornehmsten Würdenträger — Fürsten und Prinzen mit Türkismosaik-Stirnbinden — entboten. Unter den Abgesandten waren auch einige Mitglieder des Hohen

Rates, die vor kurzem noch voll wilden Hasses die Vertilgung der Fremden gefordert hatten; jetzt aber kamen sie als Freunde, überreichten Blütenzweige, weihräucherten mit Kopal. Mexikanische Flöten schrillten, Teponaztli-Trommeln dröhnten. Sklaven trugen Lebensmittel. Die Einladung, die heilige Stadt zu betreten, wurde feierlich wiederholt und aus freien Stücken die Erklärung abgegeben, daß Cholula sich unter die Botmäßigkeit des Herrn des Ostens, des großen Tlatohuani jenseits des Himmelswassers stelle und sich verpflichte, ihm alljährlich Tribut zu senden. Ein Pfeilschaft wurde erbeten (und gern bewilligt) — als Symbol der Pfeilbelehnung. Eiligst ließ Cortes die durch einen Lehnseid bekräftigte Unterwerfung vom Notar Godoy zu Papier bringen und mit amtlichen Siegeln versehen.

Nachdem die Cholulteken so viel, fast zu viel, Entgegenkommen gezeigt hatten, wagten sie es, eine Bitte vorzutragen. Sie bedauerten es als ein Zeichen von Mißtrauen, daß Cortes sich von dreißigtausend Tlascalteken — den Todfeinden Cholulas — begleiten ließ. Sie sprachen die Besorgnis aus, die Tlascalteken könnten, einstiger Mißhelligkeiten eingedenk, sich rächen wollen. Und sie ersuchten Cortes, ohne seine Bundesgenossen in die heilige Stadt einzuziehen.

Cortes verschloß sich diesen Gründen nicht, obgleich die eifervolle Unterwürfigkeit, mit der die Bitte vorgetragen wurde, ihn an die Warnung des Herabstoßenden Adlers gemahnen mußte. Doch noch hoffte er, die neuesten Untertanen seiner katholischen Majestät ohne Schwertstreich in Schach halten zu können; — und er war sich bewußt,

daß die Tlascalteken ihm die Ausführung dieser Absicht gewiß erschweren würden. Auch wenn es ihm nicht nahe gelegt worden wäre, hätte er sich genötigt gesehen, seine indianischen Freunde vor den Toren zu lassen.

Da er sich entsann, daß Olid beim Kriegsrat eine Plünderung der Stadt angeregt hatte, hielt er es für wünschenswert, auch Olid fernzuhalten. Er übertrug daher Olid den Oberbefehl über die indianischen Truppen und ordnete an, daß sie auf einer Wiese außerhalb der Mauern lagern sollten. Für den Fall, daß es wider Erwarten doch zum Blutvergießen käme, wurde ein Zeichen — drei Musketenschüsse — verabredet. Und um, wenn Straßenkämpfe stattfinden sollten, Freund von Feind, Tlascalteken von Cholulteken unterscheiden zu können, wurde auf Vorschlag Alvarados den Kriegern Tlascalas und Sempoallas anempfohlen, sich Girlanden aus Pfriemengras um den Kopfschmuck zu binden.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln verließ sich Cortes auf seine oft bewährte Fähigkeit, Menschen in seinen Bann zu ziehen. Zuversichtlich glaubte er, daß es ihm auch diesmal gelingen werde, Feindseligkeiten im Keime zu ersticken; und er sandte, weil er den Cholulteken einen Beweis seines Vertrauens geben und jeglichen Anlaß zu Mißtrauen ihnen nehmen wollte, den größten Teil des tlascaltekischen Heeres über die Grenze zurück. Unter den Gaben Montezumas wählte er buntgewirkte baumwollene Hemden und Papageienfedern, die — für die Kastilier wertlos — in dem von der Welt abgeschnittenen Tlascala überaus geschätzt wurden, und machte sie Don

Carlos=Kriegsmaske, Don Alfonso=Fichtenzweig und den anderen Fürsten beim Abschied zum Geschenk. Nur viertausend tlascaltekische Krieger mit ihren Heerführern Piltecatl und König Truthahn behielt er zurück und unterstellte sie, wie ebenfalls die von Tehuch und Cuhextecatl geführten totonakischen Truppen, der Oberaufsicht des Hauptmanns Cristóbal de Olid. Den Frater Aguilar gab er Olid als Dolmetscher bei; und er hatte nichts einzuwenden, als die Schwarze Blume es vorzog, sich dem König Truthahn und Piltecatl anzuschließen.

29.

In einer Sänfte Montezumas, von Sänftenträgern Montezumas getragen, verließ der Tempel=Feger das südliche Tor Cholulas, während Diego de Ordás — wie immer hundert Schritt dem Heere voraus — eben das nördliche Tor erreicht hatte. In einiger Entfernung von der Stadt ließ der Tempel=Feger die Tlamamas halten und er stieg einen kleinen Hügel hinan, von dessen Spitze aus er das steinerne Meer von Häusern und Tempeln überblicken konnte. Hoch und schlank stand er allein dort oben, die Augen mit der rechten Hand beschattend. Und ein selbstzufriedenes triumphierendes Lächeln glitt über sein Gesicht. Er sah, wie die Sandwolke der christlichen Nachhut allmählich im Tor verschwand, sich mit Kopalwolken innerhalb der Mauern vermischte. Was er erstrebt hatte, war erreicht: die weißen Götter waren in die Falle gegangen! Und Cholula, welches das blutige Festmahl rüstete, trug vor der Welt allein die Schuld, — nicht Mexico! Auch

das trügerische Cholula war betrogen, weil es auf seine Ratschläge gehört. Der Flüchtling aus Huexotzinco hatte Ursache, sich stolz zu fühlen: der Prinzessin Perlmuschel, der Schwägerin des Weltherrn, war er jetzt sicher! Mit unsäglicher Verachtung schaute er auf die vierhundert Türme hin, als sähe sein inneres Auge sie bereits in Flammen aufgehen. Und er selbst wohl hätte nicht zu sagen vermocht, für wen seine Verachtung abgründiger war, für die käuflichen Cholulteken oder die ahnungslosen weißen Götter.

30.

Unter den vom Apotheker hergestellten Bärten hatte sich die Amazone María de Estrada den dichtesten, schwärzesten und längsten ausgesucht; als er ihr, mit dem milchigen Saft eines Gummibaumes, an Wangen und Kinn geklebt worden war, glich sie der grotesk-süßlichen Majolikastatuette eines babylonischen Königs, mit rosa Gesichtsfarbe, grünlichen Augen und hellblonden Ringellocken. Auch der bartlose Velázquez de León hatte sich trotz Widerspruch von seiten Doña Violantes eine Bartperücke umgelegt und ebenso Sandoval, dessen kaum sichtbares flaumiges Schnurrbärtchen seinen Kameraden allzu wenig martialisch erschien. Die übrigen Bärte waren unter die jüngsten der Soldaten verteilt worden.

Wenn der Baccalaureus später behauptete, durch diese etwas kindliche Maskerade sei das Volk Cholulas betäubt und gelähmt worden, gleichsam versteinert von lauter Medusenhäuptern, — so war das allerdings eine Über-

treibung. Doch ein ungewohnter unheimlicher Anblick, kaum weniger unheimlich als das abgerichtete Raubtier Becerrico, als die Kartaunen, Basilisken, Schlangen und die bläulich leuchtenden Panzer, Helme und Schwerter aus weißem Kupfer (wie die Indianer das ihnen unbekannte Eisen der Europäer benannten), versetzten die trotzigen wilden Bärte und Bartperücken das fast völlig bartlose Volk in ein tiefes, an Grausen grenzendes Staunen.

Indes trotzdem, wenn nicht gerade deshalb, füllten Hunderttausende von Neugierigen die Straßen und standen dichtgedrängt zwischen dem Blättergrün der hängenden Gärten auf den flachen Dächern der reich verzierten aus Porphyr und Basalt erbauten Häuser. Die breiten Straßen, durch welche das einziehende Heer geführt wurde, waren mit Blumengirlanden geschmückt wie — drei Wochen früher — die engen ärmlichen Gassen Tlascalas. Nicht mit frenetischem Jubel wie dort, eher abwartend kühl grüßte die Menge, aber auch nicht feindlich. Frauen und Mädchen hielten fußhohe, aus den verschiedensten Blumen zusammengebundene Pyramiden — Abbilder des Haupttempels — in den Händen und reichten sie den Kastiliern als Begrüßungsgeschenk dar.

Die Cholulteken mußten wohl Meister der Verstellungskunst sein, ihre sprichwörtliche Höflichkeit, das von den satten Gesichtern nie weichende Lächeln verriet nicht, welche Gefühle sie für ihre Gäste hegten.

Diese waren geblendet, waren bezaubert.

Hatte Tlascala Sempoalla überstrahlt, so wurde Tlascala von Cholula gänzlich in den Schatten gestellt. Den

Kastiliern kam es vor, als hätten sie bis dahin nur Zerrbilder der mexikanischen Kultur gesehen. Sie begriffen nicht mehr, wie sie das barbarische Sempoalla hatten bewundern können, wie es möglich war, daß sie vor den Lehmziegelbauten Tlascalas an die Märchenstimmungen der Ritterromane erinnert worden waren. Das Märchen begann ja jetzt erst; von der Pracht Mexico-Tenuchtitlans gab ja zuerst Cholula eine Vorahnung. Die Totonaken waren ein niedrigstehendes Volk, kaum oberflächlich zivilisiert durch ihre Handelsbeziehungen zum fernen Mittelpunkt der aztekischen Kultur. Und das Bergvolk der Tlascalteken, kernhaft wie alle Bergvölker, aber auch wenig zu Wohlleben und Luxus geneigt, hatte in einem sechzigjährigen Kriege erkennen gelernt, daß für ein von Feinden bedrohtes Land Brot herzustellen wichtiger war als alles, was den Schönheitssinn befriedigt. Schlicht wie die Tracht der Tlascalteken waren ihre Wohnungen, ihr Hausgerät und auch ihr Schmuck — wenn er nicht, wie der Schmuck der Adelsgeschlechter, sei es ererbt sei es mexikanischen Kriegsgefangenen abgenommen war. In Cholula dagegen wetteiferten der durch Fremdenbesuch zuströmende Verdienst und die nicht immer ehrlich erworbenen Schätze der Handelsherren, Priester und Freudenmädchen mit dem älteren Reichtum der adligen Kriegerkaste; und selbst freigelassene Sklaven prunkten mit ihren Steinpalästen, ihrem schönen Hausgerät und ihren Kleinodien. Im rechtwinkligen Straßennetz der heiligen Stadt wogte eine begüterte, mit außerordentlich feinen Geweben und prachtvoll gemusterten Mänteln gekleidete Volksmenge.

Und auch das Korrelat des üppigen Reichtums fehlte nicht: zum erstenmal in der neuen Welt erblickten die Kastilier Bettler, zerlumpte, verwahrloste wie ihre Brüder in Europa, Haufen von Bettlern sogar, die an Tempeln und Betkapellen um eine Kakaobohne — die Scheidemünze Anahuacs — bittend die Hand ausstreckten.

Zu einem Kampf mit Blumengewinden — wie damals in Tlascala — fand Diego de Ordás keine Gelegenheit, da vorsichtshalber Cortes ihn ersucht hatte, auf das planlose Drauflosreiten in Cholula zu verzichten. Die Würdenträger, von denen im Auftrage des Alten Raubtieres die weißen Götter vor den Toren der Stadt empfangen worden waren, hatten auch die Führung beim Einzug übernommen und sie geleiteten das Heer einen seltsam langen Zickzackweg, indem sie gewisse Straßen mieden und durch andere Straßen mehrmals zogen. Die Länge des Weges hätte die Kastilier stutzig machen müssen, doch ihre Augen waren trunken von den Herrlichkeiten der Porphyrpaläste, der vierhundert Teocalli und der wunderbaren Großen Pyramide, des „Künstlichen Berges", dessen Spitze, im Blau des Himmels verankert, wie die Gletscherspitzen des Citlaltepetl im Westen und des Popocatepetl im Osten von jeder Straße aus vor den Beschauern emportauchte, erdrückend durch seine Schwere und der Schwere trotzend durch seine Höhe.

Ein kleinerer dem Ixcoçauhqui, dem gelbgesichtigen Feuergott, geweihter Tempel, ziemlich weit vom Künstlichen Berg entfernt, wurde dem Heer als Quartier zugewiesen. Vor dem mit menschengroßen Skorpionen gezierten Haupt-

portal der Tempelummauerung breitete ein Yuccabaum seine gespenstischen Äste.

31.

Gegen Mittag erhielt Cortes den Besuch des Alten Raubtieres. Mit einem glänzenden Gefolge, mit Räucherpriestern, Fürsten, Prinzen und Beilträgern kam der Priesterkönig in einer abenteuerlichen Tracht von metallblanken, seitwärts starrenden, emporstrebenden, aufwärts lodernden Quechol- und Quetzalfedern, die seine schlanke Gestalt und sein Haupt wie eine riesenhafte Aureole von roten und goldgrünen Flammen umhüllten. Eine türkisene Binde — das Zeichen der Königsmacht — war um seine Stirn gebunden. In der Hand hielt er das Tlatocatopilli, das königliche Zepter. Als einzigen Schmuck trug er auf der Brust, an einer Halskette aus Nephritperlen, die kleine Trommel aus Gold, welche der Zornige Herr ihm jüngst durch den Tempel-Feger hatte überbringen lassen. Die untere Hälfte seines Gesichts bis zur Nase war karminrot, die obere Hälfte hellgelb geschminkt; rings um die Augen war je ein großer Stern gemalt. Sein bis zu den Knöcheln herabreichendes Gewand — an der linken Seite geschlitzt, so daß es einen schmalen Streifen der Körperhaut unbedeckt ließ — war mit eingewirkten blauen Kreuzen verziert.

Er reichte Cortes eine vollblütige Palmenrispe.

Seit uralters galt bei allen chichimekischen Völkern der ältere der beiden Priesterkönige von Cholula — der Tlalchiach, „der obere Herr“, der zugleich der Hohepriester

war — als eine Inkarnation des Gottes Quetzalcoatl. Der Glaube an Seelenwanderung war allgemein verbreitet in Anahuac. Die Verstorbenen kehrten nicht nur als Kolibris zur Erde zurück, sie wurden auch wiedergeboren. Ein Wiedergeborener hieß Yn oppatiuh „Er, der zweimal kommt".

Wenn bis vor kurzem noch das Alte Raubtier sich gesträubt hatte, Cortes — den weißen Gott — gastlich aufzunehmen, so war das begreiflich, da er selbst der wiedergeborene weiße Gott war. Freilich hatte die Grüngefiederte Schlange des chichimekisch gewordenen Cholula nur noch wenige Züge mit dem alten sanften Heilbringer der toltekischen Zeit gemein. Dem Kreuzträger Cholulas wurden alljährlich sechzigtausend kleine Kinder geschlachtet.

Die Rivalität der beiden Heilbringer trat beim kurzen Höflichkeitsbesuch nicht in Erscheinung. Taktvoll unterließ es Cortes, darauf hinzuweisen, daß er gekommen sei, Cholula zu beglücken und die Tränen der Witwen und Waisen zu trocknen. Er begnügte sich, seiner Freude Ausdruck zu geben, daß das Alte Raubtier sich Don Carlos de Austria, dem Könige aller Könige, unterworfen, und erwähnte nur so nebenbei, daß ein Untertan seiner Majestät die Ehrenpflicht habe, seine christlichen Gäste mit Gold, Juwelen und Lebensmitteln zu versehen. Leider seien dem Heer beim Einzug mehr Blumen als Speise und Trank gereicht worden; von Blumen aber könnten seine Soldaten nicht leben.

Während dieser Rede blieb das Gesicht des Priesterkönigs regungslos wie damals, als Piltecatl ihn mit Kreide

bemalte. Sowie er aber zu sprechen anfing, tat er es mit einer gewinnenden lächelnden Höflichkeit, die offensichtlich Zeugnis davon ablegte, daß seinem Gedächtnis die weiße Schminke gänzlich entschwunden war.

Einem Räucherpriester nahm er den Weihrauchlöffel aus der Hand, entnahm seinem Kopalbeutel weißes Harz und hüllte Cortes in duftende Wolken. Er entschuldigte sich: seinem Vorsteher des Hauses der Schätze habe er Auftrag gegeben, Anstalten zu treffen, daß Geschenke — der Götter würdige Geschenke — bereitgestellt würden; bei seinem zweiten Besuche wolle er die Edelsteine den Göttern darbringen. Auch werde er seinen Vorsteher des Hauses der Teppiche auf einem Holzstoß verbrennen lassen, weil er für die Beköstigung der Götter nicht genügend gesorgt, weil er die Götter habe hungern lassen.

Er versprach schleunige Abhilfe und verabschiedete sich mit undurchdringlicher Liebenswürdigkeit.

Als Marina äußerte, die Worte hätten doppelsinnig geklungen, wollte es Cortes nicht wahr haben: es sei undenkbar, meinte er, daß ein Kazike solche Anspielung wagen und noch obendrein lächelnden Mundes vorbringen würde. Doch gab er zu, daß einige der Wendungen verschiedene Deutungen zuließen.

Bald danach stattete der junge Vogelsteller und seine Mutter, die Königin-Witwe, einen Bewillkommnungsbesuch im Ixcoçauhqui-Tempel ab.

Wie seinerzeit im Weißen Mondgefilde brachte auch diesmal der verliebte Prinz einen riesenhaften Strauß für Marina mit. Vier zierliche Begleiterinnen seiner Mutter

schleppten keuchend das Blumenungetüm, erlagen beinahe der Last.

Nachdem er eine Begrüßungsrede an Cortes gerichtet, ihm einen Zweig mit „Blumen-des-roten-Herrn" gereicht und Kopal aufs Räucherbecken gestreut hatte, wandte er sich an Marina, erklärte ihr ganz unbefangen seine Liebe und eröffnete ihr, daß er entschlossen sei, sie zu ehelichen, sie zur Priesterkönigin von Cholula zu machen.

So verdutzt waren Cortes, seine Hauptleute und Marina, daß ein peinliches Schweigen entstand. Ein Schweigen, das zur Kränkung wurde, je länger es währte. Da Cortes eine Möglichkeit sah, den jungen Priesterkönig gegen das Alte Raubtier auszuspielen, lag ihm viel daran, den Jüngling nicht zu verstimmen. Aber Marina konnte er ihm freilich nicht abtreten.

Er ließ ihm sagen: Jeden anderen Wunsch würde er ihm erfüllen, — doch seien die Christen auf dem Wege nach Mexico und könnten auf die Dolmetscherin nicht verzichten.

Der Vogelsteller murmelte etwas vom Unglückstag, den der Kalender-Priester für ihn gewählt . . . Und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Da griff die Königin-Witwe ein und warb für ihren Sohn.

Sie glich einem verkleideten Mann (während ihr Sohn einem geschmeidig-hageren Mädchen glich). Ihre königliche Frauentracht aus feinstem schleierdünnem Gewebe hing reizlos am mächtigen knochigen Körper und bildete einen grotesken Gegensatz zu ihrem kühnen, kriegerischen, nicht

unschönen Gesichtsausdruck. Sie hatte ein Tlaxapochtli, ein schwarzes rundgeschnittenes Pflaster auf der linken Wange. Ihre Stimme war tief und männlich. Wie eine Drohung trug sie ihre Bitte vor.

Sie sei nicht gewillt, erklärte sie, nun auch ihren Sohn zu verlieren, nachdem sie eben erst ihren Gemahl verloren. Die Liebesgöttin Xochiquetzal, die Weberin, habe das Herz ihres Sohnes mit Fäden umsponnen, und nun sterbe ihr Sohn an ungestillter Liebessehnsucht. Als seine Mutter verlange sie, bestehe sie darauf, daß Malintzin sich durch ein Versprechen verpflichte, sein Weib — wenn auch nicht jetzt gleich — zu werden, da niemand außer ihr den Kranken heilen könne.

Um Zeit zu gewinnen, ließ Cortes ihr erwidern: Marina sei Christin und sei sein Patenkind, — das besage, daß er dem Schöpfer der Welt verantwortlich sei für ihre Seele. Daher müsse er sich erst mit dem Obersten der Christenpriester, dem Pater Olmedo, beraten, ob es anginge, daß sein Patenkind einen heidnischen König heirate. Augenblicklich aber habe sich Pater Olmedo zum außerhalb der Stadt lagernden Heer Cuhextecatls begeben, um einem sterbenden, von einer giftigen Eidechse gebissenen Totonaken Zuspruch und die letzte Ölung zu erteilen.

Mutter und Sohn gaben sich damit zufrieden. Beim Abschied brachte Cortes den Wunsch vor, vom Vogelsteller durch die Stadt geführt zu werden. Er wollte dem Jüngling Gelegenheit geben, einige Stunden in Marinas Gesellschaft zu verbringen, auf daß die Weberin Xochiquetzal sein Herz noch mehr umspinne.

Cholula war von den kunstreichen Tolteken gegründet worden, lange bevor die ersten fellbekleideten Chichimeken (ihre Gegner skalpierend und mit Skalpen sich die Gürtel schmückend) in Anahuac eingefallen waren. Und auch die Priesterkönige, die einen gemeinsamen Vorfahren hatten, rühmten sich, vom toltekischen Königsgeschlecht abzustammen: die Königin Quetzalblume, die Ehebrecherin, hatte nach einem Volksaufstand ihren Gatten den Weißen Adler, den König Tulas, verlassen und war, als sie in Cholula Zuflucht suchte, vom Hohenpriester, dem Großen Stinktier, verführt worden; ihm hatte sie den „Wissenden", den Ahnherrn der Könige Cholulas, geboren.

Aber viel weiter zurück in eine nebelgraue Vergangenheit wo es noch keine Tolteken gab, in das Zeitalter der Wasser-Sonne, führten die Überlieferungen vom Ursprung des großen Pyramidentempels. Sie wußten von der Flut zu erzählen, durch welche die Riesen, die ersten Bewohner Anahuacs, teils den Tod fanden, teils in Fische verwandelt wurden. Nur sieben Brüder mit ihren Frauen retteten sich in die Höhlen eines Berges. Und einer dieser Riesen, Xelhua, der Baumeister, der Stammvater der Olmeken, errichtete, als die Wasser sich verlaufen hatten, dem Berge zum Gedächtnis, der ihn und seine Brüder beherbergt hatte, einen künstlichen Berg an dem Orte, wo späterhin die Stadt Cholula entstand. Von seinen Söhnen, Enkeln und Enkelkindern ließ er die Ziegel brennen und herbeischleppen. Höher und höher stieg die Pyramide empor, bis sie an die unterste der

dreizehn Schichten des Himmels stieß. Da entsetzten sich die Himmelsgötter, und um die Vermessenheit Xelhuas zu strafen, schleuderten sie Feuer und Sturmwind auf das Gebäude herab, welches, wie eine rote Knospe emporwachsend, mit der Knospe des Weltalls zu wetteifern schien. Zerstört wurde die Pyramide durch Flammen und Wind — das Zeitalter der Wind-Sonne begann damals. Auf den Trümmern des zerstörten Tempels erbauten dann später im Zeitalter der Erden-Sonne die Cholulteken die neue Große Pyramide und weihten sie ihrem Stadtgott Quetzalcoatl, der Grüngefiederten Schlange — angeblich weil der Zusammenbruch des ersten künstlichen Berges durch Wind verursacht worden war. Denn er, der Gottmensch, der weiße bärtige Heilbringer, galt — nach dem schmerzvollen Ende seiner schmerzvollen Erdenfahrt — als Gott des Windes, des Atems, der alle Welten durchflutenden Luft und daher auch des Geistes und des fühlenden Herzens. Er war das atemgebende beseelende Prinzip, welches, wenn auch physischen Kräften überlegen, zart und gebrechlich ist und nur durch Askese, durch strenge Selbstüberwindung sich gegen eine bestialische Welt behaupten kann. Dem bösen kampflüsternen Prinzip, dem Gotte des unerbittlichen Himmels, Tezcatlipoca, hatte der milde Büßerkönig aus Tula weichen müssen. Und als er seine Kostbarkeiten, Bücher und Flöten im Quellbrunnen versenkt und, begleitet von seinen Anhängern und allen Singvögeln der Gärten Tulas, das Land der Sehnsucht Tlillan-Tlapallan suchend in die Nähe der Stadt Cholula gekommen war, hatten ihn die Bürger festgehalten und gezwungen, des Landes Krone zu

tragen. Jahrelang war er dort geblieben, ein gefangener König und Gott — bis er mit nur vier Jüngern auch aus Cholula floh und am südöstlichen Weltmeer sich in einer Steinkiste verbrannte. In die Unterwelt stieg er hinab für vier Tage, war vier Tage lang ein Knochen. Bevor aber sein Herz zum Morgenstern geworden und seine Asche in der Gestalt von Löffelreihern und Blumenvögeln mit strahlendem Gefieder in alle Winde geflogen war, hatte er den Völkern Anahuacs zum Wahrzeichen der Gesittung, die er ihnen gebracht, das Kreuz — genannt „der Baum unseres Fleisches" — errichtet und als erster selbst angebetet.

33.

Am Fuße des Künstlichen Berges standen Cortes, Marina und Velázquez de León, während der Vogelsteller diese Legenden erzählte. Überwältigend war die Steinmasse, der Umfang und die Höhe der Pyramide, die aus Lehm und Ziegeln erbaut, mit einer Schicht von Porphyrquadern überkleidet war. Am Fundament dreizehnhundertsechsundachtzig Fuß lang, verjüngte sie sich in neun Absätzen, rührte an das Blau des Himmels. Ein Prozessionsweg schlang sich wie ein Band, allmählich ansteigend, mehrmals um die Pyramide, führte von Terrasse zu Terrasse bis zum „Menschenwürgeplatz" auf der obersten Plattform und dem turmartigen Sanktuar mit dem vergoldeten Kupferdach. Und steil beinahe senkrecht wie ein Wasserfall über abstürzende Felsen, senkte sich vom Menschenwürgeplatz eine doppelte — durch eine Blutrinne geteilte — Treppe von hundertundzwanzig äußerst hohen Stufen herab.

Priester mit langen Zöpfen in schwarzen Mänteln und mit weißen Knochen in den durchbohrten Nasen schritten auf der obersten Plattform hin und her, nackte Neophyten trugen Brennholzbündel für Feueropfer. Die Höhe der Pyramide machte sie winzig wie Ameisen. Auch die Tempelsänger droben schienen meilenfern; ihr Gesang aber senkte sich in der klaren Luft herab wie Farbenfäden sich in ein stilles Wasser senken; und dem Ohr so nah klang der Gesang, daß Marina die Worte Cortes übertragen konnte. Es war ein vor Jahrhunderten entstandenes, der altertümlichen Sprache wegen kaum noch verständliches Lied von Quetzalcoatl, dem leidenden Gott.

In Tula stand jenes Säulenhaus.
Er färbte sich das Gesicht rot, er zerkratzte sich,
Der Schlangenfedrige.
Er ist fortgezogen, in die Ferne weichend,
Der Vierstrahlige, Unser Herr,
Schon beklagt man ihn mit Muschelhörnern —
(Wehe, unsere Kinder!) —
Schon geht er, um hinzuschwinden dorthin nach Tlapallan, wehe!

Dorthin, nach Cholula dort,
Folgten wir ihm in die Gegend des Sternberges.

„Ins Land der Stummen am Ostmeer werde ich kommen;
Schon komme ich als Löffelreiher;
Ich mische mich unter Aschenstaub;
Ich mache mich mir selbst zur Jagdbeute!"
Abschied nehmend sprach so mein Gott.
Eine eiternde Wunde hinterläßt er mir —
Ich bin im Netz eine Blume!

Ein Berg stürzt zusammen —
Mehr noch ward sein Weinen am Meeressande.
„Ich gedenke ihrer!"
Abschied nehmend sprach so mein Gott.
Eine eiternde Wunde hinterläßt er für mich —
Ich bin im Netz eine Blume!

Wehe, wehe, wehe, wehe!
Wer wird sein in deinem Hause, der es schmückt?
Wer wird sein, der im Hause Fürst ist?
Verlassen ist jetzt Tula, ist Nonohualco!

Als er trunken war, weinte der Fürst wie eine Eiterwunde.

Stein und Holz ward geschrieben gegen Tula:
Daß dort der König, der Vierstrahlige, Unser Herr,
Umkommen müsse. Darum wird weinen, der zum Knechte wird.

Doch wir im Türkishaus, im Schlangenhaus,
Wir sind verarmt
Dort in Tula, wo er geherrscht hat
Der Vierstrahlige, Unser Herr.

Die schwermütige Melodie des Gedichtes belastete die Herzen der Zuhörer. Eben noch hatte Cortes über die Turmbau-Legende gespöttelt und an Velázquez die Frage gerichtet: aus welchem Grunde wohl der Teufel die heiligen biblischen Geschichten in die Neue Welt gebracht — denn wer außer dem Teufel konnte es getan haben! Hatte er doch sogar diese Rothäute gelehrt, ihre Säuglinge bei der Namengebung mit Wasser zu begießen, also gewissermaßen zu taufen. Ob wohl seine satanische Majestät nur aus Freude an der Lüge, Verzerrung, Entstellung, Pro-

fanierung den Cholulteken zugeflüstert habe, ihre Vorfahren hätten erlebt, was Jehova die einsprachige Menschheit in Babel erleben ließ? . Doch schon ohne Spott hatte Cortes dann zugehört, als der Vogelsteller vom asketischen Heilbringer sprach. Der Gesang vollends hatte ihn nachdenklich gestimmt. Und plötzlich fand er eine Antwort auf seine Fragen: der Teufel glaubte der Hölle Vorschub zu leisten, während er doch nur dem Himmel nützte. Gott wollte, was der Teufel zu wollen meinte. Auch die Passion Quetzalcoatls war Lüge, Verzerrung, Profanierung; und die Stufen des Leidensweges Tula, Cholula, der Sternberg und Nonohualco (das Land der Stummen am östlichen Ozean) erinnerten an Gethsemane, Jerusalem, den Ölberg und Golgatha. Vier Tage lang weilte auch Quetzalcoatl in der Totenwelt und war ein Knochen vier Tage lang. Doch entgegen den Absichten des Teufels — Cortes erklärte das Marina und und Velázquez — war gerade durch diese Profanation der Boden für die christliche Lehre wie auch für den Sieg der christlichen Waffen vorbereitet. Ein eigentümlicher Zufall hatte es gewollt, daß die ersten auf hohen Wasserhäusern heransegelnden weißen Götter Francisco Hernández de Córdova, dann Juan de Grijalva und ebenso schließlich Cortes an der selben Stelle im Lande der Stummen (der die Maja-Sprache redenden Völker) am östlichen Meeresgestade, in Tabasco nämlich, gelandet waren, wo Quetzalcoatl seine Pilgerfahrt geendet und voll Sehnsucht nach dem jenseits des Ozeans gelegenen Tlillan-Tlapallan hinweggeschwunden war. Fast noch wunderbarer

war das Spiel eines anderen Zufalles. Quetzalcoatl trug den Beinamen „Eins Rohr"; er war, der Überlieferung nach, im Jahre „Eins Rohr" — im Jahre 895 unserer Zeitrechnung — zum Morgenstern geworden; für das Jahr „Eins Rohr" war seine Rückkunft geweissagt; und tatsächlich, nach zwölfmaliger Wiederkehr des zweiundfünfzigjährigen Zyklus, fiel das prophezeite Datum Ce acatl „Eins Rohr" auf das Jahr 1519, das Jahr, in welchem die weißen Götter, die Enkel des weißen Gottes, nach Mexico zogen.

34

Cortes hatte allen Grund dem Teufel — el Demonio — dankbar zu sein. Hier in Cholula, in der Stadt des Dulderkönigs, kam es ihm erst voll zum Bewußtsein, durch welch eine Kette von unerhörten Fügungen ihm der Weg geebnet worden war. Ohne ein Mystiker zu sein, fühlte er sich doch als Werkzeug Gottes, als Strafer und Beglücker, ja sogar als Heilbringer — wie jener rätselhafte Mensch, der in Tula keine Opfer außer Schmetterlingen und Blumen geduldet hatte.

„Ich will mein Ebenbild sehen!" sagte er plötzlich halb im Scherz zu Velázquez. „Kommt, laßt uns die Treppe hinaufsteigen Ich will mich im Spiegel sehen. Ich will wissen, wer ich bin."

Marina teilte dem Vogelsteller den Wunsch des General-Kapitäns mit. Der junge Priesterkönig warf einen scheuen Blick auf die große Volksmenge, die neugierig und wenig respektvoll die Fremden umlagerte. Da Marina erriet,

was ihn zögern machte, erbat sie sich seine Führung und seinen Schutz. Ihr die Bitte abzuschlagen, brachte er nicht über sich.

Keuchend kletterten sie die hundertundzwanzig ellenhohen Stufen hinauf und wurden, auf dem Menschenwürgeplatz angelangt, durch den herrlichen Blick auf die Stadt, auf die Ebene, auf die den Horizont umgürtenden Berge belohnt. Im Osten wölbten sich die Schneehäupter des Sternberges und des Viereckigen Berges, im Norden wurden die düsteren Syenitfelsen der Berge Tlascalas von der Maid-mit-dem-blauen-Hüfttuch schneeweiß überragt; im Westen blinkten sonnenbestrahlt die Gletscher der Weißen Frau und des Rauchenden Berges, dessen abgeschmolzene Schneekappe durch eine neue ersetzt war. An einer großen basaltenen Opferblutschale vorbei führte der Vogelsteller die Christen in die Gotteshütte.

Das Betreten des Heiligtums war Fremdlingen verboten; ein Blick des jungen Priesterkönigs indes bewirkte, daß die vor dem karminrot bemalten Balkenportal des Sanktuars aufgestellten Priester den Eingang freigaben.

Mit einem Scherzwort auf den Lippen war Cortes in den halbdunklen Raum eingetreten. Noch während er über den Menschenwürgeplatz schritt, hatte er lachend zu Velázquez geäußert: „Ich wette, daß er mir ähnlich sieht, dieser weiße Gott! Und wenn nicht — auch in einer Fratze kann man sich wiedererkennen . . .“

Jetzt stand er vor seinem Ebenbild und sah das Omen, das er mit kecker Lustigkeit dem Schicksal abgefordert hatte.

„Tod und Teufel!“ kam es von seinen Lippen.

Das überlebensgroße, mit Juwelen behängte Götzenbild aus dunkelgrauem Basalt stellte ein Doppelwesen dar. Zwei Köpfe trug es auf nur einem Rumpf. Nach rechts blickte der Löffelreiherkopf Quetzalcoatls, des Gottes des Lebens und des Atmens; nach links blickte mit kreisrundem Augapfel und weit vorzüngelnder Zunge der Totenschädelkopf Mictlan-Tecutlis, des Totengottes. Der nach rechts ausgestreckte Arm trug ein mannshohes Zepter mit einer gebogenen Schlangenkopfkrücke. Der nach links ausgestreckte Arm, der eine Knochenrassel hielt, war von Geschwüren zerfressen, wie ebenfalls das linke Bein.

Und mit Blut — mit verharschtem und auch frischem Blut — bespritzt waren der Fußboden und die Wände des Heiligtums, mit Blut beschmiert war der Doppelkopf. Erst vor wenigen Stunden waren Menschenopfer gefallen . . .

Schweigend gingen Cortes, Marina und Velázquez hinaus, schweigend stiegen sie die Treppe der Pyramide hinab.

Velázquez de León befreite sich mit dem Ausruf:

„Welche Scheußlichkeit! Ich wünschte, wir könnten heute schon diesen Götzen zertrümmern!“

„Wer Götzen zertrümmert, bringt der Welt den Tod, ist der Tod! Das habe ich heute gelernt!“ sagte Cortes tief verstimmt. Und dann den Kopf in den Nacken werfend fügte er fest hinzu: „Gegen Drachen kämpft man aus Erbarmen erbarmungslos! . . .“

Marina sagte nichts. Sie schielte nach dem verdüsterten Gesicht des Geliebten. Seine Pein zerpeinte sie. Und sie

fand das rechte Wort nicht. Mehrmals hatte sie das Schweigen brechen, Tröstendes sagen, ihm zuflüstern wollen: „Sei Heilbringer und kümmere dich nicht darum, ob hernach die Menschen dein Bild mit Blut besudeln! . . .“ Sie selbst wollte ja durch ihn ihrem Heimatland Erlösung bringen — gewiß nicht den Tod, sondern ein neues besseres Leben. Wäre er der Würgengel ihres Volkes, — eine wieviel fluchwürdigere Verwüsterin wäre sie, die geborene Aztekin! . . . Das durfte nicht sein. Sie wies den Gedanken von der Schwelle ihrer Seele. Doch das auszusprechen vermochte sie nicht. Sie fühlte, daß in dieser Stunde jedes Wort einen falschen Ton hatte, daß jedes Wort als beschönigende Abwehr erscheinen, als Bestätigung des bösen Omens kränkend sein würde.

Und so schwieg sie, zerfressen von Selbstvorwürfen, weil sie schwieg.

35.

Die Nacht und der darauf folgende Vormittag vergingen ohne Zwischenfall. Kein gutes Zeichen war es allerdings, daß die vom Alten Raubtier in Aussicht gestellten Lebensmittel dem Heer nicht gebracht wurden, statt dessen nur Holz zum Feuern und Wasser zum Kochen. Als Cortes, um Klage zu führen, sich den Besuch des Alten Raubtiers erbat, ließ dieser ihm antworten: er sei erkrankt und könne daher nicht kommen. Und auch der Vogelsteller brauchte, als Cortes nach ihm gesandt, die gleiche Ausrede. Der dem Kaiser geleistete Lehnseid war allzubald vergessen.

Hatten sich die Cholulteken am ersten Tage zu Tausenden eingefunden, so mieden sie jetzt in weitem Umfange das Quartier der Götter. Die wenigen, die sich in die Nähe der Schildwachen wagten, grinsten frech und herausfordernd.

Am Nachmittage trafen drei Boten, Schnelläufer — keine Gesandten —, aus Tenuchtitlan ein. Sie suchten die zwanzig Hofbeamten aus dem Roten Berg — welche der Rollende Stein den Christen als Begleiter mitgegeben hatte — auf und besprachen sich lange Zeit mit ihnen. Eine Mißachtung des General-Kapitäns war es, daß sie sich nicht zuerst zu ihm hatten führen lassen. Cortes ließ sie vor sich kommen und stellte sie zur Rede. In ungebührlichem Ton erwiderten sie: ihr erster Auftrag habe den Leuten aus dem Roten Berg gegolten; ihr zweiter aber laute so: der Zornige Herr rate den weißen Göttern Tenuchtitlan zu meiden, denn nicht genug Mais enthielten die Kornkammern der Inselstadt, ein so großes Heer zu ernähren.

Mit faszinierender Liebenswürdigkeit stellte darauf Cortes die Frage: wie es möglich sei, daß ein so hochgestellter Herr tagtäglich seine Absicht ändere? Übrigens hofften die Christen, sich selbst beköstigen zu können. Und er zöge ja aus keinem anderen Grunde nach Mexico, als bloß um Montezuma die Hände zu küssen . . .

Für diesen grimmen Humor hatten die Boten kein Verständnis. Schroff forderten sie einen sofortigen Bescheid, da sie ohne Verweilen zum Herrn der Welt zurückkehren müßten.

Doch Cortes ließ sich nicht verleiten, ihre Schroffheit mit gleicher Münze zurückzuzahlen. Er beschenkte sie mit kleinen Spiegeln und Taschenmessern und höflich erbat

er sich eine Frist, um die Antwort an Montezuma mit seinen Feldobristen beraten zu können.

Die Boten versprachen bis zum nächsten Morgen zu warten.

Doch einige Stunden darauf wurde Cortes gemeldet, daß sowohl die Boten wie auch alle zwanzig Mexikaner aus dem Roten Berg spurlos verschwunden seien.

Das waren böse Anzeichen. Voreilig war das Hauptheer der Tlascalteken entlassen worden, befand sich bereits jenseits der Großen Mauer. Cortes sandte heimlich einen der totonakischen Tlamamas (welche die Geschütze in die Stadt geschafft hatten) nach Tlascala ab und ließ den Prinzen Kriegsmaske auffordern, unverzüglich in die Nähe Cholulas zurückzukehren.

36.

Am späten Nachmittage schlenderte der schöne Namenlose mit seiner kleinen Sklavin durch die Straßen Cholulas. Seit der Nacht an der torre de la victoria, wo er unter den dreihundert verschenkten Opfermädchen sich dies schüchterne Kind ausgewählt hatte, war Tlauan-Xochitl, die Berauschende Blume, sein Schatten, wich nicht von seiner Seite — fähig für ihn in den Tod zu gehen aus schrankenloser Dankbarkeit dafür, daß er ihr das Mädchentum gelassen und sie menschlich, brüderlich, gütig behandelte.

Eine Cholultekin war sie. Schon den Tag zuvor, gleich nach dem Einzug, hatte er sie durch Doña Elvira fragen lassen, ob sie Verwandte in der Stadt habe. Sie hatte bejaht und ihn vor ein stattliches, vornehm aussehendes

Haus geführt. Doch als sie eingetreten waren, hatte sich's gezeigt, daß fremde Leute jetzt das Haus bewohnten. Sie war nicht sonderlich enttäuscht gewesen.

Hätte er es ihr freigestellt, ihn zu verlassen, — sie wäre bei ihm geblieben. Glücklich war sie, daß er ihr erlaubte, ihm eine Schwester zu sein, ihm die tiefen Kummerfalten zu glätten mit ihrem kindlichen Geplauder. Sie sprach aztekisch und er sprach spanisch — nach mehr Verständigung sehnten sich beide nicht.

Einen Widerschein der anderen, die ihm allzu lieb gewesen war, sah er in ihrer kindlichen Gestalt, ihren orchideenhaft geschweiften Lippen. Tödliches Gift waren seine Küsse jenen anderen Lippen gewesen; Todsünde seine Blicke jenen feuchten Augen; ein grünes Feuer seine Sehnsucht, das jener anderen Herz zu Asche gebrannt hatte. Nie wieder wollte er das Feuer entzünden. Die Liebe, die er für dies Kind empfand, war nicht Liebe, war ein Licht ohne Feuer. Nicht minder hell und um so reiner darum.

Sie waren über einen kleinen Marktplatz gegangen, wo ausschließlich Töpferwaren verkauft wurden — die in Anahuac so geschätzten, schöngemusterten Majoliken Cholulas. Feindliche Augen sah der Namenlose auf sich gerichtet. Früh am Morgen war Ordás durch die Stadt geritten, seine Grauschimmelstute hatte gescheut, war über den Töpfermarkt gerast und hatte viele Stände in Scherbenhaufen verwandelt.

Der Namenlose und die Berauschende Blume bogen in eine menschenleere Gasse ein. Zwei ältere, beleibte Männer mit roten Sonnenschirmen kamen ihnen entgegen. Plötz-

lich faßte die Berauschende Blume nach dem Handgelenk des Namenlosen, krampfte sich an ihn. Sie zitterte vor Erregung.

Mein Vater! rief sie aus.

Und dann stürzte sie auf den einen der beiden Cholulteken zu, hing schluchzend und lachend an seinem Halse. Er gleichfalls lachte, liebkoste, streichelte, küßte sie, während ihm Tränen über die Backen liefen. Und sein Begleiter bückte sich lachend, den zu Boden gefallenen roten Sonnenschirm aufzuheben und wischte sich verstohlen die Augenwinkel trocken.

Der Vater der Berauschenden Blume hatte selbst sein einziges Kind an Sklavenhändler verkauft. Das war vor einem Jahr gewesen, als er die Nachricht erhalten, daß eine große von ihm nach Michuacan ausgesandte Handelskarawane von Räubern überfallen und geplündert worden sei. Umsonst war sein Papieropfer vor Jacatecutli, dem Herrn der Nase, dem Händlergotte, gewesen. Der reiche Kaufherr war über Nacht zum Bettler geworden. Die Gläubiger setzten ihm zu. Seine Kleinode veräußerte er, doch sie genügten nicht, seine Schuld zu decken. Ein Kleinod, das vierzig Mäntel wert war, besaß er noch — sein Kind. Er liebte es über alle Maßen, aber seinen ehrlichen Händlernamen liebte er noch mehr. Er war ein Lump, trotz seines ehrlichen Namens.

Eigenhändig kleidete er die Vierzehnjährige, putzte sie heraus wie eine Prinzessin. Weiße Drachen waren in das dunkelgelbe, rockartige Hüfttuch gewebt; ein reich verziertes rotes Schmetterlingsmuster schmückte das befranste,

mit Glöckchen versehene dreieckige Schultergewand. Er selbst färbte ihr das schwarze Haar mit „Blaukraut", kämmte ihr das Haar nach Art des Haarputzes der jungen Dirnen —: gescheitelt auf der linken Seite und in kleinen Zöpfen dicht über dem linken Ohr als Knoten aufgesteckt, fiel es nach rechts hin offen auf die rechte Schulter herab.

Und er war zufrieden wie ein Künstler mit seinem Kunstwerk. Er verschluckte Tränen, während er sein Kind so verschönte. Mit Mühe gelang es ihm, den Kummer vor der stolz Lächelnden zu verbergen. Wohin er sie führe, ihr zu sagen, fand er den Mut nicht. Er war sich bewußt, daß er ein Lump sei, und weinte mehr über sich als über sie. Und dann strahlte er wieder, weil sie so liebreizend war und als Gutgewaschene gewiß bald einen Käufer finden werde.

Nachdem er sie dem Sklavenhändler übergeben, lag er drei Wochen krank zu Bett.

Ein halbes Jahr darauf kehrte seine Handelskarawane unversehrt und mit großem Gewinst nach Cholula zurück. Falsch war die Nachricht gewesen, daß die Tlamamas ermordet und die Waren geraubt worden seien. Er war reicher als vordem. Doch alle Nachforschungen nach der kleinen Gutgewaschenen blieben ergebnislos.

Jetzt endlich hatte er sein Kind wiedergefunden.

37.

Abseits stand der Namenlose und wartete, daß der Rausch der Freude und Rührung sich austobte. Schließlich ermatteten Weinen und Lachen, die Ausrufe wurden

seltener, häufiger die Fragen. Das Mädchen zählte ihre Erlebnisse auf und sprach von ihm, ihrem Herrn und Retter. Das Unwahrscheinliche, kaum Glaubliche berichtete sie —: daß er sie geschont, sie nicht zu seiner Beischläferin gemacht habe. Betroffen sahen sich der Vater und der Oheim an, blickten scheu nach dem schönen weißen Mann mit dem vergoldeten Bronzehelm — einen ähnlichen Helm hatte Quetzalcoatl getragen; im Schatzhaus Montezumas wurde das Waffenstück aufbewahrt. Und auch keusch war der weiße Gott gewesen . . . Es mußte wohl wahr sein — das Kind beteuerte es ja . . .

Die beiden dicken Händler gingen auf den Namenlosen zu und umarmten ihn, küßten ihm die Hände; knieten inmitten der Gasse nieder, küßten ihm die Füße. Sie sprachen allerlei, und so viel verstand er aus ihren Gebärden, daß sie ihn in ihr Haus einluden. Er lehnte nicht ab. Unweit in derselben Gasse stand das Haus.

Über eine Stunde lang — nachdem sie zuerst am Herdfeuer ein Wachtelopfer dargebracht — bewirteten sie den Namenlosen mit Ananas, Kaktusfeigen, Haselnüssen und tranken ihm mit Octli und mit Kräutertränken zu. Er mochte den etwas fauligen Geruch des Pulque nicht; dafür kostete er Honigwein — der aus zerquetschten pflaumengroßen Honigameisen bereitet wurde — und Tannenzapfenwein, Nopalfruchtwein, Palmensirup, sowie Yauhtli — eine Art Wermut — und fünferlei aus berauschenden Giftpilzen gebraute Getränke. Doch er nippte nur, um zu kosten; bloß aus Wißbegier.

Seine Gastgeber aber tranken und tranken, bis ihnen die Augen verglasten.

Der Namenlose gab zu verstehen, daß er aufbrechen müsse. Sie ließen sich's nicht nehmen, ihn nach Hause zu begleiten. Überzärtlich, in trunkener Dankbarkeit hielten sie seine Schultern umfaßt, schritten rechts und links von ihm, schwankten und stolperten. Die Berauschende Blume ging sittsam und verlegen hinterdrein.

Am Yuccabaum vor dem Skorpionentor des Ixcoçauhqui-Tempels, wo das kastilische Heer lagerte, verabschiedeten sie sich nicht. Sie wollten sehen, ob ihr Kind gut untergebracht sei. Der Namenlose erwirkte ihnen trotz der späten Stunde die Erlaubnis, das Lager zu besichtigen. Nachdem er sie umhergeführt, setzte er sich mit ihnen in die Marketenderstube. Die Feuerlilie regalierte sie mit Pulque.

Zufällig trat die Gattin des Weißhändigen, Doña Elvira, ein und vernahm die Unterhaltung der beiden Kaufherren, die diese ganz unbefangen führten, im Glauben, niemand der Anwesenden könne sie verstehen. Erst allmählich begriff Doña Elvira wie ungeheuerlich das war, was sie da erlauschte. Die beiden Trunkenen entwarfen einen Plan, die Berauschende Blume in Sicherheit zu bringen, damit sie beim Christengemetzel nicht in Gefahr komme, welches am folgenden Tage stattfinden sollte . . .

Doña Elvira schlich hinaus und eilte zu Marina.

38.

Cortes, von Marina sofort in Kenntnis gesetzt, ließ sich die beiden Kaufherren vorführen. Überaus geschmeichelt

fühlten sich die Trunkenen, daß der Oberste der weißen Götter sie empfing, sich mit ihnen in ein Gespräch einließ. Er gewann ihr Herz durch seine Güte und Leutseligkeit, er beschenkte sie mit Glasperlen, die sie für fremdartige jenseits des Himmelswassers gewachsene Edelsteine hielten. Zuerst ließ er durch Marina keine Fragen an sie stellen — das hätte sie nur kopfscheu gemacht. Er lobte den Namenlosen, daß er so edel an seiner Sklavin gehandelt habe; jetzt sei er sogar bereit, die Berauschende Blume dem Vater zurückzugeben. Mit dieser Ankündigung schürte Cortes ein helles Geloder von Dankbarkeit an und goß dann Öl ins Feuer, indem er zwei große Grünsteine verschenkte — Symbole seiner Herrlichkeit, war ihm doch in Tlascala der Ehrenname Chalchihuitl, der Grünstein, verliehen worden, der auch Quetzalcoatls Beiname war. Wenig geschätzt in Europa, wurde der grüne Nephrit oder Jade von den Völkern Anahuacs kaum minder hoch geachtet als der Quetzaliztli, Grünfederstein, genannte und oft mit Chalchihuitl verwechselte Smaragd. Wie Wachs schmolzen die Herzen der beiden Berauschten. Da begann Cortes Falsches und Erdichtetes vorzubringen. Man habe ihm gesagt, es seien dreißigtausend mexikanische Krieger in den Häusern Cholulas untergebracht, um über die Christen herzufallen. Zum Widerspruch gereizt, erklärten darauf die beiden Kaufherren, es befänden sich bloß fünftausend Mexikaner in der heiligen Stadt und die wenigsten seien in den Häusern versteckt, die meisten vielmehr in den unterirdischen Kammern der Großen Pyramide. Auf ähnliche Weise

lockte Cortes allmählich aus ihnen erschreckende Einzelheiten über den beschlossenen und von langer Hand vorbereiteten Hinterhalt heraus. Er erfuhr, daß außer den im Künstlichen Berg verborgenen Kriegern ein mexikanisches Herr von zehntausend Mann südlich von Cholula in Bergschluchten auf der Lauer lag, um, wenn nötig, den Kämpfern in den Straßen zu Hilfe zu kommen und die Flucht der Christen zu verhindern; daß die Vornehmen ihre Frauen und Kinder in der vergangenen Nacht heimlich aus der Stadt gebracht hatten; daß viele Gassen durch Balken verrammelt, andere durch Gräben und Wolfsgruben und eingerammte Pflöcke ungangbar gemacht waren; daß Häuser in Festungen verwandelt waren, daß auf den Hausdächern Steine und Pfeile und Wurfspieße aufgehäuft lagen; daß Montezuma, ermutigt durch seine Götter Tezcatlipoca und Huitzilopochtli, angeordnet hatte, möglichst alle weißen Götter lebend und gefesselt nach Tenuchtitlan zu schaffen und bloß zwanzig von ihnen in Cholula auf der Adlerschale zu schlachten; und daß mehrere leerstehende Häuser bis zum Dach angefüllt waren mit Stricken, Riemen und Stangen, um die große Zahl christlicher Opfersklaven aneinanderzubinden, an den Oberarmen zusammenzuschnüren.

Mit freundlichen Dankworten und einem Geschenk von zwanzig totonakischen Mänteln entließ Cortes die Kaufherren. Gleich darauf versammelte er seine Hauptleute, Fähnriche wie auch die verläßlichsten unter seinen Soldaten zu einem nächtlichen Kriegsrat in dem geräumigsten der Tempelsäle.

Sein Entschluß stand fest; doch er wollte nicht allein die Verantwortung tragen.

39.

Die Beratung hatte kaum erst begonnen, als sie wegen der Ankunft von drei als Bauern verkleideten Totonaken aus Olids Lager unterbrochen werden mußte. Mehrere Stunden lang hatten sich diese Totonaken in dunklen Gassen umhergetrieben, um auszukundschaften, ob und welche Vorbereitungen für einen Überfall von den Cholulteken getroffen seien. Sie hatten in einigen Straßen frisch aufgeworfene, mit lockerer Erde aufgefüllte Gräben entdeckt, die offenbar den Zweck hatten, die Reiter zu Fall zu bringen. Und sie hatten zwanzig dreijährige Kinder den Passionsweg der Großen Pyramide hinaufschreiten sehen, hatten aus der Ferne mit angeschaut, wie die zwanzig Kinder geschlachtet wurden. Solch ein nächtliches Kinderopferfest pflegte sonst nur am Vorabend großer Ereignisse, vor allem bei Kriegsausbruch, auf Bergspitzen veranstaltet zu werden. Die Große Pyramide Cholulas galt als Berg — als der künstliche Berg.

Während Alvarado und die meisten Hauptleute der Ansicht waren, die Aussagen der beiden Kaufleute seien durch die Beobachtungen der Totonaken voll bestätigt, widersprach Diego de Ordás. Sein Idealismus sträubte sich, an die Tücke eines Volkes zu glauben, das den Überbringer der weißen Schminke auf so ritterliche Weise unversehrt gelassen und eben erst sich freiwillig durch einen Lehnseid zur Treue verpflichtet hatte. Wegen ihrer Trunken-

heit, meinte er, könne man die Händler nicht als einwandfreie Zeugen gelten lassen; und falls die Totonaken nicht aus Furcht Gespenster gesehen, so bewiesen einige aufgewühlte Straßen nichts; und erst recht nichts die Prozession der zwanzig Kinder — in einer Stadt, wo alljährlich sechzigtausend Kinderherzen dargebracht wurden.

Sandoval, Velázquez de León und Luis Marin stimmten ihm zu, daß es geraten sei, sich vorerst mehr Gewißheit zu verschaffen, ehe man folgenschwere Entschlüsse fasse. Dagegen wollte Alonso de Avila unverzüglich — es war um Mitternacht — losschlagen und dem Überfall durch einen Überfall zuvorkommen.

Da langten acht Tlascalteken an, die ebenso wie die Totonaken bald nach Sonnenuntergang, als Feldarbeiter verkleidet, sich in die Stadt geschlichen und gekundschaftet hatten. Sie trugen in den Beratungssaal einen Mann herein, der einer Leiche mehr glich als einem lebenden Menschen. Es war jener erste Bote Tlascalas, welcher mit dem Auftrag abgeschickt worden war, den Besuch der weißen Götter anzukündigen. Das Alte Raubtier hatte ihn einkerkern, ihm die Haut von den Händen abschinden lassen. Von den grauenvollen Qualen hatte kein schneller Tod ihn erlöst, langsam siechte er hin; abgefault war das Fleisch der Hände, eingetrocknet das braune Sehnengeflecht um die weißen Fingerknochen. Nachdem der Tempel-Feger den Friedensschluß mit Tlascala, die Heimsendung Aguilars und Schutz für den von Grenzwächtern bedrohten Piltecatl gefordert und erwirkt hatte, war auch der Bote aus seinem Holzkäfig entlassen worden.

Doch von der Erlaubnis, nach Tlascala zurückzukehren, hatte er keinen Gebrauch machen können. Ein schwer kranker Mann hatte er sich fortgeschleppt, war durch die Straßen der fremden Stadt geirrt, und war schließlich in einer Gasse, wo fast nur Bettler wohnten, zusammengebrochen. Seiner erbarmt hatte sich eine alte Frau, die als Wäscherin sich kümmerlich ernährte. In ihr Haus hatte sie ihn aufgenommen und ihn gepflegt, dann aber als Entgelt verlangt, daß er aus seiner Verkrüppelung Nutzen ziehe. Am Eingang eines der Opfertempel hatte er seitdem unter Bettlern als Bettler gelebt.

Während die Tlascalteken dies berichteten, wurde Marina vom Knaben Santa Clara, ihrem Pagen, abberufen. Geheimnisvoll flüsternd teilte er ihr mit, daß in ihrem Gemach eine verschleierte cholultekische Edelfrau auf sie warte und sie unter vier Augen zu sprechen wünsche.

40.

Das Erstaunen Marinas war nicht gering, als sie, alleingeblieben mit ihrem Gast, an der dunklen Stimme und den männlichen Bewegungen erkannte, daß ihre verschleierte nächtliche Besucherin niemand anders war als die Mutter des Vogelstellers, die Königin-Witwe von Cholula.

„Mein Täubchen," fing die Königin an, „du weißt es: die Göttin, die Weberin, hat sich an den Webstuhl gesetzt und meinem Sohn, dem Fürsten der Priester, das Herz umgarnt. Wenn du stirbst, so stirbt auch er. Darum komme ich, dich zu retten, dich vor der fürchter-

lichen Gefahr zu bewahren. Ich habe dich liebgewonnen, Täubchen, du tust mir leid und ich will nicht, daß du stirbst. Im Haus der Silberreiher, meinem Palast, sollst du Schutz finden."

„O meine Mutter," fragte Marina, „von welcher Gefahr sprichst du? Wovor willst du mich bewahren? Ich weiß von keiner Gefahr. Bin ich hier nicht vollkommen sicher, in dieser gastfreundlichen Stadt, wo du und dein Sohn und lauter Freunde der weißen Götter wohnen?"

Da erzählte ihr die Königin, daß Montezuma und das Alte Raubtier beschlossen hätten, alle Christen — sowohl die weißen wie die schwarzen Götter, sowohl Männer wie Frauen — umzubringen. Nichts von den Vorbereitungen für den Hinterhalt verschwieg sie. Und alle Einzelheiten, die Marina durch geschickt gestellte Fragen aus ihr herausholte, bestätigten die Aussagen des Vaters und des Oheims der Berauschenden Blume.

„O meine Mutter," sagte Marina, „ich will das Weib deines Sohnes werden. Die Göttin, die Weberin, hat auch mich umsponnen. Beschütze mich im Hause der Silberreiher, deinem Tecpan, nimm mich mit, gute Mutter. Ich bin bereit, dir zu folgen."

Und mit vielen Dankesbezeugungen küßte sie die Hände der Königin.

„Deine Worte sind süßester Honig für mein Herz, mein Täubchen. Ich habe eine Sänfte und Sesselträger für dich mitgebracht!" sagte die Königin.

„Noch trage ich die Sklavenfeder im Haar und den

Sklavenstrick um den Leib, Mutter! Klug muß ich zu Werke gehen, damit die weißen Götter meine Flucht nicht merken. Ich besitze viele Mäntel und viel kostbares Geschmeide, Halsketten und Armringe. Die Mäntel kann ich nicht fortschaffen, — aber arm und dürftig will ich nicht die Frau des Fürsten der Priester werden. Darum warte hier auf mich — und ich will gehen, meine Edelsteine und Edelfedern holen."

Aus dem Gemach tretend, befahl Marina ihrem Haushofmeister, die Tür durch zwei Posten bewachen zu lassen. Darauf lief sie in den Tempelsaal, wo der Kriegsrat abgehalten wurde.

41.

Außer Atem — so schnell war sie gelaufen — trat Marina in den von Harzfackeln erleuchteten Saal. Ein wüstes Stimmengewirr schlug ihr entgegen. Alle schrien durcheinander, überkreischten sich, unbeherrschte, hemmungslose, verwilderte Freibeuter die sie waren. Feuerrot glühten die Köpfe und die in der Luft fuchtelnden Hände und geballten Fäuste. Seit der Meuterei an den moskitobedeckten Sanddünen hatte sich der Zwiespalt im Heer nie so unverhüllt gezeigt, waren die Meinungen nie so wütend aufeinandergeplatzt.

Gestritten wurde über zwei Vorschläge, die sich gegenseitig ausschlossen. Avila verfocht die Ansicht, man dürfe keine Zeit verlieren, man müsse sofort losschlagen, die schlafende Stadt überrumpeln und, um die verbündeten Tlascalteken zur Raserei zu bringen, ihnen unverzüglich

den Boten mit den entfleischten Händen zuschicken. Lugo dagegen, dem in dieser Nacht der Humor geschwunden war, erklärte es für Wahnsinn, in der Mausefalle, wo sie sich befänden, einem hundertfach überlegenen Feind die Stirn zu bieten und verlangte, Cortes solle das Heer nach Tlascala zurückführen.

Unter den Teilnehmern des Kriegsrates waren die beiden Ansichten ziemlich gleich verteilt; und da keine Mehrheit war, wollte der Streit kein Ende nehmen.

Schließlich erzwang sich Cortes Gehör. Er lehnte den Antrag Lugos als unausführbar bei Nacht, als unklug und überflüssig ab; bald nach Sonnenaufgang werde Prinz Kriegsmaske — wie der an ihn gesandte Tlamama zurückgemeldet habe — mit fünfundzwanzigtausend Tlascalteken vor Cholula erscheinen. Für nicht minder unklug halte er daher auch Avilas Forderung — abgesehen davon, daß die nächtliche Finsternis den Kastiliern eher hinderlich als förderlich sein würde; er habe vor, den verkrüppelten Boten erst am Morgen an Piltecatl zu senden, falls sich's bis dahin herausstellen sollte, daß das Blutvergießen nicht zu umgehen sei. Wenn er auch zugebe, daß die durch Aguilar überbrachte Warnung des Herabstoßenden Adlers und die Mitteilungen der trunkenen Händler merkwürdig übereinstimmten, so sei er doch nicht völlig von der Schuld Cholulas überzeugt; Guatemoc sei als Mexikaner und Vetter Montezumas verdächtig; und man könne nicht wissen, ob die beiden Händler nicht im Auftrag einer Partei gesprochen. Beunruhigend seien ihre Aussagen, aber nicht beweisend.

Daß sich Marina im Beratungssaal befand, war infolge des Tumultes nicht beachtet worden. Und da gleich darauf Cortes zu reden begonnen hatte, war sie abwartend an der Tür stehen geblieben. Jetzt trat sie an ihn heran und raunte ihm etwas zu. Die Veränderung in seinem Gesicht während des kurzen Gesprächs war so auffallend, daß es im Saal totenstill wurde. Alle Augen waren auf ihn und auf sie gerichtet.

Im schummerigen Fackellicht war nicht zu erkennen, ob Cortes sich verfärbt hatte. Er nickte nachdenklich. Und dann bat er Marina, den Versammelten mitzuteilen, was zwischen ihr und der Königin-Witwe gesprochen worden war.

Marina erstattete den Bericht. Nun war kein Zweifel mehr möglich. Die eben noch heiß gestritten, getobt und gebrüllt hatten, saßen still und kleinlaut da.

Cortes gab Befehl, die Königin vorzuführen.

Keine Angst, keine Verlegenheit verriet sie, während sie mit ihrem Männerschritt in den Beratungssaal trat. Neugierig musterte sie die Versammelten.

Doch als Cortes ihr durch Marina Fragen vorlegen ließ, verweigerte sie die Auskunft. Auf unwürdige Weise zwangen Avila und sein Gefolgsmann Pedro López, der Arkebusier, die Königin zu reden, indem sie ihr je einen Dolch vor die Augen hielten.

Nachdem alle Fragen beantwortet waren, ordnete Cortes an, daß sie als Gefangene bewacht und gehindert werde, in Cholula ein Geschrei zu erheben. Während man sie hinausführte, verfluchte sie Marina, die Verräterin.

Marina lächelte entgeistert. Sie war Christin, sie brauchte den Fluch, mit dem die Rache des Kriegsgottes Camaxtli auf ihr Haupt herabbeschworen wurde, nicht zu fürchten. Und doch war ihr nicht wohl zumute.

42.

Auf die Stille im Saal folgte nun von neuem ein Sturm. Der Sprecher der Erregten und Ängstlichen war — wie einst an den Dünen — der fette Dominikanermönch und Lizentiat Juan Díaz mit den wulstigen Lippen. Er ging in seiner Forderung weiter als Francisco de Lugo: nicht nach Tlascala bloß sondern an die Küste nach Vera Cruz müsse Cortes sein viel zu kleines Heer zurückführen. Denn selbst wenn es gelänge, alle Gefahren zu bannen und in Mexico einzuziehen — nimmermehr werde das Heer aus Mexico herauskönnen, welches so viel größer als Cholula und noch dazu von Wasser umgeben sei. Vor Gott und vor dem Kaiser sei Cortes verantwortlich für fünfhundert Menschenleben und habe nicht das Recht, sie seinem Ehrgeiz zu opfern.

Die Wogen, die diese Worte aufgepeitscht hatten, brandeten lange und wurden von Velázquez de León, Alvarado und Ordás durch überhitzte Gegenreden immer wieder aufgewühlt.

Da erhob sich Cortes zu einer kurzen Entgegnung.

„Von Heimkehr zu sprechen, meine Herren, hatte einen Sinn, bevor wir die Schiffe verbrannten. Seitdem ist unser Heereszug mit Widerhaken versehen wie eine Harpune. Tiefer und tiefer hineinstoßen läßt sich die Harpune

— zurückziehen nicht! Gehen wir einen Schritt zurück, so verliert Tlascala den Glauben an uns und fällt von uns ab. Und selbst die Totonaken, ausgeliefert an Montezuma und gezwungen von ihm, werden über uns herfallen. Dann gelangt keiner von uns bis an die Küste; und auch die Besatzung von Vera Cruz wird unser Schicksal teilen . . . Ist jemand von Euch, der das widerlegen kann?"

Es meldete sich keiner. Auch hatte Cortes keine Widerlegung erwartet. Er fügte einige aufmunternde Sätze hinzu. Den Verzagenden riet er, sich von Pater Olmedo das heilige Sakrament reichen zu lassen — war doch schon einmal, in der Nacht vor der großen Tlascaltekenschlacht, fast das gesamte Heer zum Abendmahl gegangen.

Dann schärfte Cortes äußerste Vorsicht und Wachsamkeit ein; keiner der Soldaten dürfe in dieser Nacht schlafen; mehrere Ronden müßten ununterbrochen in den Tempelhöfen unterwegs sein und alle Posten verdoppelt werden.

Auf das Dach des dem Tempeleingang zunächst gelegenen Priesterballspielhauses wurden Kartaunen hinaufgeschafft, um das Tempelgebäude und jenseits der steinernen Umfassungsmauer die Straßen und Gassen bestreichen zu können.

43.

Mictlan-Tecutli, der Gott der Nebeltoten, stieg aus dem neunten der Totenreiche zur Erde empor und wanderte durch die nachtleeren Gassen und Marktplätze Cholulas. Er begegnete dem Todesengel der Christen. Von Haus

zu Haus ging der Todesengel und versah die Häuser mit Blutzeichen.

„Was tust du?" fragte der Totengott.

„Ich bezeichne die Häuser, welche vernichtet und verbrannt werden sollen, mitsamt ihren Bewohnern."

„Auch ich komme, die weißen Männer dem Verderben zu weihen", sagte der Totengott. „Einer von uns muß weichen — ich oder du!"

Sie rangen miteinander. Der Todesengel rang den Totengott nieder.

„Ich weiche dir", sagte Mictlan-Tecutli. „Doch das sage mir erst: Ist dein Tun besser als meines? Bist du stärker als ich, weil du schön bist und tausend Augen auf den Flügeln hast? Mein Volk kann nur leben, wenn deines stirbt; — und dein Volk kann nur leben, wenn meines zugrunde geht. Sollten wir uns nicht lieber verbünden und die Erde kahl machen? Ist sie das Leben wert, welches sich nur tötend erhalten kann?"

„Wir beide sind Diener des Lebens", erwiderte der Todesengel. „Wir beide sind Gärtner: wir roden und reuten aus, um für das Leben Platz zu schaffen."

„Wessen Leben?" fragte Mictlan-Tecutli. „Des einen Leben ist des anderen Tod. Jetzt verstehe ich, was dich zum Sieger macht über mich — deine Heuchelei!"

Und hinab in die neunte Hölle fuhr Mictlan-Tecutli.

Doch die Häuser wußten nicht, daß sie mit Blut gezeichnet waren. Und auch die Menschen in den Häusern wußten es nicht. Im Vertrauen auf den Beistand des Zornigen Herrn schliefen sie furchtlos, träumten von einem

Opferfest, bei welchem das Fleisch von zwanzig weißen Göttern in Mais verbacken verteilt wurde als heilige Speise. Strahlend wie immer glitzerten Rigl, Sirius, Aldebaran, Capella und Algol auf die verlorene Stadt herab.

Die Kastilier aber durchlebten eine entsetzensvolle Nacht. Wieviel auch an Gefahren sie in ihrem Abenteuerleben bestanden hatten, wie oftmals sie sich selbst auch aufgegeben hatten angesichts unvermeidlich scheinender Vernichtung — nicht nur beim Verzweiflungskampf vor Tlascala, auch früher schon in Kuba und auf dem Isthmus, am Darien, bei den Perleninseln des Pazifischen Ozeans, in Veragua oder am Valsafluß — ein Kinderspiel war alles einstige Grausen im Vergleich zu dieser Spannungsqual während der schleichenden zerrenden Nachtstunden. Sie waren nicht Kinder, die der Gefahren spotten können, weil sie ahnungslos und verantwortungslos sind. Die Mehrheit der Kastilier waren erprobte, wetterharte, sturmgewohnte Landsknechte. „Wir haben Furcht, weil wir Männer sind" — diesen prachtvollen Ausspruch tat Bernal Diaz, der Galante, in dieser Nacht.

44.

Bald nach Sonnenaufgang schickte Cortes die acht Tlascalteken mit dem mißhandelten Boten an Olid ab.

Bis gegen sieben Uhr morgens wartete Cortes. Ein Angriff war nicht erfolgt. Ausspäher, welche auf dem Turmdach des Ixcoçauhqui-Sanktuars postiert waren, hatten noch immer nicht die Nachricht heruntergerufen,

daß Kriegsmaske mit dem Hauptheer der Tlascalteken auf den nordöstlichen Gebirgspfaden zu sehen sei. Aber auch vom Heranrücken eines mexikanischen Heeres meldeten sie nichts. Die Stadt schien ruhig zu sein.

Cortes beschloß, nicht länger auf Kriegsmaske zu warten. Einen Hofbeamten — kenntlich durch seine reiche Kleidung als Magazinverwalter —, der zufällig am Tempeltor vorbeiging, ließ er hereinbitten, beschenkte ihn mit Glasperlen und beklagte sich bei ihm über das unhöfliche Benehmen der beiden Priesterkönige. Er habe tags zuvor um ihren Besuch gebeten; und da sie mit nichtigen Entschuldigungen sich zu kommen weigerten, habe er ihnen mitteilen lassen, er werde — um ihnen nicht länger zur Last zu fallen — heute bald nach Sonnenaufgang die heilige Stadt verlassen, vorausgesetzt daß sie ihm die erforderliche Anzahl von Lastträgern für die Fortschaffung der großen Feuerwaffen und des Gepäcks zur Verfügung stellten. Darauf sei keine Antwort erfolgt. Und bis jetzt hätten die Lastträger sich nicht blicken lassen; und auch die Könige hielten es nicht einmal der Mühe wert, Abschied von ihm zu nehmen. Unbegreiflich sei es ihm, daß sie ihn dermaßen haßten oder fürchteten, da er doch der Stadt nichts Böses getan habe.

„O Grüner Stein", sagte der Magazinverwalter mit verlegenem Lächeln, „ich weiß, daß nicht die Furcht, daß nicht die Scheu sie abhält, dir Blumen zu bringen, Abschied von dir zu nehmen. Zweitausend Tlamamas und Krieger stehen bereit, dich zu begleiten, mit dir zu ziehen in das Land der Seen. Und wenn ich mich zu den

beiden Tlatoanis begebe, sie herzubitten, werden sie sicherlich dich besuchen kommen."

Der Magazinverwalter entfernte sich. Kaum eine Viertelstunde später nahten die beiden Priesterkönige mit dem Hohen Rat, den Würdenträgern und Hofbeamten und dem Adel Cholulas, alle in Prachtgewändern und, der Wohlhabenheit der Stadt gemäß, überreich blitzend von Juwelen. Ihnen auf dem Fuß folgten fünfhundert Tlamamas und fünfzehnhundert cholultekische Krieger.

Sie wurden durch das vom gespenstischen Yuccabaum beschattete Skorpionentor in den ersten großen Tempelhof eingelassen. Sogleich, nachdem sie sich innerhalb der Mauer befanden, ließ Cortes dieses Haupttor wie ebenfalls zwei seitliche Tore durch dreißig Hellebardiere besetzen.

Das ganze Christenheer war längs der Umfassungsmauer, teils auch vor mehreren, den Tempelhof umgrenzenden Priesterwohnungen kampfgerüstet aufgestellt. Die Hauptleute und Reiter saßen zu Pferde, sprungbereit. Alonso de Mesa, Bartolomé de Usagre, Juan Catalán und der Levantefahrer Arbenga standen mit Lunten in der Hand an den geladenen Geschützen.

Es stellte sich heraus, daß zusammen mit den Hofbeamten auch die drei kürzlich verschwundenen mexikanischen Boten in den Tempelhof gekommen waren.

Cortes ersuchte die Priesterkönige, den Rat der Alten und die drei Mexikaner mit ihm in das Adlerhaus des Tempels zu treten. Er wollte ihr Leben schonen, damit nach beendetem Kampf vertragsfähige Leute in Cholula

seien, mit denen Frieden, womöglich ein Bündnis geschlossen werden könnte.

Im Saale des Adlerhauses bemächtigte sich des Vogelstellers eine krankhafte Erregung. Er wollte wissen, wo seine Mutter sei; ob Marina nicht nachts den Besuch seiner Mutter erhalten? Spurlos verschwunden sei sie, und auch die Sesselträger, die mit ihr das Haus der Silberreiher verlassen hatten, seien verschwunden. Und er beschwor Marina, ihn zu seiner Mutter zu führen.

Unschlüssig was zu antworten, ob sie es ableugnen, ob sie es zugestehen solle, fragte sie Cortes.

„Heute haben wir keine Zeit für dies Muttersöhnchen!" rief er unwillig und wandte sich den drei mexikanischen Boten zu.

„Euren großen Montezuma habe ich bisher für meinen Freund gehalten. Den Worten, die er mir sagen ließ, habe ich geglaubt. Denn im Lande des Ostens, von wo ich herstamme, lügen die Könige nicht — wie konnte ich annehmen, daß der größte Herrscher des Westens ein Lügner sei? Doch seit gestern weiß ich es und habe den Beweis dafür. Aufgedeckt ist der Vernichtungsplan. Nichts verbirgt sich meinen Augen und Ohren. Montezuma war es, der mir den Weg über Cholula anraten ließ, sein Wunsch war es und ist es, daß Cholula mein und meines Heeres Grab werde!"

Obgleich die Worte an die Mexikaner gerichtet waren, fühlten die Cholulteken, daß die Anklage ihnen nicht minder galt als dem Zornigen Herrn. So niedergeschmettert waren sie, so versteinert von Entsetzen, daß keiner, auch

das Alte Raubtier nicht, einen Versuch sich zu rechtfertigen machte. Wozu auch! der weiße Mann wußte alles — er mußte doch wohl ein Sohn der Sonne sein!

Mexikanischer Hochmut half den drei Boten über den anfänglichen Schrecken hinweg. Sie leugneten vom Hinterhalt zu wissen; sie wiesen die Annahme empört zurück, daß Montezuma die Hand im Spiele habe. Sei doch Cholula von Montezuma mehrmals aufgefordert worden, die weißen Götter aufzunehmen als wären sie Könige von Anahuac und ihnen ein sicheres Geleit bis vor die Tore Tenuchtitlans zu geben. Sei Böses geplant, so sei es gegen den ausdrücklichen Wunsch Montezumas geplant. Zum Schluß wollten die Boten von Tezcatlipoca und Huitzilopochtli gestraft werden, falls sie die Unwahrheit sprächen.

Auf die freche Ableugnung war Cortes gefaßt gewesen. Sie gab ihm die Handhabe, ein Exempel zu statuieren und dennoch die sogenannte Freundschaft Montezumas — ohne die er in Tenuchtitlan nicht einziehen konnte — sich zu erhalten. Ja, er spielte sich sogar als Verteidiger Montezumas auf, obwohl er wußte, daß die Kunde vom grauenvollen über Cholula verhängten Strafgericht, von Ort zu Ort, von Land zu Land wandernd wie eine erstickende Giftwolke, dazu bestimmt war, dem Herrn der Welt das Herz zu lähmen.

Inzwischen waren die drei Mexikaner mit den Cholulteken in Streit geraten. Gegenseitig warfen sie sich vor, Anstifter des geplanten Hinterhaltes zu sein. Empört riß sich das Alte Raubtier die goldene Trommel, das Bestechungsgeschenk Montezumas, vom Halse und schleuderte

sie den Mexikanern vor die Füße. Streng unterbrach Cortes ihr leises giftiges Gezänk.

„Womit habe ich euren Verrat verdient!" herrschte er das Alte Raubtier und den Vogelsteller an. „Keinem eurer Untertanen habe ich ein Leid getan, wie ein Freund habe ich euch geliebt. Meine tlascaltekischen und totonakischen Bundesgenossen ließ ich, weil ihr es wünschtet, außerhalb der Tore. Ich war bereit, früher als beabsichtigt, hinwegzuziehen, um euch von der Last der Gastfreundschaft zu befreien. Doch eure Gastfreundschaft war Hinterlist, euer Lehnseid ein Betrug, eure Freundschaftsversicherung eine Lüge — dazu bestimmt, uns in Sicherheit zu wiegen, während ihr Steine auf die Dächer eurer Häuser schlepptet, fünftausend Krieger in der Stadt verstecktet, Gassen durch Balken versperrtet, Straßen mit Gräben und eingerammten Pfählen versaht und Häuser anfülltet mit Stöcken, Lederriemen und Seilen, um uns zu binden, uns auf euren Altären das Herz aus der Brust zu schneiden!"

Den verratenen Plan jetzt noch abzustreiten, wäre sinnlos gewesen — das sahen die Cholulteken ein. Sie befanden sich rettungslos in der Schlinge, die sie selbst gelegt hatten. Sie machten auch gar keinen Rettungsversuch. Doch empörte es sie, daß Montezuma, der Hauptanstifter, als schuldlos hingestellt wurde. Verängstigt und zugleich wütend traten das Alte Raubtier und drei seiner Ratgeber vor, klagten den Zornigen Herrn an: er sei es gewesen, der den Hinterhalt ersonnen und durch seinen Gesandten, den Tempel-Feger, alle Vorbereitungen habe treffen lassen.

„Ihr hört, was diese Verleumder behaupten!" rief Cortes den drei Boten zu. „Merkt euch ihre Worte und wiederholt sie, wenn ihr nach Mexico zurückgekehrt seid, wiederholt sie vor Montezuma, damit er wisse, daß die von mir verhängte Strafe streng aber gerecht ist! Jedes Mitgefühl haben diese Elenden verscherzt, denn nicht nur an mir und meinem Heer sind sie Verbrecher, noch mehr Verbrecher sind sie am Namen des großen Montezuma, indem sie den edlen Freund der Christen so schamlos zu verleumden wagen, ihn durch freche Bezichtigungen zum Mitschuldigen, zum Mitwisser zu machen suchen. Könnte ich den Frevel gegen mich und die Unsrigen verzeihen, den Frevel gegen den König von Mexico kann und darf ich nicht verzeihen —: ein Majestätsverbrechen ist dies, und nach kastilischem Recht muß es hart gebüßt werden — mit dem Tode aller Schuldigen, und da die ganze Stadt schuldig ist, mit dem Tode der Stadt!"

Zur Tür hinaus winkte Cortes. Einige Sekunden tiefster Stille folgten der graziösen Bewegung seiner gepflegten, ringbedeckten Hand. Dann knatterten draußen auf dem großen Tempelhof drei Musketenschüsse hart und trocken in die Luft. Es war das mit Olid verabredete Zeichen, war der Befehl, die beutegierigen Totonaken und die rachedurstigen Tlascalteken auf die Stadt loszulassen.

Sofort nach den drei Schüssen stürmten bewaffnete Kastilier in den Saal des Adlerhauses. Cortes befahl ihnen, den beiden Königen, dem Rat der Alten und den übrigen dort versammelten Würdenträgern Fesseln anzulegen und sie zu bewachen, daß keiner entkomme.

45.

Dann trat Cortes auf den Hof hinaus. Vor der Tür stand sein Stallmeister Martin de Gamba mit Romo und hielt den Steigbügel. Cortes schwang sich in den Sattel.

Die Metzelei hatte bereits begonnen. Von drei Seiten her richteten Kartaunenrohre ihre schwarzen, hell erblitzenden Schlünde auf die im Tempelhof eingeschlossenen Cholulteken, schleuderten kürbisgroße Steinkugeln, bliesen Menschenfleisch vor sich her, rissen Lücken in die zusammengepferchte Menschenherde — unentrinnbar und gleichmäßig, wie eine Sense im Kornfeld Garben niederlegt. Von drei Seiten her flammten die Musketenläufe, sausten die Bolzen der stählernen Armbrüste. Feuer und Eisen — Kugeln und Bolzen, Degen, stahlbeschlagene Schilde und Harnische — versperrten den Ausweg zum westlichen und zum östlichen Tor. Nur von Süden, vom großen Skorpionentor her wurde nicht geschossen, dort schien der Weg frei. Ein Wahnwitz des Grausens wirbelte die Cholulteken durcheinander, raubte ihnen den Mut zum Widerstand. Der größte Teil des Adels, der im engen Saal des Adlerhauses nicht Platz gefunden, befand sich wehrlos auf dem Hof, wehrlos waren die fünfhundert Lastträger; und selbst die Krieger waren, obgleich sie Speerbündel und Bambusschilde trugen, wehrlos — entwaffnet durch ihren Schrecken, mitgerissen von der Verwirrung, verzweifelt über die Aussichtslosigkeit des Kampfes. Die meisten warfen ihre Waffen fort und flohen, flohen dem südlichen Ausgang zu.

Aber am Yuccabaum vor dem Ausgang des Skorpionentores standen dreißig Lanzenträger und spießten die Flüchtenden auf. Die schreiende Menge staute sich am Tor, doch zurückfluten konnte sie nicht, ihr Gekreisch ging unter im allgemeinen Wehgeheul, und immer von neuem, immer wilder drängten die weiter hinten ineinandergepreßten Menschenmassen und schoben die vorderen Reihen in die starrenden Lanzen hinein.

Die Geschütze und Musketen verstummten und überließen es dem Schwert, die Arbeit zu vollenden. Von allen Seiten stürzte sich das kastilische Fußvolk mit gezogenen Degen auf die Cholulteken und wurde nicht müde, die Klingen rot zu färben.

„Santiago! Santiago!"

Taub hätte der heilige Jago sein müssen, hätte er den hundertfachen Ruf um Beistand überhört . . .

Leichenhügel türmten sich auf. Zu einem karminenen Teich wurde der Tempelhof, bis an die Knöchel wateten die Christen — (denn Christen waren es!) — in der blutigen Lache. Und nicht untätig sahen die Feldobristen und Reiter zu. Sie sprengten in den Menschenknäuel hinein, wo er am dichtesten war, sie zersprengten ihn, um schneller die kleineren Haufen abzutun. Maria de Estrada zeichnete sich aus und fügte ihrem Ruhm neuen Ruhm hinzu, indem sie treffsicher nach Indianeraugen zielte. Alonso de Avila brannte darauf, seine mit Olid und Juan dem Aufgeblasenen geschlossene Wette zu gewinnen; kerzengerade im Sattel sitzend, ließ er unablässig sein kurzes Schwert auf die kupferbraunen Nacken niedersausen; und

mit jedem seiner Hiebe löste sich ein Kopf von einem Halse und fiel wie eine reife Frucht herabkollernd und rot aufspritzend in den karminenen See . . . Die Eleganz seiner Hiebe weckte den Neid und den Nachahmungstrieb des Matrosen und Henkers Pero Osorio. Die abgeschlagenen Köpfe zu zählen hatte Avila seinen Getreuen, den Arkebusier Pedro López, beauftragt; und dieser sah sich gezwungen, anzuerkennen, daß Avila am Henker einen nicht zu unterschätzenden Rivalen besaß. Von López wurde auch festgestellt, daß Juan der Aufgeblasene mit seinem Riesenschwert, dem Zweihänder, die Cholulteken nur bis zum Schlüsselbein, aber niemals bis zum Nabel zu spalten vermochte.

Die Hühnerbrust des Narren Madrid machte ihn für das Kriegshandwerk untauglich. Jederzeit bereit zu plündern, war er — solange gekämpft wurde — ein müßiger Zuschauer. Dafür hatte er sich selbst zum Preisrichter eingesetzt. Und mit Genugtuung beobachtete er, daß seine Voraussage eintraf: die fünf cholultekischen Jungfrauen, um die gewettet worden war, mußten — falls es noch eine Gerechtigkeit auf der Welt gab — keinem der Hauptleute, auch nicht dem Henker, sondern einem Bluthunde zufallen. Denn Moro und Becerrico waren auf die Indianer gehetzt worden, und besonders Becerrico, der junge Hundeheld, tat sich so hervor, daß er sämtliche Christen in den Schatten stellte. Einige Dutzend Cholulteken zerriß und zerfetzte er; und da er unter die mit Gold und Edelsteinen behängten Standesherren geraten war, hatte er Aussicht, seinen Kleinodienbesitz nicht

unbeträchtlich zu vergrößern (den sein Herr Francisco de Lugo in seinem Namen zu verwalten pflegte) . . .

„Totentanz, Totentanz!" krähte der bucklige Narr in das wahnsinnige Geschrei der sterbenden Cholulteken hinein.

Allmählich erstarb auch das Geschrei. Das Schwert hatte die Arbeit vollendet. Keiner war entkommen.

46.

Durch die drei Tore des Tempelhofes flutete nun das Christenheer in die Stadt. Dumpfes, krachendes Waffengeklirr, Rasseln von Eisenplatten und Eisenringen. Auch Schellengeläute. Denn an den Füßen der Pferde waren kupferne Glöckchen angebunden, den Fußtruppen den Weg zu weisen, falls sich im Gassengewirr ein Reiter in Gefahr befand. Polternd rollte die Artillerie hinaus, um den Brandschatzenden Häuser und Paläste zu öffnen, um, wenn nötig, ganze Straßenzüge niederzulegen. Ein neues Geschrei stieg allenthalben zum Himmel empor, übertönte die Santiagorufe der Kastilier — ein hilfloses Gewinsel und Gekreisch von Frauen und Greisen und Männern und Kindern. Erst scholl es nur in den benachbarten Gassen. Doch gleich darauf fand es einen gräßlichen Widerhall in entfernten Stadtgegenden. Die Tlascalteken hatten ihr Rachewerk begonnen. Wie bei einer Feuersbrunst Flammen hier und da aufzüngelnd sich vereinen und zum Flammenmeer werden, — so verschmolzen die Rufe aus Hunderten von Gassen und Straßen und wurden ein einziger grauenhafter Schmerzenslaut. Die sterbende

Stadt hatte ihren Mund geöffnet und brüllte im Todeskrampf.

Als Cortes zum Skorpionentor hinausgeritten war, sah er, in eine Gasse einbiegend, den Vater und den Oheim der Berauschenden Blume. Voll Besorgnis um das Leben des Mädchens, waren die beiden Alten gleich nach den ersten Musketenschüssen in die Nähe des Ixcoçauhqui-Tempels geeilt, hatten aber keinen Einlaß gefunden. Jetzt liefen mordende Landsknechte durch die Gasse. Cortes rief dem Reiter Dominguez, der zwanzig Schritte vor ihm hertrabte, zu:

„Rettet die beiden. Wir schulden ihnen Dank . . .!"

Doch Dominguez konnte dem Befehl nicht mehr nachkommen. Bereits hatte der Spieler Saldaña hinterrücks die zwei Händler durchbohrt, schon kniete er über ihnen und steckte sich die beiden Grünsteine in die Wamstasche, mit denen in der vergangenen Nacht der Verrat an der Heimat bezahlt worden war . . .

Cortes wandte sich ab. Er konnte Saldaña für eine Tat nicht strafen, die in diesem Augenblick von allen Christen begangen wurde. Doch obzwar er im Tempelhofe den Anblick des Gemetzels ertragen hatte — wie eines unabwendbaren Fatums, welches die Rettung seiner Mannschaft und seines heiligen Kreuzfahrerzieles bedeutete, — ging ihm jetzt (er selbst wunderte sich darüber) der Mord an zwei Menschen, von welchen ihm Gutes erwiesen worden war, zu Herzen. Fast hätte er mit der Vorsehung hadern können, war er doch gewohnt, sie als Richterin anzusehen, die den Bösen züchtigt und den

Guten belohnt. Der Gute war der den Christen Nützende, mochte er auch ein Verderber seines Volkes sein . . .

Bisher hatte Cortes sein Schwert von Blut rein gehalten. Sowie er aber in die nächste Gasse ritt, riß er den Degen aus der Scheide und sprengte auf einen Portugiesen, einen gewissen Alvarez Rubazo, los. Der Portugiese hatte eine junge Indianerin erdolcht, weil sie ihm nicht zu Willen gewesen war. Nun war er dabei, sich ihren Schmuck, Halskette und goldene Ohrgehänge, anzueignen. Cortes spaltete ihm den Schädel.

Vorbeieilende Kastilier blieben stehen, sammelten sich zu einem neugierigen Haufen rings um die beiden Toten und starrten den General-Kapitän an, als fürchteten sie, er sei irrsinnig geworden. Einige murrten, geduckte Wildkatzen vor dem Bändiger. Der Erschlagene war freilich nur ein Portugiese . . .

„So soll es jedem ergehen, der tat, was dieser tat!" schrie Cortes bebend vor Wut. „Als Ihr vorige Nacht zum Heiligen Abendmahl gingt, habe ich Euch eingeschärft, daß Frauen, Kinder und Greise geschont werden müssen. Eilt weiter und warnt Eure Kameraden!"

Der Haufe stob auseinander.

47.

Olid hatte angeordnet, daß die Tlascalteken und Totonaken sich Kränze aus Pfriemengras um die Federkronen schlingen sollten, um den Kastiliern als Freunde kenntlich zu sein. Auch hatte er, schon seit zwei Tagen, dürres Holz und Reisig sammeln lassen. Als er durch das westliche

Stadttor mit seinem Indianerheer einzog, trug jeder der Krieger ein großes Bündel Holz und Reisig. In der Stadt teilte sich das Heer in vier kleinere Heere zu tausend Mann, geführt von der Schwarzen Blume, Piltecatl, König Truthahn und dem Totonakenhäuptling Cuhertecatl. Sie trennten sich und kamen von vier Seiten her vor der Großen Pyramide wieder zusammen, sie völlig umschließend.

Die reichsten und vornehmsten Leute der heiligen Stadt, der Adel, soweit er nicht im Ixcoçauhqui-Tempel umgekommen war, viele begüterte Kaufherren und ein großer Teil der Priesterschaft aus den vierhundert Teocalli Cholulas hatten sich auf den Künstlichen Berg hinaufgeflüchtet. Denn hier glaubten die Verängstigten sicher und geborgen zu sein, von hier mußte die gewahrsagte Sintflut sich über die Feinde ergießen . . .

Doch nicht der unseligen Flüchtlinge wegen wollte Olid das wunderbare Gebäude in Brand stecken. Er hatte das Holz herbeischaffen lassen, um das in den Kellerräumen der Pyramide versteckte mexikanische Heer auszuräuchern. Kein Mexikaner dürfe entkommen, hatte er sich geschworen.

Unerklärlich aber war es, daß die Mexikaner keine Anstalten trafen, dem Überfall zuvorzukommen, das Aufschichten des Holzec und die Brandlegung zu verhindern. Die Schwarze Blume machte Olid darauf aufmerksam, daß mexikanische Krieger sich niemals so feige benehmen würden; darum halte er es für ausgeschlossen, daß sich ein Heer im Innern der Pyramide aufhalte. Und als Olid das zu glauben sich weigerte, stieg er einen

in die Subterraneen führenden Stufengang hinab. Ohne Begleitung stieg er hinab, so überzeugt war er davon, niemand anzutreffen.

Während er den Blicken entschwunden war, kamen Tlascalteken mit einer Nachricht, die Olid im ersten Augenblick ebensowenig glauben wollte. Er hatte sie ausgeschickt, Balken zu holen, mit welchen so viele Gassen Cholulas verrammelt sein sollten. Sie erklärten jetzt, sie hätten keine Balken und keine versperrten Gassen gefunden . . .

Die Schwarze Blume erschien am Ausgang der Treppe und teilte Olid mit, daß er keinen Menschen im Innern der Pyramide angetroffen habe — auch in den oberen Stockwerken nicht, wo in reich geschmückten Totenkammern die Mumienbündel der einbalsamierten Könige Cholulas seit olmekischen und toltekischen Zeiten aufbewahrt wurden.

„Ihr habt doch den Brief Don Hernandos gelesen, — wie ist das zu erklären?" fragte Olid Aguilar. „Er schreibt mir von fünftausend Mexikanern. Er ist doch sonst ein heller Kopf; — wie konnte er sich so anführen lassen?"

„Wer wie ich lange in einer Indianerstadt gelebt hat, kann das nicht wunderlich finden, Señor! An der Wahrheit von Gerüchten pflegen Indianer nie zu zweifeln. Und oft erträumt sich die Angst einen Grund zur Angst. Falls hiesige Würdenträger die Möglichkeit erwogen, fünftausend Mexikaner in der Pyramide zu verbergen, so kann das genügt haben, daß ein Lauscher aus der Absicht eine Tatsache machte . . . Ach, Señor, wie können wir irrenden Menschen andere irrende Menschen richten

und hinrichten, und gar eine ganze Stadt zum Richtplatz machen . . . Seid barmherzig, Señor, verbrennt nicht die Flüchtlinge dort oben — denkt daran, daß wir alle einst eines Erbarmers bedürfen könnten . . . in böseren Flammen vielleicht . . ."

Olid wollte schon barsch sich die unberufene Einmischung verbitten. Doch dann zuckte er nur mit der Achsel und wandte sich ab. Es war ja der Beruf der Pfaffen, zu predigen, — wie es sein Beruf war, zu vernichten, Tod und Teufel nicht zu fürchten. Mit der Hölle mochte man andere schrecken. Der Begriff Barmherzigkeit war ihm fremd.

Er ließ die Pyramide von drei Seiten in Brand stecken. Nur an der einen südlichen Seite, wo die steile Doppeltreppe zum Menschenwürgeplatz emporführte, züngelte keine Flamme auf. Wenn die auf den oberen Plattformen zusammengepferchten Flüchtlinge sich bergen wollten, so mußten sie hier herabsteigen.

Das Sanktuar auf dem Menschenwürgeplatz strebte als sehr hoher Turm ins Ätherblau hinein, verziert mit Türkisschlangenmasken, dem Emblem Quetzalcoatls. Auf dem vergoldeten Bronzedach stand mit einer goldenen Mitra gekrönt der Hauptpriester und war umringt von zwanzig anderen schwarzbemalten, filzhaarigen Priestern und Tempelsängern. Über die Brüstung des Turmes hinabgebeugt riefen die Priester den Hunderten, die auf den obersten drei Plattformen jammernd und händeringend das Feuer rings auflodern sahen, Trostworte zu: sie sollten nicht verzweifeln; das Wunder werde im letzten Augenblick

geschehen, die Sintflut werde das Feuer löschen und die Feinde fortspülen.

Nach alter Prophezeiung konnte das Wunder von den Himmelsgöttern (selbst gegen deren Wunsch) erzwungen werden, wenn die Kalkbekleidung des Sanktuarturmes abgeschabt wurde. Aus dem kahl gewordenen Gemäuer mußte sich unweigerlich das Flutwasser ergießen. In friedlichen Zeiten pflegte man einer Flutkatastrophe vorzubeugen, indem man jedesmal, wenn durch Regen und Wind eine Stelle der Turmwand schadhaft geworden war, dreijährige Kinder tötete und ihr Blut mit Kalk gemengt zum Verputzen verwandte. Der weiße Turm war mit roten Flecken besät.

In wahnsinniger Angst rieben und schabten die Priester den Putzmörtel herab. Vergebens. Der Wasserquell sprudelte nicht hervor.

Doch höher und höher und näher und näher flammte das Feuer. Von außen her leckten die Flammengluten an die Terrassen heran, aber auch von innen her: aus den vielen zwischen den neun Plattformen befindlichen fensterähnlichen Lichtöffnungen schossen prasselnde Feuergarben heraus. Die Tlascalteken hatten brennende Reisigbündel in das Innere der Pyramide geworfen.

Ein furchtbares Bild. Zinnobergelbe Glutzungen, blaugraue Wolkenballen von Qualm und in phantastischer Höhe prunkvoll gekleidete, vielfarbig geschminkte Menschen grellbunt sich abhebend gegen den azurblauen Himmel.

Auf der dritthöchsten Terrasse hatten sich die cholultekischen Adligen aufgestellt. Es waren einige fünfzig, und

sie allein von allen Flüchtlingen trugen Waffen. Sie zogen den blutigen Tod dem Feuertode vor; — schon wurden die Steinfliesen unter ihren Sandalen glühheiß. Von den Tlascalteken wurde ihnen zugerufen, sie sollten sich ergeben. Doch sie antworteten mit aufreizenden Hohnworten, rühmten sich, in früheren Kämpfen Häuptlinge der Tlascalteken zu Tode gepeinigt zu haben, und stürmten die große Doppeltreppe hinab in den Wald von Speeren und Sägeschwertern ihrer Bedränger hinein.

Als sie niedergemetzelt waren, schrien Piltecatl und die Schwarze Blume zu den auf der zweitobersten und obersten Terrasse Stehenden hinauf, sie sollten sich ergeben, man werde sie schonen. Doch keiner ergab sich, keiner glaubte dem Versprechen.

Und immer höher schossen die Flammenschlangen aufwärts. Da rief der Hauptpriester vom Dach des Sanktuarturmes herab:

„Sättige dein Herz mit Rache, o Tlascala! Bald ist die Reihe an Montezuma, sein Herz mit Rache zu sättigen!"

Nachdem er dies gerufen, stürzte er sich köpflings vom Dach herab. Und, genau wie er, zerschmetterten alle zwanzig Priester ihre Köpfe, vom Turm in die Tiefe springend.

Da eilten die Verzweifelten auf den oberen Plattformen ins Sanktuar hinein, erklommen die Turmtreppe und suchten den Tod, den ihnen die Priester gezeigt hatten. Doch in der Turmtreppe und am Eingang des Sanktuars staute sich die Menge, und Flammen hüpften bereits am

Rande des Menschenwürgeplatzes. In dieser höchsten Not faßten einige Kaufherren den Entschluß, zu den Tlascalteken hinunterzusteigen, da von diesen die Aufforderung, sich zu ergeben, noch immer wiederholt wurde.

Sie kamen nur bis zur Mitte der Doppeltreppe. Weiter unten waren bereits die Marmorstufen weißglühend geworden. Sie mußten umkehren.

48.

Ins kastilische Quartier war noch keiner der Feldobristen oder Soldaten zurückgekehrt. Das Skorpionentor stand offen. Eine große Schar Hokkos — mexikanischer Aasgeier — flatterte auf dem Hof herum; und niemand war da, der ihnen wehrte, sich auf die Leichenhaufen zu setzen. Den blutigen Teich hatte das Erdreich aufgesogen, und die Sonne dörrte die letzten roten Pfützen aus.

An die Außenwand des kleinen Priester-Ballspielhauses war noch immer ein Ölbild der Mutter Gottes genagelt. Als in der vergangenen Nacht von Pater Olmedo das Sakrament verteilt worden war, hatten die Soldaten vor der Madonna gekniet.

Jetzt kniete eine schluchzende Frauengestalt vor dem Madonnenbilde. Die schreiende Stadt war noch nicht verstummt.

„Mache ein Ende, Mutter der Barmherzigkeit! Rette die Stadt! Rette mich vor Verzweiflung! Rette ihn vor dem furchtbaren Makel! Er kann dies nicht gewollt haben — ich kenne ja sein Herz! Er will ein Segen, er will nicht ein Fluch diesen Völkern sein! . . .“

Gramgebrochen härmte sich Marina. Seitdem sie mit Cortes und Velázquez vor dem grausigen Janusbildnis des toltekischen Heilbringers gestanden, dessen Rückseite der Tod war, vor allem seitdem die Königin-Witwe den Fluch gesprochen, war sie, die schwindelfreie Bergsteigerin, ängstlich und schreckhaft geworden, war sich des jähen Abgrundes bewußt geworden über den sie hinschritt. Der Nebel vor ihren Augen hatte sich auseinandergeteilt. Sie wollte nicht sehen und sah doch, wenn auch noch unklar, noch immer verschleiert. Wie ein grünliches Gespenst tauchte — zum erstenmal seit dem Brand der Schiffe — das Schreckbild der Entzauberung vor ihr auf, nahm ihre Gestalt, ihre Gesichtszüge an und hatte die Frage auf den Lippen: ob nicht ihr strahlendes Kreuzzugsziel eine Selbsttäuschung, eine verderbenbringende Täuschung sei ...

Aguilar kam durch das Skorpionentor in den Hof gelaufen. Er erblickte die betende Marina. Er eilte auf sie zu, er faßte sie an der Schulter.

„Steht auf, Doña Marina! Jetzt ist nicht Zeit zu beten! Gott hat nicht Zeit für Euch! Handeln müßt Ihr! Nur Ihr vermögt es! Seid die Retterin der Hunderttausende! Bringt Cortes dazu, diesen Wahnwitz zu enden! Ich habe Scheußlichkeiten gesehen, daß mir das Blut erstarrt, wenn ich daran denke. Die Tlascalteken hausen wie wilde Tiere. Ich habe es nicht mehr ansehen können, ich bin weinend weggelaufen, hierher gelaufen, um Euch zu bitten. Ich verehre Cortes nicht weniger als Ihr — uns beiden kann es nicht gleich sein, daß sein Ruhm besudelt wird durch diese Elenden!"

Marina blickte ihn tränenden Auges an. War das derselbe Mensch, der ihr sonst solchen Widerwillen eingeflößt hatte? Hingezogen fühlte sie sich zu ihm. Sie hätte an seiner Brust weinen mögen, sie wußte beim Anblick seiner ausgemergelten, hohlen Wangen, bei der Berührung seiner gelben knochigen Asketenhand von keinem Abscheu mehr. In diesem Augenblick tausendfachen Jammers war sie nicht Weib und er nicht Mann — sie waren beide nur Menschen, mitleidende Menschen. Und er — unter allen Christen der einzige — hatte christlich gefühlt, christlich gesprochen.

„Ich kann nichts tun", sagte sie hilflos traurig zum Frater. „Don Hernando ist nicht hier . . . — ich kann nicht zu ihm: er verbot mir, das Quartier zu verlassen!"

„Er verbot es, weil er für Euer Leben fürchtet!" rief Aguilar. „Fürchtet Ihr für Euer Leben, Doña Marina? Oder fürchtet Ihr seinen Zorn? Schon fünf Stunden währt dieses Gräßliche!"

„Ich fürchte mich nicht, wenn Ihr mich zu ihm führen wollt, Aguilar! Mehr als seinen Zorn fürchte ich Gottes Zorn!"

Sie eilten dem Tore zu. Vor dem Yuccabaume begegnete ihnen eine königliche Sänfte inmitten eines Haufens vornehmer Indianer. Es waren die Abgesandten des benachbarten Freistaates Huexotzinco; und im Tragsessel saß der Oheim des Feldherrn Piltecatl, der tlascaltekische Tetrarch das Offene Gesicht. Denn jetzt endlich — um fünf Stunden zu spät, viel zu spät, falls ein mexikanischer Angriff erfolgt wäre, — hatten Kriegsmaske und

Fichtenzweig die von Cortes erbetenen Hilfstruppen an Cholula herangeführt. Und das Offene Gesicht, der sich dem Heereszuge angeschlossen, war vom Gebirge herabsteigend beim Anblick der brennenden gebrandschatzten Stadt so bewegt worden, daß er, dem Heere voraus und ohne Rücksicht auf eigene Gefahr, seine Sänfte zum Quartier der weißen Götter hatte tragen lassen, um Cortes zu bitten, dem Gemetzel und der Plünderung Einhalt zu tun. In gleicher Absicht hatte das nahegelegene Huexotzinco, wohin stundenlang der Südostwind die Schreie Cholulas, den Donner der Kartaunen und den Qualm der Feuersbrunst hinübertrug, Mitglieder seines Senats abgeschickt. Sie waren erfreut, die beiden Dolmetscher anzutreffen, ohne die sie ihre Bitte nicht würden vortragen können.

Gemeinsam suchten sie den General-Kapitän in den verwüsteten Straßen. Sie fanden ihn auf einem Marktplatz. Er ließ eben einen cholultekischen Häuptling und mehrere Krieger und Priester standrechtlich erschießen.

Es hatten sich nämlich einige Cholulteken zu wütender Gegenwehr aufgerafft. Ein kastilischer Soldat war buchstäblich in Fetzen gerissen worden, ein anderer war entmannt und geblendet worden, bevor er den grausigen Martern erlag. Und der kleine Truthahndieb Gregorio Burgueño, der einst auf Avilas Geheiß gehenkt werden sollte, hatte das Unglück gehabt, als er gerade ein Mädchen der Adelskaste wegschleppte, dem Häuptling und seiner Schar in die Hände zu fallen. Sie hatten ihn auf einem der vielen hundert Teocalli über einen Blutopferstein

gelegt und ihm die Hände und Füße gehalten, während der Opferpriester ihm das Herz aus der Brust riß. Der arme Bursche war der erste, an dem sich Botellos Horoskop bewährte.

Cortes, zufällig am Teocalli vorbeireitend, hatte seinen Tod mit angesehen, ohne ihm helfen zu können. Nur rächen konnte er ihn.

Der Häuptling und seine Helfershelfer standen an die Wand eines Hauses gelehnt. Die Musketiere, die beauftragt waren sie zu erschießen, standen in der Mitte des Platzes.

Als eben Marina mit den anderen Friedensvermittlern nahte, hielt — den Tod, die runden bronzenen Musketenöffnungen dicht vor Augen — der Häuptling eine letzte Ansprache an seine Schar.

„Wißt ihr, o meine Freunde," rief er, „warum diese weißen Männer uns morden und ausplündern, unsere Götter und Altäre zerschlagen, unsere Frauen und Töchter schänden? Weil sie einen Gott haben, der mehr vermag als unsere Götter! Und wißt ihr, meine Freunde, wer ihr Gott ist? Ich will ihn euch zeigen!"

Er riß sich den goldenen Brustschmuck ab und zeigte das blinkende Gold umher.

„Das ist der Gott, dem die Christen dienen!" fuhr er fort. „Der Gott der Christen heißt Götterdreck! Nur ihn beten sie an! Ihm opfern sie uns und alle Völker!..."

Cortes ließ Feuer geben.

„Was hat der Mann gesagt?" fragte er Marina.

Sie übersetzte es. Unwillig wandte Cortes sein Pferd. Jetzt

sah sie, daß von seiner Stirn ein kleiner roter Bach herabrieselte. Auch Romos glanzschwarze Mähne war blutbefleckt.

„Ihr blutet, Don Hernando?" rief sie bestürzt.

„Nichts . . . Ein Stein, von einem Hausdach geworfen . . ." und finster fügte er hinzu: „Mich schützt mein Stern . . . Wer aber schützt dich? . . . Ich verbot dir, durch die Gassen zu gehen, Marina!"

„Gott befahl mir herzukommen, Don Hernando!" entgegnete sie hart.

Das Offene Gesicht war herangetreten. Marina verdolmetschte seine Bitte um Erbarmen.

Cortes gab lange Zeit keine Antwort.

„Woran denkst du, Marina?" fragte er. „Denn ich sehe dich denken . . ."

Marina schloß die Augen.

„Ich leide, Don Hernando . . . Verhüte die Königin des Himmels, daß ich heute denke, daß ich nachdenke . . ."

„Der Krieg ist kein Ringelreihen, Marina! Der Krieg ist grausam, aber heilsam. Das Blut, das den Götzen fließt, kann nur durch Blut gestillt werden, — du selbst sagtest das einmal!"

„Wenn ich mir das nicht sagte, könnte ich nicht weiterleben!" erwiderte sie. Und sie blickte nach der in der Ferne brennenden Großen Pyramide, dem hehrsten Heiligtum der Völker Anahuacs. Quadersteine schmolzen eher als menschliche Herzen.

Cortes gab Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen.

Während die Posaune des Trompeters Sebastián Ro-

driguez Frieden auf Erden verkündete, brach der rotglühende Sanktuar-Turm des Künstlichen Berges zusammen. Unversehrt aber und weithin sichtbar, vom hüllenden Mauerwerk befreit, stand auf dem Menschenwürgeplatz zwischen Trümmern und Leichen hochaufragend das graubasaltene, überlebensgroße Doppelbildnis des Heilbringers und des Todbringers.

Neuntes Buch

1.

Die Feuerblumen Cholulas waren verlodert, die Feuerschmetterlinge waren davongeflogen. Aschenhügel und Steintrümmer zeigten nun für alle kommenden Jahrhunderte an, wo die Feuerblumen purpurn geleuchtet, wo die Feuerschmetterlinge geflattert, gehüpft und getanzt hatten. Sechstausend Leichen und die hohen Schuttberge hinwegzuräumen — soweit das menschlichen Händen möglich war — die heilige Stadt neu aufzubauen, an deren Schönheit hingeschwundene Geschlechter, versunkene, vergessene, sagenhafte Völker gebaut, an deren Tempeln die versteinerten Spuren einer überreichen Vorzeit dem Beschauer auf Schritt und Tritt bis zum Tage des Blutbades entgegengestrahlt hatten — das überließen die Christen den durch Verheerung gänzlich verarmten, entblößten und entgötterten Bewohnern. Denn sie selbst hatten weder Lust noch Zeit und Muße dazu. Der Smaragdfels lockte von Westen her . . .

Und wieder ritt Diego de Ordás dem grünen Wunder entgegen.

2.

Wie von Freunden hatten die verschreckten Cholulteken von ihren Zuchtmeistern Abschied genommen, bis vor die Tore der Stadt hatten sie das abziehende Heer mit Fellpauken, Flöten und Blütenzweigen hinausbegleitet. Über dem Getrümmer, das der Künstliche Berg gewesen war, reckte und streckte sich — einem Galgen auf dem Hochgericht nicht unähnlich — ein riesenhaftes Holzkreuz, das Gedächtniswappen der dem Christengott untertanen Stadt, vom Zimmermann Cristóbal de Jaén aus zwei mächtigen Zederstämmen aufgerichtet. Ebenda war in einer vom Feuer verschonten Nische das Ölbild der Jungfrau Maria aufgehängt, und die Gottesmutter wurde von den Cholulteken Tonantzin ‚Unser Mütterchen' genannt, und ihr wurde geräuchert und geopfert wie der Teteo yn nan, der Mutter der Götter, der Froschgöttin mit dem blutigen Maul, die ja gleichfalls Tonantzin ‚Unser Mütterchen' hieß.

Die Stadt war der Kirche gewonnen. Während der fünf Tage, die nach dem Gemetzel Cortes in der Stadt noch geblieben war, hatte er es verstanden, Balsam in die durch sein Schwert geschlagenen Wunden zu träufeln, hatte Opfersklaven befreit, hatte die Tlascalteken veranlaßt, ihre Kriegsgefangenen freizulassen, hatte den Huldigungseid für den Kaiser ein zweitesmal entgegengenommen, hatte der vernichteten Stadt Liebe, Frieden und Bundesfreundschaft abgezwungen. Das Alte Raubtier freilich war der Lehnsherrschaft des Herrn des Sonnenaufgangs durch Selbstmord aus dem Wege gegangen — an einer Zinne seines zertrümmerten Tecpans hatte er sich

erhängt; — Cortes mußte für die Wahl und Krönung eines neuen Priesterkönigs Sorge tragen. Unversöhnlich blieb auch die Königin-Witwe und fügte ihrer Verfluchung Marinas neue und grimmigere Flüche hinzu. Ihr Sohn aber, der Vogelsteller, schöpfte — da Cortes ihn als Priesterkönig bestätigt hatte — neue Hoffnungen auf den Besitz seiner geliebten Malintzin und würdelos beflissen ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, dem „Genelal-Capitantzin" durch die Dolmetscherin auseinandersetzen zu lassen, daß die Schuld am Mißverständnis (so bezeichnete er seines Volkes Untergang) einzig und allein der Tempel-Feger trüge. Doch Cortes hatte den Namen des Tempel-Fegers noch nie nennen hören und legte daher diesen Anklagen keinerlei Gewicht bei.

Indes schon bald — im benachbarten Huexotzinco — sollte er den Namen wiederhören und Näheres über die Schicksale des vielgewandten Mannes erfahren.

3.

Am Abend vor dem Abzug aus Cholula bat Gaspar Lencero, ein tapferer, schlichter, doch stets etwas versponnener Soldat, um die Vergünstigung, den General-Kapitän allein sprechen zu dürfen. Cortes empfing ihn leutselig. Nach wenigen Worten zerschellte aber sein helles Lachen an der demantenen Feierlichkeit des mit der Welt zerfallenen Grüblers.

„Ich komme, um meine Entlassung bitten, Señor Capitan!" sagte Gaspar Lencero. „Ich bin nicht imstande, fortan Waffen zu tragen."

„Seid Ihr verwundet worden?“ fragte Cortes.

„Nicht von Menschen, Señor Capitan. Gott hat mich verwundet. Er schnitt mir mit einem wilden Schwerthieb in die Seele. Nun bin ich ein Lahmer — und kann nicht mit Euch ziehen nach Mexico . . .“

„Ich verstehe Euch nicht. Wollt Ihr zurück an die Küste?“

„Nein, Euer Gnaden. Ich sah bei Tlascala eine Felshöhle — dort gedenke ich als Einsiedler zu leben.“

„Ihr seid nicht bei Verstande, mein Sohn! Jeder weiße Mann zählt in diesem kleinen Heere! Und Ihr seid einer meiner Besten! Was Ihr vorhabt, ist Fahnenflucht!“

„Gottes Trommel ruft mich, Señor Capitan! Und überhöre ich seine Werbetrommel, so ist das erst recht Fahnenflucht!“

Cortes schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Bildet Ihr Euch ein, Señor, daß Ihr Gott so viel wert seid wie mir?“ fragte er spöttisch. „Bildet Ihr Euch ein, daß der Herr der Heerscharen um Euretwillen die Trommel rührt? . . . Was sind das für vermessene Reden!“

„So war es nicht gemeint, Euer Gnaden! Mit meinem Leben habe ich hinfort meine Schuld vor Gott abzubüßen.“

„Welche Schuld, mein Sohn?“

„Die Schuld, Euer Gnaden, daß ich den indianischen König, die Schwarze Blume, nebst etlichen seiner Spießgesellen nicht sofort niedergestreckt habe, als ich sie die Scheuß-

lichkeit begehen sah. Daß ich Mitschuldiger wurde, weil mein Auge es sah, weil mein Gehirn es wußte, und mein Arm doch tatlos blieb . . ."

„Von welcher Scheußlichkeit redet Ihr?"

„Ich wüßte von mancher zu reden, Euer Gnaden. Doch die eine meine ich, deren Zeuge ich war. Sie geschah beim östlichen Stadttor, wo Ihr nicht hinkamt, wo der Zufall mich vorbeigehen ließ. Schon war die Große Pyramide ein Flammenmeer, da zogen, geführt von der Schwarzen Blume, die Tlascalteken durch die Gassen, nach anderer Beute für ihre hungerlechzende Rache zu suchen. Sechzig reiche Kaufherren hatten sie gefangen; und sie rammten hohe zugespitzte Pfähle in die Erde, setzten die Unglücklichen auf die Pfähle und entzündeten zu ihren Füßen ein Feuer. Und während die Pfähle durch die Eingeweide, Herz und Lunge der gräßlich Brüllenden schnitten, fraßen die Flammen am Holz der Pfähle und an der Haut der Menschenleiber . . . Als ich das sah, kam ich mir vor, als wäre ich Gott, der sich selbst haßte und verachtete, weil er das geschehen ließ . . . Gott empörte sich in mir gegen Gott! . . . O Señor Capitan, das war ein sündiger, ein sträflicher Gedanke, und mein Lebtag will ich ihn abbüßen in der Felsenhöhle."

Es gelang Cortes nicht, ihn von seinem Vorsatz abzubringen.

4.

Die Steine schrien zum Himmel. Cortes wußte es, denn seine Seele war nicht taub. Mit eifriger Geschäftigkeit

hatte er sich mit der Wahl und Krönung des neuen Priesterkönigs, der Freilassung der Kriegsgefangenen und anderen menschenfreundlichen Taten zu schaffen gemacht, um den Selbstvorwürfen zu entgehen. Doch die Last wich erst von seinem Herzen, als er durch den angehenden Eremiten erfuhr, daß einer der Indianerfürsten mit fluchwürdiger Schuld beladen war. Das gewährte ihm die Möglichkeit, das Odium und die Verantwortung für alle Greuel von seinen Schultern auf die der Schwarzen Blume abzuwälzen.

Nicht um Cholula, sondern um Montezuma zu strafen, um durch die Schreckensnachricht Anahuac einzuschüchtern, hatte er das Strafgericht über die unglückliche Stadt verhängt. Doch gegen seinen Willen war das Strafgericht zur Wüterei ausgeartet; das Verbot, Greise, Frauen und Kinder anzutasten, war mißachtet worden. Er hatte sein Heer nicht in der Hand behalten, die Zügel waren ihm entglitten. Ungern gestand er sich's ein — war doch dies die eigentliche Schuld, seine unverzeihliche Schuld, ein klägliches Versagen seiner Feldherrnschaft, auf die er sonst so stolz sein durfte. Noch peinlicher war, daß sich nachträglich herausgestellt hatte, wie leichtgläubig er und seine Feldobristen während des nächtlichen Kronrats teils auf erfundene teils auf stark übertreibende Aussagen hin ihre folgenschweren Entschlüsse gefaßt hatten: nur einige Gassen hatte man durch Balken versperrt gefunden; Mexikaner waren in den unterirdischen Kammern der Großen Pyramide überhaupt nicht versteckt gewesen; und die in den Waldschluchten außerhalb Cholulas lauernden Adler und

Jaguare Mexicos waren so gering an Zahl, daß sie der überfallenen Stadt nicht zu Hilfe eilen und erst recht nicht dem heranrückenden Tlascaltekenheer die Stirn bieten konnten. Zwar stand fest, daß ein Überfall geplant worden war; mehr aber als die ersten Vorbereitungen hatte das Alte Raubtier — immer wieder gehemmt durch die sich widersprechenden Weisungen Montezumas — nicht treffen können.

Seine Kastilier, auf die er angewiesen war, samt und sonders hängen zu lassen, war für Cortes so unausführbar wie die Tlascalteken zu strafen, die getreuen Bundesfreunde. Sogar bloß ihren Heerführern einen Verweis zu erteilen, verbot die Klugheit. Die Stadt Tlascala blieb der wichtigste Etappenort im Rücken des Christenheeres, und die freundliche Gesinnung seines Hohen Rates mußte, wenn erst Mexico erreicht war, noch mehr als zuvor unentbehrlich werden: die Verbindung mit der Küste und der europäischen Außenwelt ließ sich nur über die Talwege des Freistaates aufrecht erhalten.

Als daher Cortes vor den Toren Cholulas von dem — nunmehr Don Lorenzo genannten — König Offenes Gesicht, von Don Vicente-Kriegsmaske, von Don Alfonso-Fichtenzweig und ihren zwanzigtausend Kriegern Abschied nahm, erwähnte er die begangenen Schändlichkeiten nicht und ließ auch kein Wort fallen über das um fünf Stunden verspätete Eintreffen des Entsatzheeres. Daß man unterrichtet war durch Piltecatl, (der es von seinem Oheim, dem Offenen Gesicht, wußte), wer die Verzögerung absichtlich verschuldet hatte, und daß man sich keiner Täuschung hingab über die christenfeindliche Gesinnung

Don Vicentes und Don Alfonsos — nicht nötig war es, daß diese es erfuhren. Im Gegenteil, Cortes überschüttete sie mit Dankworten und beschenkte sie wie auch ihre Unterführer überreich mit Jadeitschmuck und Papageienfedern, den in Tlascala so hoch bewerteten Toztli- und Zacuanfedern. Beglückt zogen die Tlascalteken ab: bei der Plünderung hatten sie viel Salz erbeutet.

Wie wünschenswert es auch gewesen wäre, die beiden getauften Christenfeinde unter den Augen zu behalten, erzwingen ließ es sich nicht. Die Aufforderung, mit nach Mexico zu ziehen, lehnten sie ab, wenn auch Prinz Kriegsmaske in Aussicht stellte, seine Schwester Doña Maria Luisa-Rabenblume in Tenuchtitlan zu besuchen, sobald Montezuma dem Kaiser den Treueid geleistet haben werde. Es klang in diesem Zeitpunkt und aus diesem Munde wie ein herausfordernder Hohn.

König Truthahn und Piltecatl mit ihren viertausend Mann wichen von Cortes nicht ab, treu entschlossen ihn bis nach Mexico, bis hinter die Mauern der Inselstadt zu begleiten, alle Gefahren mit ihm zu teilen. Auch die Schwarze Blume und seine kleine Gefolgschaft verließen die Kastilier nicht und zogen mit ihnen den westlichen Gebirgsketten entgegen, welche die Hochebene Am Kolibri-Wasser von Anahuacs Tafelland trennen. Den jungen König zur Rechenschaft zu ziehen, beauftragte Cortes den Pater Olmedo. Die Religion hatte die Arme frei, sie durfte streng sein, brauchte nicht Rücksichten zu nehmen wie die an beiden Händen gefesselte Politik. Eine strenge Kirchenbuße wurde dem König auferlegt: für ein halbes

Jahr sollte er vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen bleiben.

Auf dem ganzen Wege bis zum Fuß der Kordilleren weinte die Schwarze Blume in seiner königlichen Sänfte wie ein gescholtenes schmerzzerrissenes Kind.

5.

Das erste Nachtlager wurde in Itzcalpan, einem Weiler des Freistaates Huexotzinco aufgeschlagen. Dort überbrachten Gesandte aus dem Staate Tepeaca dreißig Sklavinnen und ein Goldgeschenk im Werte von vierhundert Dukaten. Auch aus der Stadt Huexotzinco nahte eine Abordnung des Hohen Rates und schenkte Cortes einen Edelsteinkasten aus Eisenholz, mit reich geschnitztem Eidechsenmuster auf dem Deckel und beschlagen mit schwerem Goldblech; Juwelen füllten den Kasten bis zum Rand. Das sei nur ein geringes Geschenk, doch Mexico habe erst vor kurzem Huexotzinco ausgeraubt, darum möge der weiße Gott mehr den guten Willen als das Geschenk bewerten . . . Der Freistaat sei bereit, Hilfstruppen zu stellen. Mit freudigem Dank nahm Cortes das Geschenk und das Anerbieten an.

Beim Nachtmahl im Feldherrnzelt, zu welchem die Fürsten aus Tepeaca und Huexotzinco geladen wurden, warnten sie — wie es ehedem schon der Herabstoßende Adler durch Aguilar getan hatte — vor einem drohenden Anschlag Montezumas: die Wege im Gebirge habe er ungangbar gemacht, damit die weißen Götter, in Eis und Schnee versinkend, weder weiter noch zurück könnten.

Durch ein Gebirgstor steige die Straße aus der Ebene aufwärts bis zur ersten Paßhöhe; — dort spalte sie sich; der eine, nördliche Weg führe nach Chalco, Coatepec und Tezcuco, der andere, südliche, nach Tlalmanalco, Amaquemecan und Xochimilco. Die nördliche, an der Weißen Frau vorüberziehende Straße sei durch einen überhängenden Felsblock gefährdet, welchen Montezuma habe lockern lassen, um das Christenheer, falls es dort vorbeizöge, zu zermalmen; die südliche, durch das Gebiet des Rauchenden Berges führende aber sei unterhöhlt, mit Pfählen versehen, von tiefen Gräben durchschnitten und durch hoch aufgeschichtete Baumstämme gesperrt.

Auf die Frage, ob es einen dritten Wege nicht gebe, erhielt Cortes zur Antwort: es gebe einen zwischen den beiden Straßen, doch sei das ein enger, äußerst steiler Pfad, überwuchert von Dorngestrüpp und wilden Kakteen; unmöglich würde es sein, die schweren Feuerwaffen dort über die Felsenhöhen und durch die klafterschmalen Felsschluchten zu bringen.

Und als Cortes Zweifel über den neuen Hinterhalt und über den bösen Willen Montezumas äußerte, erzählten ihm die Kaziken vom eigentlichen Anstifter aller dieser Ränke, vom ausgestoßenen Sohn Huexotzincos dem Tempel-Feger, dem schlimmen Ratgeber und Beherrscher des mexikanischen Königs. Wie er den berühmten Otomi-Krieger, den Irdenen Krug, im Moraste fing; wie er als Siegesheld gefeiert, bei seiner Heimkehr aus der Schlacht wegen Ehebruchs mit zwei Edelfrauen angeklagt wurde; wie er den Irdenen Krug im eichenen Käfig nach Tenuch-

titlan brachte und Montezuma bescherte; wie dieser in ihm seinen Doppelgänger erkannte und ihn einlud, im Huei-Tecpan zu wohnen; und wie allmählich der König der Welt seinen Willen dem des frechen Ehebrechers unterordnete; — in breiter Ausführlichkeit wurde der Roman dieses Abenteuerlebens Cortes vorgetragen. Schon in Cholula waren ihm Anklagen gegen den Mann zu Ohren gekommen. Hatte er aber neulich kaum hingehört, als der Vogelsteller den Tempel-Feger erwähnte, so prägte er seinem Gedächtnis diesmal den Namen und die Taten des Mannes ein, welcher nach so übereinstimmenden Aussagen am Blutbad von Cholula die Hauptschuld trug.

Denn eine Schuld lag vor, nach Schuldigen mußte gesucht werden. Und menschliches Schuldbewußtsein ist oft wie ein Auge, das alles sieht — nur sich selbst nicht.

6.

Der lange Schlangendrachen, vergrößert durch achthundert Krieger aus Huexotzinco und vierhundert aus Tepeaca, kroch am nächsten Tage weiter durch den fruchtbaren westlichen Teil der Hochebene Am Kolibri-Wasser und erreichte, als die Sonne im Meridian stand, den Fuß der Kordillere. Eben sollte bereits der Vortrab das Gebirgstor durchschreiten, als eine Nachricht eintraf, die zu längerem Verweilen zwang. Der Page Orteguilla und ein Bote Escalantes, der Karaibensklave Pedro aus Manzanilla auf Kuba — jener Fußläufer, durch welchen noch vor Cempoalla Cortes des galanten Salcedo wegen an die Küste gerufen worden war — hatten das Heer ein-

geholt und überbrachten ein beunruhigendes Schreiben des Stadtkommandanten von Vera Cruz.

Schon von Tlascala aus, bald nach der Rückkehr des Reiters Enrico Lares, hatte Cortes Escalante wissen lassen, daß Orteguilla dem dicken Kaziken abgenommen und in Begleitung eines verläßlichen Mannes dem Heere nachgeschickt werden müsse. Doch auch ohne diesen Anlaß hätte Escalante seinen Brief, der ein Notschrei war, mit dem Fußläufer an Cortes gesandt, seine Hilfe zu erbitten, ehe es zu spät war. Die kleine Besatzung der Hafenfestung schwebte in höchster Gefahr. Nichts Geringeres zu fordern sah sich der Kommandant durch widrige Umstände gezwungen, als daß Cortes seine totonakischen Hilfstruppen entlasse, sie in das Irdische Paradies heimkehren lasse. Denn weder Escalante noch sein Bundesfreund, der dicke Kazike, verfügten über eine genügende Heeresmacht, den Angriffen des Schwelenden Holzes auf die Dauer standzuhalten, falls es zum Krieg kommen sollte. Ein Kampf auf Leben und Tod aber schien unvermeidlich, da der mexikanische Statthalter den Steuermann Gonzalo de Umbria und die Mulattin Beatriz de Palacios gefangengesetzt hatte und herauszugeben sich weigerte.

Nachdem er den Brief gelesen, fragte Cortes Orteguilla und den Karaiben aus, ließ sich das ziemlich lakonische Schreiben durch mündlichen Bericht ergänzen. Orteguilla wußte nur, was ihm der dicke Kazike anvertraut hatte; der Sklave Pedro dagegen kam von der Meeresküste und hatte die Geschehnisse aus nächster Nähe verfolgen können. Was Cortes erfuhr, war eine Rechtfer-

tigung des Schwelenden Holzes — wenn in den Augen eines Konquistadors ein Kazike zu rechtfertigen war, der sich unterstanden hatte, Hand an einen weißen Räuber und seine Gefährtin zu legen.

7.

Der Ausflug in die Berge, welchen an jenem schönen Herbstmorgen, nachdem Escalante und Lares nach Sempoalla geritten waren, der Vielschreiber Alonso de Grado, der Agramant ohne Taten Pedro d'Jrcio, der auf Stelzfüßen gehende Gonzalo de Umbria und die wahnsinnige Beatriz de Palacios unternommen hatten, um dem Blitzenden Schild, dem Sohn des Statthalters der Huaxteca, seine liebreizende Gattin nebst etlichen Nebenfrauen zu rauben, war nicht so glücklich und ertragreich verlaufen, wie die Raubgesellen sich's geträumt hatten. Von totonakischen Tlamamas hatten sie sich bis in die Nähe des Felsenschlosses herantragen lassen, waren den Sänften entstiegen und hatten auf Umwegen — um nicht bemerkt zu werden — eine Felsspitze oberhalb des Schlosses erklommen. Dort verzehrten sie ihre Mundvorräte und schliefen mehrere Stunden, um erst bei Sonnenuntergang an die Ausführung ihres Planes zu gehen.

Die Felsplatte, wo sie auf der Lauer lagen, war durch einen tiefen Abhang von dem auf einer alleinstehenden Felskuppe erbauten Schloß getrennt. Eine steinerne Brücke, die den Eingang des Schlosses mit dem Berge verbunden hatte, war erst vor kurzem infolge eines Erdbebens eingestürzt; an ihrer Stelle führte — als vorläufiger

Ersatz — eine Holzbrücke mit einem weinrot bemalten, breiten Holzgeländer über den Abgrund.

Der Plan des Alonso de Grado ging von der Annahme aus, daß der Blitzende Schild und alle waffenfähigen Schloßbewohner sich auf der Pumajagd befänden. Die wenigen zum Schutz der Frauen zurückgebliebenen Sklaven wollte er vom flachen Dach des Schlosses herabschießen, wenn sich dort die Gattinnen des jungen Kaziken zur Abendmahlzeit versammelt hätten.

Doch die Sonne senkte sich, und weder Diener noch Frauen zeigten sich auf dem Schloßdache.

„Da stimmt etwas nicht!" knurrte der hinkende Steuermann. „Euer vergoldeter Kuppler, Freund Grado, hat Euch und uns alle zum besten gehabt!"

„Unheimlich ist's . . . nichts regt sich in diesem Gespensterschloß. Laßt uns nach Vera Cruz zurückkehren", schlug der einstige Reitknecht des Grafen von Urueña vor.

In diesem Augenblick glitt ein Baumstachelschwein vom Stamm einer Weißtanne ab und kollerte d'Ircio vor die Füße, verzweifelt mit dem Greifschwanz und den schwarzen sichelförmigen Krallen um sich schlagend. D'Ircio war entsetzt aufgesprungen, suchte den Fußpfad zu gewinnen, der zu den Sänften hinabführte. Die Mulattin hängte sich kichernd an seinen Ärmel, um ihn an der Flucht zu hindern.

„Seht doch den Agramant ohne Taten!" hohnlachte Alonso de Grado. „Schlottert wie Espenlaub, will seine werte Person in Sicherheit bringen, will auskratzen mit seinen zu kurzen Beinen, will seine Gefährten im Stich lassen! Ihr seid mir ein Held, d'Ircio!"

Beschämt und wütend kehrte d'Ircio zurück. Mit dem Kolben seiner Muskete zerquetschte er das zur Stachelkugel aufgeplusterte Tier.

„Ich will dir ein Geheimnis verraten, mein Bruder!" raunte Beatriz de Palacios. „Unter dem Schloßtor dort hausen vier Gespenster: ein toter Hund, ein toter Affe, ein toter Hahn und ein toter Mensch . . ."

„Ich hoffe doch, daß wir heute mehr nach Hause bringen, als ein Stachelschwein — wenn's auch Indianerinnen gibt, die sich wie ein Stachelschwein benehmen, sobald man sie streicheln und hätscheln will!" brummte der stelzfüßige Steuermann. „Worauf warten wir eigentlich noch, Señor Grado? Man hat uns hier oben gesehen — das ist klar! Und man will uns und unseren Musketen den lieblichen Anblick nicht gönnen. Eine Mahlzeit läßt sich auch im Innern des Schlosses einnehmen. Doch wir sind, sollte ich meinen, Manns genug, uns selbst einzuladen, wenn man es unterläßt, uns zu Tisch zu bitten!"

„Wenn das Tor nicht verschlossen ist . . ." zögerte Alonso de Grado.

„Ach was! Tore und Frauen sind dazu da, geöffnet zu werden!" erklärte Gonzalo de Umbria. „Das ist kein Mann, der das nicht wagt! Kommt, laßt es uns versuchen — das Schloß ist nur von Frauen bewacht!"

Er hatte sich erhoben und stelzte voraus. Die anderen folgten ihm den Felsensteig hinab über die Holzbrücke. Als sie sich auf der Brücke befanden, schon unweit vom Tor, erscholl ein dumpfes Stimmengewirr über ihnen.

„Verdammt!" knirschte Alonso de Grado und zeigte

aufs Dach. Dort stand der Blitzende Schild mit seiner speerbewaffneten Mannschaft. Ein Indianergeheul, dann ein rattelndes Schwirren und Klirren: zwanzig Speerschäfte sausten herab.

8.

Wie durch ein Wunder blieben Alonso de Grado und Pedro d'Ircio unversehrt. Beatriz de Palacios war der Oberschenkel durchbohrt — irr lachend zog sie sich sofort den Schaft aus der Wunde; dann aber verlor sie das Bewußtsein und sank zu Boden. Dem Steuermann, der mit seiner rechten Hand das Brückengeländer umklammert gehalten hatte, traf ein Speer mitten in die Hand und nagelte sie, sich tief in das Holz einbohrend, fest. Rasend wie ein toller Stier brüllte Gonzalo de Umbria, doch trotz verzweifelter Anstrengungen vermochte er den Speer aus dem Holz nicht herauszuziehen, seine Hand nicht zu befreien. Alonso de Grado und Pedro d'Ircio waren über die Brücke zum Felsenpfad zurückgeflohen, wo sie hinter Gestrüpp Deckung suchten. Die Mexikaner blickten nicht mehr über die Zinnen des Daches herab; man hörte sie im Schloßinnern herabsteigen — näher und näher klangen ihre Stimmen; jeden Augenblick mußten sie aus dem Tor auf die Brücke treten, um der weißen Götter habhaft zu werden.

„Ihr Feiglinge!" brüllte der Steuermann den beiden im Gebüsch versteckten Gefährten zu. „Ich will mich nicht fressen lassen! . . . Kehrt zurück und hackt mir die Hand ab! Sonst muß ich selbst es tun . . . Doch das

kann ich nicht mit dem kurzen Messer . . . Erschießt mich doch lieber, ihr feigen Hunde! . . . Ich will's, ich verlange es! . . Tut mir doch den Freundschaftsdienst!"

Alonso de Grado wagte sich bis auf die Mitte der Brücke vor. Der Mut verließ ihn dann aber doch. Weder dem Gefährten die Hand abzuhauen, noch ihn zu erschießen, brachte er über sich. Und entsetzt floh er von dannen. Gonzalo de Umbria sah ihn und Pedro d'Ircio den Felsenpfad hinunterjagen bis ins Tal, wo die Tlamamas mit den Sänften warteten.

Da nahm der Steuermann sein Messer und schnitt an seiner Hand herum, ohne sie abschneiden zu können. Und helles Frauengelächter erscholl vom Schloßdach herab: die schöne Frau des Blitzenden Schildes lehnte dort über der Brustwehr des Söllers mit ihren Sandalenbinderinnen. Und sie warf ihm eine Mondblume zu.

Ihr junger Gatte und seine Begleiter stürmten gleich darauf aus dem Tor; und sie verschonten den weißen Gott und die weiße Göttin, sie nahmen sie gefangen . . .

9.

Dem Fußläufer und Orteguilla auferlegte Cortes Stillschweigen und nur seine Feldobristen machte er mit dem Inhalt von Escalantes Brief bekannt. Die Mannschaft durfte nicht erfahren, welch eine Gefahr im Rücken drohte.

Trotz aller Erfolge war Cortes noch immer seines Heeres nicht sicher. Die heimlichen Widersacher und Aufwiegler waren nicht bekehrt und nicht abgetan, bloß in Schach gehalten waren sie und warteten eine günstige

Gelegenheit ab, die Funken in der Asche neu anzufachen. Wohl fehlte es an kühnen Draufgängern nicht, aber auch Müde, Satte, durch die Plünderung Cholulas Bereicherte gab es und auch viele Vorsichtige, denen vor Mexico graute, wie selten sie es zwar eingestanden. Je näher das Wunderland in den Gesichtskreis rückte, je mehr es greifbare Wirklichkeit wurde, um so größer wurde die Zahl der Verängsteten.

Unter dem Vorwand, die Totonaken litten an Heimweh und das Herandringen so vieler Hilfstruppen könne Montezuma argwöhnisch machen, schickte Cortes den Schwager des Hauptmanns Tapia, den Feldherrn Cuhertecatl, mit dem größten Teil des totonakischen Heeres an die Küste zurück; — nur Tehuch und zweihundert Totonaken behielt er bei sich. Und er gab Cuhertecatl einen Brief an Escalante mit, worin er diesen ermahnte, allen Herausforderungen zum Trotz Frieden zu halten und eine Aussöhnung mit dem Schwelenden Holz herbeizuführen; sobald dies geschehen, aber solle er ihm Alonso de Grado und Pedro d'Ircio zusenden, damit ein Kriegsgericht sie zur Rechenschaft ziehe.

10.

Während das Christenheer längs einem schaumweißen, donnernden Gebirgsbach die Straße am schroffen Gefels der Kordilleren aufwärts klomm, stolzierte der Kämmerer Rodrigo Rangel neben dem Rappen Romo einher und stellte, nach Luft schnappend, diese Betrachtungen an:

„Euer Liebden wissen, daß unsere Freunde, die Toto-

naken, ihre Beute aus Cholula nicht fortzuschleppen vermochten und sich einige hundert Lastträger von den Cholulteken ausbitten mußten. Spät einen Gedanken zu fassen, ist besser, als ihn gar nicht zu fassen; vorausgesetzt, daß ein Gedanke faßbar ist: die Mehrzahl nämlich der Gedanken sind glatte Aale (wenn sie nicht Blindschleichen oder Giftnattern sind, die anzurühren nicht immer rätlich sein mag). Hätten nun die Totonaken früher zugegriffen und ihre gleitenden Gedanken beim Schwanzende erwischt — was wäre erfolgt? Sie hätten sich die Lastträger von vornherein ausgebeten und wären der Menschheit vorbildlich geworden durch eine solche Tat! Eine welterlösende Tat — für eine Welt, die sich erlösen lassen will! Nur daß die Menschheit — genau wie die Totonaken — ihre guten Einfälle meistens zu spät, wenn überhaupt, einzufangen versteht. Alle Kriege von den Zeiten der seligen Semiramis bis auf unsere Tage hätten sich verhüten lassen, wäre man stets so human verfahren, die Gegner um Tlamamas zu bitten, damit sie einem die Beute nach Hause tragen! Schleppte nicht auch der Erlöser sein Kreuz nach Golgatha? ... Aber die Völker machens just umgekehrt: erst lassen sie sich kreuzigen und tragen dann hinterher ihr Kreuz! ..."

So sprach Rodrigo Rangel.

II.

Die Ebene jenseits der ersten Gebirgskette war erreicht. Die beiden schneeigen Riesen, der Rauchende Berg und die Weiße Frau, erhoben sich nahe und bedrohlich vor

den besorgten Blicken des Heeres, standen schutzbereit vor Mexico, versperrten den Zugang ins Tal der Verheißung, zwei ungeschlachte kosmische Wächter. Doch ein Kampf mit feuerschnaubenden Riesen war ja das unerhörte Abenteuer, wonach Diego de Ordás zeitlebens gelechzt hatte. Das größere der beiden Ungetüme, der Vulkan Popocatepetl, war von ihm seit Wochen zum Widersacher ausersehen. Ihm wollte und mußte er den Fuß auf den Nacken setzen, ihm den Goldhort abgewinnen, von dessen Dasein er kürzlich durch den Grenzwächter an der Großen Mauer erfahren hatte.

Ordás verließ die Vorhut und ritt an Cortes heran.

„Löst Euer Versprechen ein, Don Hernando! Wir stehen am Fuß des Vulkans. Und damals vertröstetet Ihr mich . . .“

„Ja, ich entsinne mich. Damals meinte ich, die Glut würde verraucht sein . . . Was erhofft Ihr Euch eigentlich davon, Don Diego?“

Sein Geheimnis hatte Ordás bisher eifersüchtig gewahrt. Jetzt durfte er es preisgegeben.

„Dort oben ist ein See aus purem flüssigen Golde, Don Hernando!“

„Den wollt Ihr ausschöpfen?! . . . Alle Wetter!“

„Oh, das weiß ich wohl, daß ich einen See nicht ausschöpfen kann! Aber einen stattlichen Goldklumpen hoffe ich Euch als Probe mit herabzubringen. Hernan Martin hat mir einen eisernen Eimer und eine Eisenkette dafür geschmiedet. Was schmunzelt Ihr? Glaubt Ihr, ich werde auf halbem Wege umkehren?“

„Nein, nein — Ihr tut nichts halb, Don Diego! ... Versucht's nur. Es wird immerhin Aufsehen erregen in Mexico, daß ein weißer Gott sich dort hinaufgewagt hat, wo die höllischen Kessel brodeln!"

Acht Tlascalteken, geübte Bergsteiger, erhielt Ordás als Begleiter. Außerdem nahm er den alten Musketier Heredia — den bocksgesichtigen, einbeinigen Zauberer von Tzimpantzinco — mit, welcher einst, ebenso wie er, ein Bediensteter im Hause des Gobernadors von Kuba gewesen war. Und um sich mit den Tlascalteken verständigen zu können, veranlaßte er auch Doña Elvira Farfán, des Weißhändigen Gattin, an der Ersteigung des Vulkans teilzunehmen.

Der Popocatepetl trug unterhalb seiner blaugeschlitzten Schneemütze einen Gürtel aus brandschwarzem Lavakies; darunter ein smaragdgrünes Band leuchtender Alpenmatten; seine unterste Zone aber war dunkelgoldgrün, ein Waldgebirge urwüchsiger Zypressen und Zedern. Nach jahrhundertelanger Ruhe hatte der Vulkan erst vor zweihundert Jahren mit einer neuen, nicht abreißenden Kette von Eruptionen begonnen. Bis dahin war er Der-den-Sand-Erhebende genannt worden.

Ordás hatte seine Eisenhosen, Eisenpanzer und Helm zurückgelassen, nur auf die Hieb- und Stichwaffen hatte er nicht Verzicht geleistet: die baumlange Ritterlanze wollte er als Bergstock brauchen. Nach einstündigem Aufwärtsklettern jedoch entledigte er sich nach und nach auch seines ockergelben Flausmantels, seines Lederwamses, seines Kappkragens, seines Schwertes nebst Schwertgehenk

und bebürdete die tlascaltekischen Begleiter damit, welche ohnedies mit Mundvorräten, dem eisernen Eimer und der Eisenkette beladen waren.

Einer der Tlascalteken zeigte den Weg an. Er kannte sich gut aus im Waldgebirge. Einst war er mit einigen Kriegern in einer der vielen Schlachten des Blumenkrieges von seinem Truppenteil abgesprengt worden und hatte im Gebiet des Rauchenden Berges längere Zeit als Flüchtling gelebt. Alte Überlieferungen von der Liebe der Weißen Frau zum Rauchenden Berge hatte er damals in Erfahrung gebracht.

Mit Hilfe Doña Elviras teilte er Ordás mit, warum das Herz des Berges nicht zur Ruhe kam und warum die dreizehn Felssteine in seinem Innern den Tanz der tausend Füße tanzten.

Die zwei Erstgeborenen der Erde, die Brüder Xiuhnel und Mimich, hatten zwei Hirsche aus dem Blau des Himmels auf eine Wiese herniederfallen sehen; und sie verfolgten die Tiere, ohne sie erlegen zu können. Als aber die Nacht hereinbrach, warfen die Hirsche ihr Geweih und ihr Fell ab und standen still da in Gestalt von zwei wundersam schönen Mädchen. Sie forderten die Jäger auf, bei ihnen in einem Zelte zu schlafen. Xiuhnel, der ältere der beiden Brüder, widerstand der Verlockung nicht und trank vom Blut, das ihm das Mädchen in einer buntbemalten Schale aus gebranntem Ton darreichte; und während er bei ihr schlief, nagte sie ihm das Herz aus der Brust. Mimich aber, der jüngere Bruder, floh vor seiner Verführerin. Und das

Mädchen verfolgte ihn mit Wurfbrett, Speer und Schild, bis er in einem Kugelkaktus und dann in den Flammen einer brennenden Waldschlucht Zuflucht suchte. Und als das Mädchen ihm auch in den feurigen Schlund hinab mit Schild, Wurfbrett und Speer nacheilte, begannen dreizehn Felsenblöcke den Tanz der tausend Füße zu tanzen; und gezwungen war das Mädchen im Wirbel der Steine mitzuhüpfen, so daß der Jüngling ihr entkommen konnte. Da beschloß sie, ihn auf andere Weise zu fangen. Traurig lächelnd kam sie, da er ermüdet ruhte, an sein Graslager heran, demütig legte sie ihr Wurfbrett, ihren Speer und ihren Schild vor ihm ins Gras nieder, ließ ihren Rock fallen und zeigte ihm ihre berückende Nacktheit. Er jedoch, der wußte, daß sie ein Tzitzimitl, ein böser Sterndämon war, ergriff Pfeil und Bogen und schoß nach ihr. Der erste Pfeil ging fehl. Den zweiten Pfeil fing sie mit der Hand auf. Mit dem dritten Pfeil traf er sie in den Schlitz. So laut schrie sie auf, daß die Sterne es hörten. Nicht zulassen wollten die Sterngötter ihre Bezwingung durch ihn; darum verwandelten sie das Mädchen in die Weiße Frau und den Jüngling in den Rauchenden Berg; und sie verpflanzten die dreizehn Steine in den feurigen Schlund, damit sie auch fürderhin den Tanz der tausend Füße tanzten. Des abgeschiedenen Mädchens hingebettete Leiche ist immerdar unter der langgestreckten Schneehülle der Weißen Frau als Schattenriß sichtbar. Des Jünglings Schicksal aber war es, am Leben zu bleiben und ewig den Leichnam der Erschossenen vor Augen zu haben . . .

12.

Der alte Heredia vermochte den verliebten Bergen wenig Anteilnahme abzugewinnen, nur den Anfang der Erzählung hatte er mit angehört, war dann hinterherkeuchend immer weiter zurückgeblieben, und als die Waldzone überstiegen war, ließ er sich nicht blicken. Tlascalteken wurden zurückgesandt, ihn zu suchen. An den Armen ihn mehr tragend als stützend schleppten sie ihn endlich vor Ordás. Schweißtriefend erklärte der alte Musketier, er könne nicht weiter, er habe seine Kräfte überschätzt.

Es war bereits Nachmittag, und da der Aufstieg bis zum Kraterrand sich doch am selben Tage nicht hätte ausführen lassen, beschloß Ordás dort auf einer Wiese Rast zu machen. Von gleitenden weißen Nebelwolken wurden die Schlummernden überkrochen und überhuscht.

Gleich nach Sonnenaufgang brachen sie auf. Die Täler unter ihnen waren teils noch schwarz, teils dunstblau, nur die Schneespitzen und Felsköpfe loderten durchsichtig goldenrot. Schwieriger als tags zuvor wurde es, die Felsungeheuer zu bezwingen. Höllenkahle Geröllhalden, Steilschluchten und Schroffen mußten überwunden werden. Als schließlich die Region des Lavasandes erreicht war, brach Doña Elvira Farfán erschöpft zusammen, und Heredia behauptete von neuem, er könne nicht mehr, er sei am Ende seiner Kräfte.

Ordás fluchte.

„Gebt auch Ihr es auf, Señor Capitan!“ meinte Heredia aufdringlich grinsend. „Es wäre doch schade . . .“

„Was wäre schade?“

„Wenn der Teufel Euch droben holte!"

„Aha! Und der Respekt vor ihm ist Euch in die Knochen gefahren? Das also ist's?" grollte Ordás.

„Ich habe ein junges Weib, Señor. Könnt Ihr wünschen, daß sie Witwe wird und mich beweint?"

„Euch?! . . ." Ordás, der sonst nie lachte, mußte hell auflachen. Doch das sah er wohl ein, daß er den eigensinnigen Alten nie bis zum Krater hinaufbringen werde. Er hieß ihn bei Doña Elvira bleiben und auf seine Rückkehr dort warten.

13.

Mit den Tlascalteken klomm Ordás weiter hinauf, gelangte zum ewigen Schnee. Die Indianer wanden sich Baumwolltücher um die Füße und umwickelten auch seine Sohlen, obgleich er sich anfangs gesträubt hatte. Der feste, von Sonnenstrahlen gebackene Schnee hielt stand. In den Augen flammte das betäubende Licht, flackerte bei jedem Augenaufschlag als karminenes Glutenmeer. Die Schneeschatten färbten sich dunkelviolett.

Nach Westen hin wurde der Ausblick frei auf das Land der Seen, den Garten Anahuac, auf Tezcuco und Tenuchtitlan. Doch die geblendeten Augen gewahrten nicht mehr als ein rotes Schimmern. Und hätte Ordás auch sehen können, er hätte doch nichts gesehen: als Sklave seiner Traumziele war er für Naturschönheit blind.

Die Kälte der Eiswelt verbrannte die Haut, und die Sonne brannte wie ein überheizter Eisenofen. Die Berg-

krankheit umnebelte die Sinne, brauste in den Ohren, dörrte den Gaumen aus, erschwerte das Atmen. In immer kürzeren Abständen mußte der Aufstieg unterbrochen werden, mußte das rasend stürmende Herz sich matt laufen.

Endlich stand Ordás auf dem siebzehntausendachthundert Fuß hohen Kraterrande. Eine Weile lang in dunkles Gestein starrend, gewöhnte er sein Auge daran, wieder Bilder aufzunehmen. Er hatte es nach Möglichkeit geschont, war ganze Strecken mit geschlossenen Lidern gestiegen. Das rote Flimmern verlor sich allmählich. Nun konnte er in den Krater blicken.

Über die gelbgrünen Schwefelfelsen und grauen Lavaflötze des Kraterrandes — überharscht von Schneeflaum und gletscherblau überfroren — hingen mannsdicke Eiszapfen in die brodelnde Tiefe hinab. Dort unten aber brandete das metallene Meer. Sturmgepeitscht rollten die haushohen Metallwogen, brachen sich aufschäumend und zischend am Felsenufer. Ein See von mehr als tausend Fuß Durchmesser war es, leuchtend obgleich kein Sonnenstrahl hindrang, leuchtend von eigenem Licht. Rudern und segeln hätten irdische Schiffer nicht können auf diesen Fluten aus purem geschmolzenem Gold . . .

Jedoch auf den ernsten Zügen des Ritters Ordás prägte sich keine Verblüffung aus wie auf den entsetzten Gesichtern seiner indianischen Begleiter. Er war gefaßt, war vorbereitet auf diesen Anblick. Sachlich, ernst und methodisch ging er ans Werk. Und nachdem er einen überhängenden Schwefelfelsen ausfindig gemacht hatte,

ließ er den eisernen Eimer an der langen Eisenkette und dem noch viel längeren Hanfseil hinunter in das metallene Meer.

Viel Zeit nahm das Hinabgleitenlassen des Eimers und ebenso das Emporziehen. So viel Zeit währte es, daß der heiße kostbare Inhalt des Eimers — an den säulendicken Eiszapfen entlang aufsteigend — erkaltete. Als schließlich der Eimer oben angelangt war, hatte sich das Gold in graue Lavaschlacke verwandelt.

Die Tlascalteken kicherten. Ordás aber stieß mit einem Fußtritt den Eimer in den See von Gold. Wie werden erst die Kastilier sich vor Lachen schütteln! dachte er und drehte schwermütig an seinem langen Schnurrbart. Er war es gewohnt, daß das Schicksal ihn närrte . . .

14.

Einen der riesigen Eiszapfen nahm Ordás mit, um Cortes wenigstens etwas Brauchbares mitzubringen. Vier Tlascalteken mußten den baumlangen Eiszapfen tragen.

Den Abstieg erleichterte sich Ordás, indem er es Quetzalcoatl, dem toltekischen Gotte, gleichmachte, welcher sich vom Krater des Popocatepetl bis in die Ebene hatte hinabgleiten lassen. Von Marina hatte er davon gehört und längst war es sein Vorsatz gewesen, die Tat des Gottes nachzuahmen. Nur leider war sie unnachahmlich, wie er bald merkte, als er auf seinem ausgebreiteten Flausmantel eine Schneehalde hinabschlitterte; — auf halbem Wege trennten sich Mensch und Mantel; und mit dem Kopf voraus verschwand Ordás im Schnee, mußte von

seinen Tlascalteken ausgegraben werden. Bei der zweiten und dritten Schneehalde erging es ihm nicht besser, bis er es aufgab.

An der Stelle wo er Doña Elvira Farfán zurückgelassen hatte, traf er diese allein an. Der alte Heredia hatte sich aus dem Staube gemacht, vorschützend, er höre deutlich ein unterirdisches Rollen und habe nicht Lust, sich von seinem jungen Weibe betrauern zu lassen.

Der lange Eiszapfen wurde ins Gras gelegt, die Mundvorräte wurden ausgebreitet, Ordás, Doña Elvira und die acht Tlascalteken setzten sich auf umherliegende Lavablöcke, das Mittagsmahl einzunehmen.

Während sie aßen, fragte Ordás den Führer aus über den weißen König der Tolteken. Er wisse von Malintzin, daß der Gott ein Ballspielhaus auf dem Kraterrand erbaut habe, doch sei droben nichts davon zu entdecken gewesen.

Der Tlascalteke entgegnete, die Trümmer des Ballspielhauses befänden sich noch auf dem Krater, wären aber durch Eis und Schnee überwuchert, den Blicken der Erdgeborenen entzogen. Und hieran anknüpfend, erzählte er eine seltsam schöne Sage vom Auszug des Gottes aus Tula:

An einem Spinnenfaden hatte sich der unheimliche Tezcatlipoca vom Himmel herabgelassen, den Büßergott zu verderben. Wein überbrachte er ihm, den er als Trank der Unsterblichkeit anpries. Und nicht nur Quetzalcoatl, auch seine Feldherren und Höflinge tranken vom Wein, durch einen Rohrstiel ihn einsaugend. Ihrer fünf

und immer wieder fünf schlürften und berauschten sich. Und einer der Höflinge sprach:

„O großer König und Herr, befiehl, daß man singe! Siehe, ich weiß das wollüstige Lied, das Lied, das dir gefallen wird!"

Und als der Büßerkönig nickte, sang der Höfling:

O Palast glitzernd von Quetzalen,
O Palast meiner geliebten Vögel,
O Palast der Türkise,
O Palast rieselnd von Smaragden,
Nie werde ich aufhören, dich zu verschönen!
An ya, an ya!

Und der trunkene Gott unterbrach das Lied, glückselig rief er aus:

„Man bringe mir meine Schwester Quetzalpetlatl! Berauschen will ich mich mit ihr!"

Da eilten mehrere Höflinge in den Palast von Nonohualco, wo die Prinzessin lebte.

„O Prinzessin," sprachen sie, „der königliche Priester Quetzalcoatl erwartet dich, um sich an dir zu berauschen."

„Ich bin bereit, euch zu folgen!" sagte die Königstochter.

Darauf sangen die Höflinge:

O liebliche Schwester, freue dich,
O Quetzalpetlatl!
Wir jauchzen vor Freude,
Wir singen dir, wir singen dir,
Der Geliebten Quetzalcoatls!
An ya, an ya!

Seitdem konnte Quetzalcoatl nicht mehr sagen: „Ich bin ein Heiliger!" Er badete nicht mehr mitternachts im

Schloßbrunnen, seines Bleibens war nicht mehr im Lande Und er dichtete dieses Lied

> Meine Mutter, meine würdige Mutter
> Blickte mich an in meiner Trunkenheit.
> Sie sagte. „Ich erkenne meinen Sohn nicht!
> Es ist der göttliche Herr nicht mehr!
> Unglücklicher! Ich weine! Wehe!"

Und im krummen Spiegel, den der schwarze Tezcatlipoca ihm gebracht hatte, sich betrachtend, sah Quetzalcoatl, daß er ein hundertjähriger Greis war — obgleich er ewig jung erschien —, und hinweg zog er mit allen Singvögeln Tulas . . .

Da fragte Ordás. woran das gelegen habe, daß der König ewig jung erschien, obgleich sein Antlitz die Züge eines Greises trug?

Das habe daran gelegen, erwiderte der Tlascalteke, daß er nachts im Schloßbrunnen badete, der ein Brunnen der Verjüngung war.

Die müden Züge des Ritters spannten sich. Ein neues Ziel leuchtete vor seinem Tatendurst auf.

Wo der Verjüngungsbrunnen sei? fragte er.

Unter den Trümmern des Silberpalastes von Tula, gab der Tlascalteke zur Antwort. Doch niemand wisse mehr, wo das alte Tula gestanden. Mehrere Orte nennten sich so. Doch gebe es auch viele Trümmerhügel in Anahuac — eine jener Schuttstätten müsse wohl die Stadt der Silberpaläste gewesen sein . . .

Ordás ließ sich von Doña Elvira Farfán Verschwiegenheit schwören. Er ganz allein wollte den Jugendbrunnen aus-

findig machen, ihn dem Kaiser schenken . . . Alle Greise und Greisinnen Europas würden nach Tula gepilgert kommen . . .

„Auch Euch, Doña Elvira, werde ich Jugend und Schönheit wiedergeben!" schloß er.

Grausam war seine Zerstreutheit. Doña Elvira war eine indianische Hure gewesen und war sich ihres verwüsteten Aussehens stets bewußt.

„Wozu!" sagte sie düster. „Ich möchte mir es nicht wünschen, noch einmal zu leben. Schon so ist es allzu lang . . ."

Während des Mahles und der darauffolgenden Siesta war die Sonne vom Meridian weit nach Westen gewandert. Als Ordás den Abstieg ins Tal weiter fortsetzen wollte, stellte es sich heraus, daß der große Eiszapfen verschwunden war.

15.

Gegen den Rat der Kaziken aus Huexotzinco und Tepeaca hatte sich Cortes für den mittleren der drei Wege, für den Engpfad zwischen der Weißen Frau und dem Rauchenden Berge entschieden, nachdem er sich mit eigenen Augen davon überzeugt hatte, daß gefällte und hoch übereinander geschichtete Baumstämme die breite südliche Straße bedeckten, während die nach Chalco und Tezcuco führende Straße durch herangewälzte Syenitblöcke verstopft war. Nur noch ein letzter Sattelkamm, allerdings der am schwersten zu übersteigende, trennte das Heer vom Tal der Verheißung.

Am Scheidewege verabschiedete sich die Schwarze Blume, nachdem es ihm nicht geglückt war, Cortes zu einem Besuch Tezcucos zu überreden. Im Waldgebirge hatte der junge König eine heimliche Zusammenkunft mit seinem Bruder Ohrring-Schlange, dem Herabstoßenden Adler und dem Roten Jaguar gehabt, die — alle drei noch immer als Jäger verkleidet — dort seinethalb umherstreiften. Durch einen hörigen Landarbeiter hatten sie ihn in ihre Waldhütte bitten lassen; dringend hatten sie ihn mahnen lassen, er möge der notwendigen Verständigung nicht ausweichen; sie selbst würden ihn aufgesucht haben, scheuten sie nicht eine Begegnung inmitten des Christenheeres. Die Schwarze Blume war der Aufforderung willig gefolgt; — teils, weil der gemeinsame Haß gegen Montezuma frühere Gegensätze überbrückte; teils aber auch weil seine Treulosigkeit nach einem neuen Widerhalt suchte. Die Kirchenbuße des Paters Olmedo hatte einen Stachel hinterlassen.

Seit dem Bruderkrieg vor den Toren Tezcucos war dies das erste Wiedersehen der Brüder. Damals war durch mexikanische Vermittler der Friede zuwege gebracht worden, dem Edlen Traurigen war die Hauptstadt Tezcuco und ein Streifen am See, der Schwarzen Blume das umfangreiche Gebirgsland zugefallen. Doch schon gleich nach dem Waffenstillstand hatte sich Prinz Ohrring-Schlange zu seiner Mutter nach Tenuchtitlan begeben und war mit seiner Schwester und dem Durch-Zauber-Verführenden auf der schwimmenden Insel gefahren, während die Schwarze Blume noch in Tezcuco verhandelte.

Jetzt stürzten sich die Brüder weinend in die Arme und gleich nach den ersten Worten spürten sie eine Wärme der Vertrautheit und eine schrankenfreie Nähe, als hätten sie sich nie mit Speer und Schild gegenübergestanden. Aber auch der Herabstoßende Adler, der Feind Quetzalcoatls, und die Schwarze Blume, der jüngst Getaufte, fanden Gefallen aneinander, trotz vielem was sie schied. Prächtige Vertreter waren beide einer raubtierhaften Zuchtrasse, stählern ihre Glieder, stählern ihre Herzen.

Es galt sich zusammenzuschließen für alle, die grollend abseits standen und der Politik des Huei-Tecpan die Gefolgschaft verweigerten. Mit jedem Tage wurde die Handlungsweise Montezumas rätselhafter.

Sogar das niedere Volk, sonst immer knechtisch untertänig, gewohnt in ihm einen Gott zu sehen und anzubeten, hatte bereits begonnen, ihn wegen seiner schmachvollen Verschrecktheit zu verachten; und die höheren Kasten wurden zur Raserei gebracht durch seine launischen Willkürbefehle. Die neueste, eben aus Tenuchtitlan herübergekommene Nachricht lautete: der Zornige Herr habe die Prinzessin Perlmuschel eingekerkert und wolle sie opfern lassen, falls sie nicht einwillige, das Weib des kecken Ehebrechers aus Huexotzinco zu werden!

Die Schwarze Blume tobte. Und als, im Auftrage seiner Mutter, der Herrin von Tula, ihn Prinz Ohrring-Schlange aufforderte, mit nach Tezcuco zu kommen, war er bereit dazu.

Er begab sich zurück zum Christenheer — noch hatte dieses den Weg zwischen den beiden Vulkanen nicht eingeschlagen — und dort an der Wegscheide nahm er von

Cortes und den Hauptleuten Abschied. Er versprach, am Seeufer wieder zum Heere zu stoßen.

16.

Ohne den Herabstoßenden Adler — denn dieser und sein Sklave hatten sich in den Schluchten des Nordwestabhanges der Weißen Frau schon von ihnen getrennt — langten Prinz Ohrring-Schlange und die Schwarze Blume gegen Abend in Tezcuco an.

Festjubel scholl ihnen am Stadttor entgegen. Tezcuco, in dessen Mauern noch vor wenigen Tagen ein erbitterter Volksaufstand gewütet hatte, — Tezcuco prangte im Schmuck der Lilien und Standarten. Das ausgesöhnte Volk feierte die Errettung, die glückliche Flucht der Prinzessin Perlmuschel aus dem „Ort der Schergen", der Richtstätte Tenuchtitlans.

Da Ohrring-Schlange und die Schwarze Blume am Stadttor erfuhren, Perlmuschel und die Herrin von Tula befänden sich in Tezcotzinco, dem außerhalb Tezcucos gelegenen einstigen Lustschloß des Herrn des Fastens, begaben sie sich geradeswegs dorthin, ohne die Stadt zu betreten.

Auf einer felsigen, wie ein Kap in die Lagune hinausragenden Landzunge, rauschten die Wasserfälle, die Springbrunnen und dunklen Baumwipfel von Tezcotzinco, rings verbrämt vom silbrigen, plätschernden Schaumstreifen des Schilfsees. In die mit schwarzen Moospolstern getigerten Felswände sah man Symbole und Embleme gemeißelt — ein brennendes Haus, zwölf Köpfe von Fürsten und Königen, zwei flammenatmende Jaguare — versteinerte

Lobgesänge auf die Großtaten des Herrn des Fastens und seiner Vorfahren. Dort, hinter den turmhohen Steinmauern des wunderalten Parkes, hatte er, abgeschieden von der Welt, das letzte Halbjahr seines Lebens verbracht, nächtens Zwiesprach gehalten mit dem gestirnten Himmel und unter kahlköpfigen Zypressen die Tage vertrauert mit kreischenden Papageien und lärmenden Affen, mit stummen Kunstfelsen und schweigsamen Fischteichen, mit geschwätzigen Springbrunnen und zwei gebeugten Greisen, — von denen der eine, der alte Wickelbär, nach des Königs rätselvollem Hingang, in Tenuchtitlan als Zauberer gelebt und sich Zacatzin genannt hatte . . .

Auf den hüpfenden Wellen des Schilfsees spiegelte sich roter Fackelschein. Das einem Kastell ähnliche, am Rand der Kuppe des schroff in die Lagune abstürzenden Vorgebirges erbaute kleine Lustschloß war festlich erhellt. Ein indianischer Ball, ein strahlendes Tanzfest wurde in den mit Federmosaik-Teppichen behängten Räumen veranstaltet. Märchenschimmer war das Farbenspiel der Kolibrigewänder und der am Fackellicht erglühenden Kostbarkeiten. Die tanzenden jungen Männer prangten in Jaguarfelle gekleidet. Die Mädchen und jungen Frauen hielten, reigend, große elfenbeingelbe Wasserrosen in den Händen.

Nach stürmischer Begrüßung mit Mutter und Schwester und nachdem Tränen der Rührung und Freude vergossen waren, folgten die Schwarze Blume und Ohrring-Schlange der Herrin von Tula in einen Saal, wo, wie sie geheimnisvoll andeutete, ihrer eine Überraschung harrte. Es war der Schlangensaal, an dessen weitgeöffnetem Tor

einst — nach dem damals noch verborgen gehaltenen Tode des Herrn des Fastens — das geängstete Volk Tezcucos vorbeigepilgert war, den Thronenden zu erblicken, der, ein lebloses Steinbild, mit lautem Gepolter dann auf die Marmorfliesen stürzte, als ihm die Schwarze Blume die Stirnbinde aus Türkismosaik vom Haupte riß.

Jetzt war der Saal mit zweihundert überschlanken jungschönen Frauen gefüllt, die alle kniend auf ihren Fußhacken saßen. Und inmitten seiner Frauen, kauernd auf einem niedrigen Schemel, lauschte der Edle Traurige seinem Musikmeister, welcher, zum Gesang eines Knabenchores und begleitet von drei mit Huhehuhetl-Tamburinen und perlmutternen Rasseln den Takt angebenden Trommlern, in eine Menschenarm-Trompete blies. Am durchbohrten, entfleischten Menschenarm befanden sich noch — mit silbernen Bändern verbunden und weit auseinandergespreizt — die fünf Knochenfinger, und jeder Finger war auf einen anderen Ton abgestimmt.

Der Edle Traurige erhob sich und hieß die Musik verstummen, als er die Herrin von Tula und seine Brüder eintreten sah. Er war zur Aussöhnung bereit. Die auf dem See bei der Liebesinsel erhaltene Schulterwunde hatte er seinem Bruder Ohrring-Schlange verziehen. Und auch gegen die Schwarze Blume fühlte er, seitdem die Waffen ruhten, keinen Groll mehr. Längst hatte er sich nach einer Verständigung gesehnt, und nur sein Stolz hatte ihn bisher abgehalten, den ersten Schritt zu tun. Der Herrin von Tula und Perlmuschel war es nicht schwer gefallen, ihn zu der Zusammenkunft zu überreden.

Die jüngsten Geschehnisse in Tenuchtitlan hatten einen Gesinnungswechsel in ihm bewirkt. Zwar war und blieb er, trotzdem er die Krone Tezcucos trug, ein Vasall Tenuchtitlans und fühlte sich mehr als Mexikaner denn als Acolhua — zu lange hatte er die Luft des Huei-Tecpan geatmet; und die Kindheitseindrücke ließen sich nicht auswischen: die Herrin von Tula war seine Mutter nicht, er war ein Sohn jener hingerichteten zwölfjährigen Ehebrecherin Smaragd-Lingam; der mit Blumengewinden erdrosselte Pflanzer-des-Weidenbaumes war sein leiblicher Bruder gewesen. Aber liebte er Mexico noch immer — Montezuma liebte er nicht mehr. Seine an Anbetung grenzende Verehrung hatte der Zornige Herr sich verscherzt durch den Kleinmut gegenüber dem Schicksal, durch die Heimtücke, die Unwahrhaftigkeit seiner Handlungen sowohl wie seiner Worte. Die enttäuschte Liebe des Edlen Traurigen war im Begriff, sich in Abscheu und Feindschaft zu wandeln.

Wie Guatemoc so war auch Cacama um Maisblüte betrogen worden, und auch an seinem Herzen nagte — nicht minder qualvoll als an dem des Herabstoßenden Adlers — ein nie zu verwindender Schmerz. Mit Prinzessin Silber-Reiher, der reizlosen zweiten Tochter des Zornigen Herrn, führte er keine glückliche Ehe — nicht um ihretwillen hatte er den Hort von Tezcuco nach Mexico gebracht.

Es reute ihn, daß er das getan hatte. Er konnte sich die Übereiltheit nicht verzeihen, mit der er dem Zornigen Herrn das Gold seiner Ahnen ausgeliefert hatte, ohne

den Preis des Handels — die Geliebte — in Händen zu halten. Vor der Schwarzen Blume, der doch eines Blutes mit ihm war, hatte er geglaubt, den Schatz retten zu müssen; — und nun war er nicht fähig, ihn vor der Habgier Montezumas zu retten. Kein Geheimnis war es geblieben, daß der Herabstoßende Adler als Vorsteher des Hauses der Edelsteine sich geweigert hatte, das Gold Tezcucos antasten zu lassen, und daß er deshalb in Ungnade gefallen und verbannt war. Das Mexikaner-Priesterchen im Schlangenberg brüstete sich bereits, der Sternhimmel am Huitzilopochtli-Turm werde bald mit einer dicken Schicht von Edelgestein und Edelmetallen überzogen werden und deutete an, daß Montezuma hierfür das Erbe des Herrn des Fastens gestiftet habe, um den Kriegsgott, den Wunderbaren, zu besänftigen.

Aber noch andere Gründe hatte der Edle Traurige, Montezuma zu grollen. Die Blutschande des Vom-Himmel-Gestiegenen, der frevelhafte Mißbrauch der Kleidung Tezcatlipocas, waren ungesühnt geblieben. Seinen mißratenen Sohn hatte der Zornige Herr nicht gestraft, hatte ihm sogar, heiliger Sitte entgegen, die Schwester zur Frau gegeben. Und auch nicht vom König, sondern vom Herabstoßenden Adler war der Schönling Coxtemexi, der bis vor kurzem noch als der Anstifter des Unheils galt, gezüchtigt worden. Seiner Nase hatte ihn Guatemoc beraubt, hatte ihn widerrechtlich im Huei-Tecpan gefangen gehalten. Jetzt aber, nach der Verbannung seines Peinigers befreit aus der Haft, deckte Coxtemexi vor allen Prinzen, Höflingen und Edelleuten Tenuchtitlans

den wahren Sachverhalt auf und bezichtigte den Tempel-Feger als den Hauptschuldigen — wohl in der Hoffnung, daß es dem Herabstoßenden Adler zu Ohren kommen werde, und um ihn gegen einen unüberwindlich scheinenden schlangenglatten Feind zu hetzen. Was heute jedermann in der Wasserstadt wußte, mußte auch Montezuma bekannt sein. Doch weit entfernt, den Tempel-Feger zur Verantwortung zu ziehen, hatte er ihm Prinzessin Perlmuschel, seine — des Edlen Traurigen — Schwester, versprochen. Ja, er hatte sogar, nicht scheuend ihre Einwilligung mit Gewalt zu erzwingen, sie zu einer Verzweiflungstat veranlaßt . . .

Prinz Ohrring-Schlange ahnte, was in der Seele Cacamas vorging. Er selbst bereute die Verwundung des Bruders, wie jener die Überantwortung des Goldhortes bereute. Vernarbt war die Schulterwunde; indes auch das väterliche Erbe war noch nicht vergeudet. Verloren war nur die Liebe des Volkes von Tezcuco, — doch selbst die ließ sich vielleicht zurückgewinnen, wenn sich der Hort zurückgewinnen ließ. Und das war immer noch möglich; freilich nur möglich, wenn die Geschwister zusammenhielten und bei dem täglich näher androhenden Umschwung in Tenuchtitlan eines Sinnes waren. Denn Montezuma schien ein Verlorener, ein Gezeichneter, ein von den Sterngöttern im Stich Gelassener; gewiß, seine Tage waren gezählt. Daß Cacama sich von ihm abwenden werde, mochte er ihn einst auch wie einen Vater verehrt haben, war letzthin oft von Ohrring-Schlange erhofft worden. Nun hatte die unerhörte Kränkung der Schwester den inneren Abfall beschleunigt.

Der Edle Traurige und Ohrring-Schlange umarmten sich. Doch die Schwarze Blume wies die dargereichte Hand ab. „Erst soll mein Bruder unser leeres Schatzhaus wieder füllen!“ rief er und eilte zornig in den Garten hinaus. Perlmuschel eilte ihm nach. Über eine Stunde währte die Aussprache zwischen Bruder und Schwester.

17.

Der Aufruhr in Tezcuco war erst vor wenigen Tagen dank dem Eingreifen der Herrin von Tula beschwichtigt worden. Seit der Belagerung der Stadt durch die Schwarze Blume und dem Friedensschluß, welcher das Land Acolhuacan in zwei Hälften zerriß, hatte es im Volk immerzu gegärt. Die Mexico freundlich gesinnte Partei der adligen Landbesitzer war mißvergnügt, weil der Schwarzen Blume das Bergland zugesprochen war, wo sich die Mehrzahl der Feldgüter befand; die Partei der städtischen Plebejer wiederum war mit dem Edlen Traurigen unzufrieden, der gänzlich zum Mexikaner geworden in Tenuchtitlan wohnte, ein Schwiegersohn, Trabant und Höfling des Weltherrn, fast nie nach Tezcuco kam und sein Volk der Willkürherrschaft des hochmütigen Adels preisgab. Als vor kaum drei Wochen Prinz Ohrring-Schlange, der damals noch in seinem Versteck beim alten Obsidian-Arbeiter lebte, sich in huaxtekischer Verkleidung nach Tezcuco gewagt hatte, war er in den Straßen unerkannt umherstreifend Zeuge gewesen, wie die vierzehn Adelsfamilien in ihren Steinpalästen von einer brüllenden Menge belagert, sich mit Schild und Speer

verteidigen mußten, und auf Schritt und Tritt hatte er in der wilderregten Stadt Todesdrohungen vernommen gegen die besoldeten Verräter, den Edlen Traurigen und sämtliche Freunde des Zornigen Herrn. Wenige Tage hernach, kurz vor der Verbannung Guatemocs, hatte der Edle Traurige Tenuchtitlan verlassen, den unhaltbaren Zuständen in seiner Königsstadt ein Ende zu machen. Es war ihm gelungen, Ruhe zu stiften. Nur kehrte er allzubald nach Mexico zurück, abberufen durch die Ratlosigkeit Montezumas infolge der Vorgänge in Cholula. Kaum war er abgereist, begann der Hader von neuem, und es kam zu noch heftigeren Ausbrüchen der Volksleidenschaft als vordem.

Der Adel ließ die sechs hauptsächlichsten Verhetzer des Volkes aufgreifen und den Göttern schlachten. Dies wurde das Zeichen zur Erhebung der gesamten Bürgerschaft. Doch an Waffen fehlte es dem Volke — das Speerhaus war im Besitz der Adelskaste. Da stürmte das erbitterte Volk die Tempel und schändete die Schädelstätten. Es gab in Tezcuco Schädelpyramiden, die den Steinpyramiden an Höhe gleichkamen; es gab Tempeldächer, die mit Schädeln bedeckt waren. Myriaden von Schädeln wurden in Körbe gesammelt und an die Menge verteilt. Und während die adligen Krieger mit Pfeilen und Speeren in die Ansammlungen brüllender Aufständischer hineinschossen, bewarfen diese die Angreifer mit Schädeln, mit Armknochen und Beinknochen, erschlugen ihrer viele und trieben die anderen nach längerem Kampfe in die Flucht. Myriaden von Schädeln und Knochen

lagen zersplittert auf allen Straßen Tezcucos, so daß man nicht gehen konnte, ohne auf sie zu treten.

Und nach der Schädelschlacht, nach dem Sieg über den Adel, beschloß das Volk die Absetzung sowohl des Edlen Traurigen wie der Schwarzen Blume: statt ihrer solle Prinz Ohrring-Schlange die Stirnbinde aus Türkismosaik tragen; und sei er auch verschollen, so sei doch von seinem Tode nichts bekannt; und wenn es wahr sei, was Reisende behaupteten, daß er in der Nähe des Rauchenden Berges erblickt worden sei, so solle man ihm Boten senden, ihm den Thron anzubieten.

Kaum aber war dieser Beschluß gefaßt, erscholl ein Schreien vom See her; und sogleich schwirrte das Gerücht umher: der alte König, der Herr des Fastens, sei von den Toten zu den Lebenden zurückgekehrt. Und alles Volk strömte zum Seeufer hin.

Auf den lasurblauen Wellen, auf welchen weiße, vermorschte, staubverpichte Schädel schwammen, schaukelte ein Einbaum, gerudert von einem blinden Knaben. Und aufrecht im Boot stand ein Greis. Und viele sagten: er sei es, der so rätselhaft entschwundene Herrscher sei es! Und andere meinten, der Mann im Boot sähe Zacatzin ähnlich, dem Zauberer von Tenuchtitlan, dem Feind Montezumas, auf dessen Ergreifung der Weltherr einen hohen Preis gesetzt hatte. Andere aber, die ihn kannten, riefen aus: niemand anders sei es, als der Alte Wickelbär, der Freund und Sterndeuter des sterneliebenden Königs!

Und der Alte Wickelbär gab sich dem Volke zu erkennen. Und nachdem er vernommen hatte, die Stadt

beabsichtige, dem Prinzen Ohrring-Schlange den Thron anzubieten, riet er davon ab, da der Prinz gewillt sei, allen Ehrungen und Würden aus dem Wege zu gehen. Erst vor kurzem habe er den Prinzen gesprochen und ihm den letzten Willen des Herrn des Fastens kundgetan, den unter allen Erdgeborenen keiner außer ihm vernommen habe und den er nun vor dem Volke Tezcucos nicht länger geheimhalten wolle. Kurz vor dem Tode gefragt, wen er zu seinem Nachfolger bestimme, habe der Herr des Fastens geantwortet: Nicht den Sohn der Smaragd-Lingam; aber auch nicht Ohrring-Schlange — denn in der feurigen Schrift der Sterne stehe verzeichnet, daß zwei Brüder des Prinzen Ohrring-Schlange vor ihm die blaue Stirnbinde tragen würden; weder könne er seinem besten Sohn, der Schwarzen Blume, die Kränkung antun, daß er ihn übergehe, noch dürfe er des Reiches Wohlfahrt so hintansetzen, daß er dem Verderber Anahuacs zum Thron verhelfe; stärker indes als sein Wille, sei der Wille der Sterne, und die hätten verkündet, daß in der Stadt Tezcuco — als vierter seiner Nachfolger — die Schwarze Blume herrschen werde, nachdem zuvor drei seiner Brüder auf dem Silberthron gesessen und eines gewaltsamen Todes gestorben seien . .

Die Volksmenge am Gestade unterbrach den Greis. Warum er von vier Söhnen rede — rief man ihm zu — da doch bekannt sei, daß der König bloß drei Söhne hinterlassen habe?

Doch das Boot hatte sich vom Ufer entfernt. Ob der Alte Wickelbär eine Antwort gab und welche, war

nicht mehr vernehmbar. Ein bleicher Nebeldunst wurde von einem Stoßwind über die Seefläche getrieben — darin entschwand bald das Boot den Blicken, und nur noch die schwimmenden Schädel schaukelten blank auf den lasurblauen Wellen.

18.

Die Herrin von Tula, die damals noch mit Perlmuschel in Tenuchtitlan weilte, wurde eine Woche darauf von Abgesandten der Stadt Tezcuco aufgesucht.

Als die Abgesandten an der vom vorspringenden Kupferdach beschatteten Landungstreppe aus dem Kanoe stiegen und in den zierlichen, einst vom Herrn des Fastens aus rotem, blasigem Lavastein erbauten Tecpan getreten waren, trafen sie die Bewohner des Palastes in großer Erregung vor. Ratloser, freudiger Schrecken strahlte auf den Gesichtern der Dienerschaft. Eine seltsame Tat, unerforschlich in ihren Gründen, hatte die Herrin von Tula eben ausgeführt.

Am frühen Morgen dieses Tages war jener Entenjäger, den im Hause der Federmosaik-Arbeiterinnen der Rote Jaguar öfters an Feierabenden angetroffen hatte, in den Tecpan gekommen. Einen Botenbrief trug er in der Hand, bestimmt für die Herrin von Tula. Und nachdem sie das Schreiben entziffert hatte, ließ sie ihn in ihr königliches Gemach rufen, und lange Zeit hielt sie heimlich Zwiesprach mit diesem Ärmsten der Armen. Was der Inhalt der schriftlichen und mündlichen Botschaft war und wer den Entenjäger geschickt hatte,

erfuhr außer Prinzessin Perlmuschel niemand. Doch schien die Königin-Witwe befriedigt, denn sie entließ den Mann mit einem reichen Geschenk.

Und sie gab Anordnungen für ein Familienfest, ohne zu sagen, wem zu Ehren es gefeiert werden sollte. Mit Maisstauden, Tollin-Lilien und Malven wurde der Tecpan ausgeschmückt. Und in einen der Tecpanhöfe, wo das heilige Herdfeuer brannte, ließ die Herrin von Tula einen Jaguarfellsessel tragen und vor den drei heiligen Herdsteinen hinstellen. Alle Hausgenossen — Anverwandte, Diener und Sklaven — hatte sie dort zusammengerufen. Und nachdem sie Wachteln und Papageien geköpft und dem Türkisherrn, dem Gelbgesichtigen, ölige Chian-Körner in das Herdfeuer gestreut hatte, sprach sie ein Gebet, erflehte den Beistand der Himmelsgötter für die Tat, die sie vorhatte.

Hierauf nahm sie auf dem königlichen fellbedeckten Sessel Platz und rief Menschen-Puma heran, das Pflegekind ihrer Tochter. Und während sie mit der Hand über das Kopfhaar des Knaben strich, brachte sie vor, weshalb sie die Hausgenossen um sich versammelt habe. Weil sie jedoch den wahren Grund nicht nennen durfte, nannte sie einen erfundenen. Der Sohn Montezumas, der Vom-Himmel-Gestiegene, stelle dem Knaben nach, sagte sie, schon zweimal habe er ihn in seiner Gewalt gehabt und nicht ruhen werde er, bis er ihn der Liebesgöttin auf der Schilfseeinsel geopfert habe. Jüngst aber, beim Besenfest, habe er zur Prinzessin Perlmuschel gesprochen: „Wäre der Knabe dein Bruder, das schwöre

ich dir bei der Sonne und den Wassern des Sees, ich würde ihn nie töten!"

Und zur schreckhaften und doch freudigen Überraschung aller sie umringenden Hausgenossen, die sie als Zeugen nächst den Himmelsgöttern anrief, befahl sie, Menschen-Puma auf ihren Schoß zu setzen.

Durch diese symbolische Handlung nahm sie ihn an Kindesstatt an. Es war die übliche Form der Adoption in Anahuac.

Als Königssohn ließ sie ihn kleiden, schmücken und kämmen.

Ein Prinz von Tezcuco, ein Sohn der Herrin von Tula, ein Bruder der Prinzessin Perlmuschel war nun der kleine Menschen-Puma und er wurde gehätschelt von seinen neuen Verwandten, ehrfurchtsvoll beglückwünscht von der Dienerschaft. Da trafen die Abgesandten des Volkes von Tezcuco ein. Sie abzuweisen hatte die Herrin von Tula keinen Grund, da der Unwille des aufständischen Volkes sich wohl gegen Cacama, jedoch nicht gegen das Königshaus als solches richtete, und die Schädelschlacht nur den Söldlingen Montezumas geliefert worden war.

Kopal verbrennend, huldigten die Volksbeauftragten der Königin-Witwe. Und sie forderten sie auf, heimzukehren in ihre Stadt, in ihre Berge und Täler, in ihren großen Palast. Tezcuco habe in Erfahrung gebracht, sagten sie, daß der Herr des Fastens außer dem Edlen Traurigen, Ohrring-Schlange und der Schwarzen Blume auch noch einen vierten unehelichen Sohn hinterlassen

habe, Tecocoltzin, die Eule, — den Sohn einer Blumenbinderin, der seinem Alter nach wohl noch mit der Kindergesichtsbemalung umhergehe. An Stelle des abgesetzten Edlen Traurigen habe das Volk die Eule zum König von Tezcuco erwählt und wünsche, daß während seiner Minderjährigkeit die Herrin von Tula für den Knaben herrsche.

Die Herrin von Tula erwiderte: die Eule habe nach dem Tode der Blumenbinderin in ihrem Tecpan gelebt; doch sei das Kind vor einem Jahr gleichfalls verschieden. Nun habe sie aber ein anderes Kind in gleichem Alter an Sohnesstatt angenommen —: den kleinen Menschen-Puma, welcher jetzt ein Prinz des königlichen Hauses sei.

Da warfen sich die Abgesandten zu Boden vor dem scheu lächelnden Knaben, küßten ihm die Füße und die Hände, begrüßten ihn als den König von Tezcuco, als den Großen Chichimecatl. Und einer von ihnen gab den Rat, den Tod der Eule geheimzuhalten und Menschen-Puma künftig die Eule zu nennen.

19.

Ahnungslos beherbergte die Herrin von Tula eine Kundschafterin Montezumas, eine alte Wärterin ihrer Tochter: — was in ihrem Tecpan vorging, blieb dem Huei-Tecpan selten verborgen. Noch weilten die Abgesandten Tezcucos bei ihr, als ihr der Haushofmeister des Zornigen Herrn, der Vorsteher des Hauses der Teppiche, gemeldet wurde.

In Begleitung bewaffneter Schildträger trat er in den Schloßhof.

Ihr allein — so lautete des Zornigen Herrn Gebot — sei die Abreise gestattet, vorausgesetzt, daß sie sich verpflichte, das Volk Tezcucos zu beruhigen. Dagegen müsse Prinzessin Perlmuschel in Tenuchtitlan bleiben, denn man gedenke sie zu verheiraten. Und falls Menschen-Puma der Sohn der Herrin von Tula sei, so gehöre er in die Erziehungsanstalt der adligen Knaben. Nimmermehr dürften des Edlen Traurigen Rechte geschmälert werden.

Die finstere Wut der Königin-Witwe, der Tränenausbruch ihrer Tochter, der Jammer der Hausgenossen vermochten es nicht zu hindern, daß Menschen-Puma von den Schildträgern ergriffen und vom Vorsteher des Hauses der Teppiche weggeführt wurde.

Der Pflicht sich entziehen wollte die Herrin von Tula nicht: ihr Land heischte ihre Anwesenheit; als Friedensbringerin wurde sie jenseits der Lagune erwartet. So bestieg sie denn mit den Volksbeauftragten das Kanoe, — wie schwer es ihr auch fiel, die verzweifelte Prinzessin im feindlichen Tenuchtitlan allein zurückzulassen.

20.

Gegen Abend erhielt Perlmuschel den Besuch des jungen Königs von Tlacopan. Ihr seine Dienste anzubieten, kam der Durch-Zauber-Verführende, ihr behilflich zu sein, falls sie fliehen wollte.

Doch Perlmuschel dachte nicht an Flucht. Leidenschaftlich erklärte sie, nicht eher werde sie Mexico verlassen, als bis ihr Menschen-Puma wiedergegeben sei.

Aus ihren Worten ersah der junge König, daß sie die eigene Gefahr noch nicht kannte. Da verriet er ihr, daß Montezuma sie dem Tempel-Feger versprochen habe.

Die Prinzessin weinte nicht und raste nicht, sie lächelte nur irrblickend vor sich hin. Ein furchtbarer Entschluß reifte in ihr. Das Lächeln verzerrte sich in ein trotziges Lachen: dieser Maske bedurfte sie, um sich dem Freund zu verbergen. Schließlich sagte sie höhnisch:

„In den Bergen steigen alle — die einen hinunter, die anderen hinauf!"

Der junge König durchschaute nicht ihren Gleichmut. Von neuem drängte er, sie solle der Gefahr entgehen, sonst könne es bald zu spät sein. Und er suchte ihr zu beweisen, daß ihr Entweichen vom Hofe gern gesehen werde, von Cacama, vielleicht sogar von Montezuma begünstigt werden würde. Trotz der Enthüllungen Cortemeris unfähig sich vom Tempel-Feger loszusagen, werde der Zornige Herr doch gewiß froh sein, das übereilte Versprechen nicht halten zu können.

„Nein," sagte Perlmuschel, „du überredest mich nicht. Ich weiß ein Mittel, mir das Herz des Zornigen Herrn zu gewinnen, so daß er mir keine Bitte abschlägt. Morgen früh werde ich ihm mein kostbarstes Kleinod bringen, um das er mich viel beneidet hat, für dessen Besitz er mir oft schon den Tribut reicher Provinzen hat bieten lassen."

„Was willst du ihm bringen?" fragte der Durch-Zauber-Verführende.

„Meinen Edelsteinfisch!" entgegnete die Prinzessin.

21.

Nachdem der König von Tlacopan sich entfernt hatte, begab sich die Prinzessin in den Garten des Tecpans, wo in einem marmornen, viereckigen Wasserbecken der Edelsteinfisch umherschwamm.

Aus Yuquane stammte der kaum eine Spanne lange, karpfenähnliche Fisch. Ein Goldarbeiter hatte dem Tiere, als es noch jung war, etliche Schuppen in gewissen Abständen entfernt und an den entschuppten Stellen blaue und weiße Saphire sowie Smaragde und Opale ins Fleisch eingelassen. Die Wunden waren geheilt, die Edelsteine ins Fleisch eingewachsen. Schwimmend glitzerte der Fisch, ein lebendes Geschmeide.

Jeden Morgen und jeden Abend pflegte die Prinzessin an das Marmorbecken zu treten, den Edelsteinfisch zu füttern.

Doch an diesem Abend fing sie ihn mit einem Netz und tötete ihn, indem sie ihm den Kopf mit einer Nadel durchstach. Dann schnitt sie ihn auf und verbarg ein steinernes Messer in seinem Inneren. Sorgfältig nähte sie die Schnittflächen wieder zusammen.

Und ein Juwelenkästchen aus Bergkristall füllte sie mit Wasser; und an Baumwollfäden befestigte sie den Fisch, so daß er im Wasser hing und zu schwimmen schien.

Am nächsten Morgen trug sie ihn in den Huei-Tecpan. Ihre Bitte, dem König der Welt die Hände und die Füße küssen zu dürfen, wurde ihr gewährt, war es doch sofort im Palast bekannt geworden, welch eine Gabe sie brachte. Und während Montezuma herablassend mit ihr sprach und

sich das kostbare Geschenk zeigen ließ, griff sie blitzschnell ins Wasser und den Edelsteinfisch in der Hand haltend, zielte sie nach dem Herzen Montezumas. Ein hinzuspringender Höfling fing ihren Arm auf und rettete den König vor dem Dolchstoß. Sie wurde gefangen abgeführt, um Tzinacan, dem Fledermausgott, geopfert zu werden.

Doch nur bis um Mitternacht war sie eine Opfersklavin. Ihr Bruder Cacama und der König von Tlacopan erzwangen sich Eintritt in ihren strengbewachten Kerker. Heimlich geleiteten sie sie durch nachtdunkle Gassen an einen Kanal, wo ein Boot sie erwartete, und ruderten sie über die Lagune nach Tezcuco.

22.

Wie das außerirdische Wasserparadies, das Land des Gewittergottes Tlaloc, die Totenwelt der Ertrunkenen, der Blitzzerschmetterten und der geschlachteten Kinder, so wurde auch jene Gebirgsgegend, durch welche das Christenheer auf jähem Pfade westwärts klomm, als Tlalocan, als Wasserparadies bezeichnet. Die Mutter der Hexen, die Wassergöttin mit dem blauen Hüfttuch trieb dort umherwirbelnd mit der „Bergblume" genannten Hexe ihr Unwesen, — die Wassergöttin, der Tlaloc sich vermählt hatte, nachdem ihm seine erste jugendliche Gemahlin, Xochiquetzal, die Göttin der Liebe und der Blumen, durch den unheimlichen Tezcatlipoca geraubt worden war. Dort auf der Höhe zwischen dem Rauchenden Berge und der Weißen Frau stand ein Steinbild aus hellgrauem Bimsstein, ein riesenhafter Tlaloc, und blickte ostwärts auf sein Reich,

das Reich der Wildbäche, der Sturzbäche, der Gewitterregen, des Schnees, des Hagels und des gleitenden Nebels, wo die geringeren Regengötter auf seinen Wink Unwetter hervorriefen.

Diego de Ordás, beim gigantischen Bergidol angelangt, ließ seine Grauschimmelstute verschnaufen. Alonso de Avila, Gonzalo de Sandoval, Francisco de Lugo und die Armbrustschützen der Vorhut sammelten sich um ihn, starrten das Götzenbild an, dem der abgebrochene linke Arm mit drei großen goldenen Klammern befestigt war. Weißlich verwittert und verwaschen, zerbröckelte die poröse Lava des Idols; kaum noch erkennbar war der von der Unterlippe herabhängende Schilfblätterbart und die brillenähnliche Augenumzierung. Man konnte zweifeln, ob das Bild ein menschenähnliches Wesen oder ein Tier, etwa einen zottigen auf einer viereckigen Steinplatte dasitzenden Bären darstellte. An den Hinterkopf gelehnt war eine Leiter; und die der Vorhut zugeteilten tlascaltekischen Führer stiegen sogleich empor und pflanzten in eine auf dem Scheitel befindliche Steinschale (auf deren Boden schwarz wie Pech schmelzender Ulli-Kautschuk zerlassen war) Tomaten, Pfefferschoten und Arumwurzeln, dem Herrn von Tlalocan als Speiseopfer.

Aus toltekischer Zeit stammte dies Götzenbild. Die chichimekischen Besiedler Anahuacs hatten es hier auf der nebelumflossenen Berghöhe angetroffen, und schon damals wurden Schößlinge und Samen von Nutzpflanzen in den geschmolzenen Gummi eingesenkt. Als nach einem Siege über den Freistaat Huexotzinco das Berggebiet an

Tezcuco gefallen war, hatte der Herr des Fastens seinen königlichen Steinmetzen Auftrag gegeben, das verwitterte Bildwerk durch ein neues, würdigeres zu ersetzen. Den grauweißen Tlaloc entfernten die Steinmetzen und schafften einen aus schwarzem Basalt gemeißelten auf den Berg hinauf. Doch schon im gleichen Jahr wurde der neue Tlaloc durch einen Blitzstrahl des Gewittergottes zerschmettert. Da mußte der alte Götze aus dem Abgrund, in welchen er gestürzt worden war, wieder hervorgeholt werden. Voll Entsetzen meldete die Priesterschaft dem Herrn des Fastens, daß ein Arm des Götterbildes abgebrochen sei; und den Gott zu besänftigen, ließ der König den Arm mit drei mächtigen Klammern aus reinem Golde befestigen.

Wo der neue Götze hingekommen sei? erkundigte sich (mit Hilfe von Doña Elvira) Ordás teilnehmend beim tlascaltekischen Führer. Es reizte seine Phantasie, daß der Gott sein eigenes Bild zerschmetterte. Sonst pflegten Götter nur gegen Menschen zu wüten. Der Steingötze erhielt hierdurch ein menschliches, fast mitleidswürdiges, anteilwertes Schicksal.

In einen viel tieferen Abgrund als der erste Tlaloc sei der neue geschleudert worden, weil er dem Himmel verhaßt war, entgegnete der Tlascalteke. Er werde ihm die Stelle zeigen, der Weg führe an dem Abgrund vorbei. Nicht mehr weit sei es bis dahin: gleich hinter der auf der Paßhöhe befindlichen Wanderer-Herberge Ithualco näherten sich die Felswände, und ein zwischen sie gekeilter Felsblock bilde eine nicht von Menschen, wohl eher — wie die Priester sagten — vom Wassergott geschaffene

Brücke, über welche die Straße vom rechten Steilabhang zum linken hinüberführe. So hoch schwebe diese Felsenbrücke über der Tiefe, daß man hinabblickend den unten schäumenden breiten Wildbach weder vernehmen noch gewahren könne.

Während Ordás sich dies berichten ließ, erteilte Avila unter dem Vorwande, das Teufelsbild müsse vernichtet werden, heimliche Befehle. Und schon wurden Vorkehrungen getroffen, die schweren Goldklammern in Sicherheit zu bringen. Sandoval und Lugo wollten das nicht zulassen; zum mindesten müsse Don Hernando erst gefragt werden. Avila geriet in Berserkerwut, behauptete aus Sandovals Worten einen Vorwurf herauszuhören, als wolle er die Goldklammern für sich rauben. Durch das Gezänk aus seinen Träumereien geweckt, ritt Ordás an die Statue heran, senkte angriffsbereit den Speer und erklärte, für den alten Götzen sein Leben lassen zu wollen . . .

In diesem Augenblick begann es zu schneien; und zugleich nahten auf dem Engpfade von Westen her drei vornehme Mexikaner. Sie brachten die überraschende Nachricht, daß nahebei in der für erschöpfte Wanderer erbauten Herberge Ithualco der Herr der Welt — der große Montezuma in eigener Person — angelangt sei und, umringt von seinem glänzenden Hofstaat, den Enkel Quetzalcoatls erwarte, ihn an der Grenze Anahuacs willkommen zu heißen.

Vergessen war Tlaloc, noch bevor ihn der flockende Schnee zum Schneemann machte.

23.

Die unerhört wichtige Kunde von der bevorstehenden Zusammenkunft mit Montezuma mußte dem General-Kapitän sofort gemeldet werden. Doch die Hauptleute — und selbst Ordás — sahen ein, daß es unmöglich war, sie ihm zu überbringen; denn so schmal war stellenweise der Pfad am Steilhang, daß die Soldaten nicht in Reihen sondern einzeln hintereinander herschritten. Die Nachricht wurde den weiter hinten Befindlichen zugerufen und gelangte so von Abteilung zu Abteilung bis zu Cortes, der an der Spitze der Nachhut ritt. Er gab sofort Befehl, Sandoval solle mit einem Teil des Heeres über Ithualco hinaus marschieren; die übrigen Hauptleute und Reiter aber müßten zurückbleiben und auf ihn warten, damit er mit einer stattlichen Kavalkade vor Montezuma erscheine.

Vom großen Tlaloc bis zu Ithualco war noch eine halbe Stunde Weges. Unter dem dichten Schneefall verschwand der Felsenpfad, verschwanden Schlucht und Bergzacke. Ein wütender Schneesturm setzte ein. Im weißen Gewirbel konnten die Soldaten einander nicht sehen, konnten im messerscharfen Eiswind nicht sprechen, waren kaum noch imstande ihre metallenen, brennendkalten Waffen in den Händen zu halten.

So schnell indes das Unwetter genaht war, so schnell war es auch wieder vorübergerast. Als Cortes mit seinen Feldobristen und Reitern an die Herberge und die Teufelsbrücke heranritt, waren zwar Mann und Roß beschneit und beeist, doch grünlich-blau wölbte sich wieder die kristallene Halbkugel des Himmels über die demanten

flirrende Schneelandschaft rings und leuchtete gelb im Westen, vergoldet von der untergehenden Sonne.

24.

Die Herberge Ithualco war von Montezumas Vorgänger König Molch erbaut worden, um den die Paßhöhe überschreitenden Handelskarawanen oder auch einzelnen Bergwanderern Schutz vor Kälte und ein Obdach für Nachtruhe zu gewähren. Dieses mexikanische Hospiz bestand aus einem einzigen langen Saal mit einem Rauchfang über dem Feuerplatz und einigen zwanzig Matratzen an den Längsseiten. Auch an Matten und Decken fehlte es nicht —: etwa hundert Menschen konnten dort Unterkunft finden.

Der Platz vor dem Hospiz war fußhoch verschneit. Und da das Eingangstor breit und hoch war, beschloß Cortes, mit seinen Feldobristen in den Saal hineinzureiten und erst vor Montezuma abzusteigen, der — wie man ihm mitgeteilt hatte — ihn dort erwartete.

„Wir werden so mehr Eindruck auf ihn machen, als wenn wir zu Fuß kommen!" sagte Cortes nervös. Er war bleich vor gespannter Erwartung. Der große Augenblick der Erfüllung nahte.

Sie ritten in den qualmgebeizten Saal; Marina wurde in ihrer Sänfte hereingetragen. Ein großes Holzfeuer loderte, viele Kienspäne flackerten. Gewänder von unerhörter Pracht erglitzerten im Dunst.

Der Totonakenfürst Tehuch, der mit Aguilar auch eingetreten war, zeigte auf einen beim Toreingang stehen-

den hohen schlanken Mann mit schön geschnittenem langem Gesicht, auf dessen Stirn ein Türkismosaikdiadem prangte. Er trug Sandalen aus Türkismosaik, sein Gewand war golden, und in der Hand hielt er den silbernen Reiherstab, das Zepter der Könige Mexicos. Zwei karminrot geschminkte Stabträger standen rechts und links von ihm.

Cortes stieg vom Pferd, schritt auf den König zu, umarmte ihn und hängte ihm eine Kette aus Glaskorallen um den Hals. Und der König ließ sich die Umarmung des weißen Gottes gefallen, mochten auch dessen Ärmel von geschmolzenem Schnee triefen; und als Gegengeschenk reichte er ihm eine Edelsteinschnur dar und ließ viele Lasten Goldes und baumwollene Gewänder vor ihm ausbreiten.

Da sagte Aguilar laut zu Alvarado, obgleich seine Worte an Cortes gerichtet waren:

„Seid auf der Hut, Señor! Das ist nicht der König! Ich bin dem Schelm in Cholula begegnet!"

Aguilars Gedächtnis trog ihn nicht. Es war in der Tat der Tempel-Feger, der Doppelgänger Montezumas, geschmückt mit den Insignien seines Herrn.

Hierauf ließ Cortes den Tempel-Feger durch Marina fragen: ob er Montezuma sei?

„O weißer Gott, o großer Krieger," gab der Tempel-Feger zur Antwort, „ich bin dein Knecht Montezuma, der seinen Hofstaat inmitten des Wassers hat, ich bin der König von Mexico, dem du Auge in Auge eine Botschaft zu sagen herzogest. Sage die Botschaft des Herrn des Sonnenaufgangs, und wenn dein Auftrag erfüllt ist, kehre um und ziehe heim, dem König des Ostens meine Geschenke zu bringen."

Die Kaziken aus Huexotzinco waren in den Saal getreten und lachten. Von Cortes beiseite genommen und gefragt, was ihre Heiterkeit errege — ob etwa dieser Montezuma ein falscher Montezuma sei? erwiderten sie: freilich, das sei es, worüber sie lachten, daß der Präriewolf sich ein Pumafell übergezogen habe und glaube, man kenne ihn nicht; sie aber kennten ihren Landsmann, den Ehebrecher, den ränkevollen Königsgünstling, der Schuld sei am Hinterhalt und Blutbad in Cholula . . .

Ehe Marina Zeit fand, diese Aussage zu verdolmetschen, geschah etwas Unerwartetes — ein Geschehnis von phantastischer Schrecklichkeit.

Gleich nach dem Eintritt der Leute aus Huexotzinco hatte der Tempel-Feger sein Spiel verloren gegeben. Er wußte, daß Cortes ihn richten lassen würde. Mußte er schon sterben, so wollte er glorreich sterben und wenigstens einen der verhaßten Gelbhaarigen mit ins Verderben reißen. Stolz, Geschicklichkeit und sieghaftes Glück hatten ihn niemals verlassen; sie sollten ihn auch jetzt nicht verlassen.

Im Saal waren alle Feldobristen zugleich mit Cortes von den Pferden gestiegen, doch vor der Herberge saßen die Reiter Dominguez und Lares noch im Sattel. Der Tempel-Feger stand dicht neben dem Tor. Mit einem Satz — mit einem Sprung wie nur ein Indianer ihn springen kann — schwang er sich auf die Kruppe von Enrico Lares' Pferd. Und während er mit der rechten Hand Lares würgte, bohrte er mit der linken ein Messer in die Weichen des Pferdes. Das Tier bäumte sich hoch

auf und stürmte dann der Brücke zu. An der jenseitigen Felswand standen Kastilier — an ein Entkommen war nicht zu denken. Mitten auf der Brücke gelang es dem Tempel-Feger, Lares die Zügel zu entwinden — er riß das Pferd herum — noch einmal bäumte es sich steil empor — ein Schrei aus vielen hundert Kehlen auf beiden Steilabhängen — eine atembeklemmende Stille dann — die untergehende Sonne funkelte flammend auf dem Goldgewand und der Türkismosaikstirnbinde — ein letztes jauchzendes Siegerlachen des falschen Montezuma — und hinab sprengten die beiden Männer und das Roß in die grausige Tiefe.

25.

Trotz der bald hereinbrechenden Dunkelheit setzte das Christenheer den Weg fort, um nicht im Schnee übernachten zu müssen: das Hospiz hätte ja doch nur wenigen Schutz bieten können. Ein schlichtes Holzkreuz wurde, Lares zum Gedächtnis, am Wegrand errichtet.

Der Abstieg, nicht weniger klippenreich als der Aufstieg, war erschwert durch den schmelzenden Schnee und das schwindende Dämmerlicht.

Doch der Vollmond erglühte, als es Nacht wurde, metallblank und übergroß im Südosten, den Hohlweg beinahe taghell versilbernd.

Ein seltsames Gerufe irrte fernher durch die Mondnacht. Längere Zeit wußte das langsam abwärtssteigende Heer sich diese wilden Laute nicht zu erklären. Aus der Tiefe schienen sie emporzutönen, wo die Arkebusiere

der Vorhut eben die lange Felsschlucht verlassend auf einen freien Wiesenabhang getreten waren. Wie ein unbändiges Freudengeschrei klang es. Zuweilen verstummte es, doch immer von neuem, sobald weitere Scharen zur Felsschlucht hinausfluteten, erhob es sich mit verstärkter Macht.

„Was rufen die dort vorn?" fragte Velázquez de León.

„Ich errate, was sie rufen!" sagte Cortes. „In Xenophons Anabasis habe ich es gelesen! Die Griechen jubelten damals: Thalassa! Thalassa . . .!"

26.

Das gesamte Christenheer befand sich jetzt auf der weiten mit wildem Rhododendron und wilden Azaleen umwachsenen Hochwiese am Westabhang des Gebirgsstockes und starrte verwirrt — selig und angstvoll — auf das mondbeschienene Tal Anahuac hernieder. Es war der erste Blick in das Land der Verheißung. Ein Panorama wie es auf Erden seinesgleichen nicht hatte. Berauschend herrlich glänzte das Hochtal im schleirigen Licht — aber auch bedrohlich, beklemmend durch die hinter dieser Traumschönheit geahnte grimme Wehrhaftigkeit seines raubgezüchteten Überreichtums. Der aufbegehrende Prunkstolz all der Pyramiden, Stadtmauern und Türme war auf einem blutgeschwängerten Boden erwachsen.

Fünf große Landseen, dreißig hochummauerte Städte. Und tausende von Dörfern, dichtgedrängt an den Seeufern, verstreut über die Ebene, sich verlierend in den jenseitigen Porphyrbergen. Alles Land bebaut, jedes

Fleckchen Erde ausgenutzt; strotzend überall Getreide, Gemüse und köstlichstes Obst — gepflanzt von Menschenhänden, gereift unter einem segensvollen Gestirn. Nicht umsonst sprachen die Mexikaner vom Garten Anahuac.

Habgier, Abenteuerlust, Tatendurst glomm in den strahlenden Augen derer, die beim Anblick dieser zaubervollen Welt Freudenrufe ausgestoßen hatten; doch in allzu vielen Augen auch schwelte Wut oder Hoffnungslosigkeit und Verzagtheit.

„Wohin wollt ihr euch noch führen und verführen lassen?" rief der Narr Madrid erbittert. „Nichtwahr — ins gelobte Land, wo die rote Milch fließt? Nichtwahr — ins selige Land, geradeswegs in die Eingeweide der Azteken? Aber freilich, die Herde trottet nach, wenn der Hammel ins Schlachthaus läuft . . .!"

Gefährlicher als je zuvor erhob sich die Rebellion. Ein Teil des Heeres verweigerte den Gehorsam, bedrohte die Offiziere, beschimpfte die andersdenkenden Kameraden, stieß wüste Verwünschungen aus und erhob die Anklage: die Macht und Größe Mexicos sei vom General-Kapitän geflissentlich den gemeinen Soldaten verheimlicht und vertuscht worden. Das Ansinnen wurde an Cortes gestellt, umzukehren, nach Kuba heimzukehren. Und sogar Besonnene erklärten, sich weiter vorzuwagen, hieße den Kopf in des Löwen Rachen legen. Das würde Frevelmut, Vermessenheit, eine Herausforderung Gottes sein. Und richtiger wäre es, erst nach Tlascala zurückzukehren und dort abzuwarten, bis das Heer sich durch neue Bundesgenossen oder durch die Landung anderer Europäer vergrößert habe.

Eine Weile ließ Cortes den Sturm sich austoben. Erhöht stand er auf einem Geröllblock und mit unsäglicher Verachtung blickte er nieder auf die johlenden Meuterer. Durchschauten sie, daß er ein Spieler war? Er wußte es — doch sie durften es nicht wissen. Nur blinder Glaube kann Wunder tun. O diese selbstmörderischen Zweifler! War dies der Dank dafür, daß er eine neue Welt erschlossen hatte? Wunder über Wunder waren geschehen, die schwersten Hindernisse, Völker und Gebirge waren überwunden worden, und jetzt — so dicht vor der Schwelle des höchsten Erfolges — wollten diese Elenden ihre eigene ruhmbekränzte Siegesfahne aus Kleinmut zertreten und zerfetzen . . .

Doch er bezwang seine Menschenverachtung, wie er sie stets zu bezwingen und verborgen zu halten verstand. Heiteren Blickes beruhigte er Marina und seine Hauptleute: der Anfall von Mutlosigkeit sei eine Krankheit ohne schlimme Folgen, hervorgerufen durch Höhenluft, Kälte, Nässe und Übermüdung. Und dann begab er sich mitten unter die Schreier und verblüffte sie, entwaffnete sie durch seine unbezwingliche Leutseligkeit, fing sie ins Netz seines Willens, durchzitterte sie mit einer wie Orgelklang schwingenden Begeisterung. Er wies mit seiner schlanken, handschuhbedeckten Hand hinab auf das mondbeglänzte Hochtal Anahuac. Schon in Tlascala, in Cholula und Huexozinco waren ihm geographische Karten aus Agavepapier vorgelegt worden, auf denen alle umgrenzenden Berge, alle Seen, Städte und Ortschaften Anahuacs gemalt waren. Er kannte jeden Namen, wußte Bescheid

über die Lage der Tore und Türme jeder Stadt, konnte Auskunft geben, durch welche Erzeugnisse und Kunstfertigkeiten ihre Bewohner sich hervortaten. Meilentief unterhalb der Hochwiese blinkten, wo die Ausläufer des Popocatepetl in der Ebene sich verliefen, die beiden länglichen westwärts sich erstreckenden Süßwasserseen von Chalco und Xochimilco, getrennt durch einen breiten Damm, in dessen Mitte die von zwei Seiten seeumspülte Stadt Cuitlahuac lag. Zahllose Pfahldörfer umsäumten die Ufer; und auch in den am Süßwasser gelegenen Städten Chalco, Iztapaltzinco, Ayotzinco, Cuitlahuac, Culhuacan und Xochimilco — der Blumenstadt — waren ganze Stadtviertel auf Pfählen ins Wasser gebaut. Die Chinampanecâ, die Pfahlwerkerbauer, hießen die Umwohner dieser Seen; einst ein mächtiges freies Volk und erst vor einem halben Jahrhundert von König Himmelspfeil grausam unterjocht, haßten sie Mexico und lechzten danach, die Ketten brechen und an den räuberischen Unterdrückern Rache nehmen zu können. Das nordwestliche Ende des Sees von Xochimilco bog sich nach Norden und floß über in den großen salzigen Schilfsee von Tenuchtitlan, an dessen Süduser die Städte Coyoacan, Mexicatzinco, Huitzilopochco und Iztapalapan lagen, dann Chapultepec, Popotla und Tlacopan am Westufer, Tepeyacac am Nordufer, Chimalhuacan, Tezcuco und die Gärten von Tezcotzinco am Ostufer — gleich befestigten Vorwerken rings um die Wasserburg Tenuchtitlan, deren Leuchtturm Unserer-Großmutter-Holz, wie auch die ewigen Feuer ihrer Pyramiden, auf die mondblaue Lagune zinnoberroten Glimmer spiegelten.

Und noch zwei andere Seen sah man jenseits der Lagune im Norden blinken, den Xaltocansee und den noch weiter entfernten Tzompancosee, den See am Schädelgerüst; und ebenso nebelfern, nur dichter herangerückt an die Kordillerenkette, dort wo die Höhenzüge von Otompan das Hochtal umklammerten, dämmerte das Pyramidenfeld von Teotihuacan, Wo-die-Götter-niedersteigen, aus dem Schleierdunst der Mondnacht hervor.

Otompan war kürzlich von der Schwarzen Blume den Mexikanern entrissen worden, die Bergvölker waren noch immer aufständisch. In Tezcuco war Cacama verhaßt, weil er als Freund Mexicos galt. Und auf Leichenhügeln des durch Mexico zertrümmerten Tepanekenlandes war die Stadt Tlacopan zu einer Scheinblüte aufgesproßt. Nur eines Beschwörungswortes bedurfte es, und die Leichen erhoben sich zu neuen Kämpfen.

Nachdem Cortes die Morschheit der auf Gewalt gegründeten, durch Gewalt sich erhaltenden Tyrannenmacht beleuchtet hatte, zeigte er seinen Soldaten Tenuchtitlan, die „Stadt im Kolbenrohr", und malte sie so herrlich schön, wie er sie in seinen Träumen zu sehen pflegte. Das war die Königin aller Städte, der Stapelplatz unermeßlicher Reichtümer, der Wohnsitz jenes sagenhaften Mannes el Dorado, jenes goldstarrenden Königs, der allnächtlich in den See steigend sich den Goldstaub von Kopf und Gliedern abbadete, um allmorgendlich von neuem vergoldet zu werden. Vasco Nuñez de Balboa, Ojeda, Nicuesa, Pedrarias und Zehntausende mit ihnen waren elend gescheitert, als sie den Goldmann suchten.

Jetzt aber — endlich, endlich — hatten mit des Erbarmers Beistand eine kleine Schar beherzter Männer das Tor der Sierra Nevada zu öffnen vermocht. Nur wenige Tage noch und eintreten würden sie, weltbeneidete Konquistadoren, in den Kristallpalast Montezumas, seine Zwingherrschaft zu brechen, Blutaltäre in Kirchen zu verwandeln, Berge Goldes zu erwerben — wie sie noch niemals von sieghaften Soldaten erworben wurden . . .

Ein Zauberer war Cortes. Unwiderstehlich bannte seine Feuerrede. Auch die Übelwollenden erlagen ihr. Der Mut war wieder aufgerichtet, das Heer war ihm zurückgewonnen. Stürmische Beistimmung lohnte ihm. Gegner, die eben noch einander bedroht hatten, umarmten sich.

27.

Auf der Hochwiese übernachtete das Heer. Vor Überfällen war man selbst in Alpenhöhe nicht sicher. Schildwachen wurden aufgestellt. Und als Parole für diese Nacht wählte Cortes die Worte: der schönste Blick der Welt.

Gegen Mitternacht knatterten die Musketen der Wachtposten. Das ganze Heer, aus dem Schlaf geschreckt, griff zu den Waffen, lief durcheinander. Doch sogleich schon wurde beschwichtigt: die Schießerei sei ohne Belang; nur fünf Mexikaner seien getötet worden . . .

Vielleicht waren es neugierige Gebirgsbauern gewesen. Nie ließ es sich aufklären, warum sie sich in Schußweite herangewagt hatten.

Alle, mit Ausnahme der Wachtposten, legten sich wieder zur Ruhe, da keine Gefahr im Verzuge war.

Und dennoch schwebte in dieser Nacht das kleine Kastilierheer in einer Gefahr, mit welcher verglichen alle bislang überstandenen sich wie Kinderspiel ausnahmen. Nichtsahnend schlummerten die Soldaten, während das Schicksal zu ihnen emporklomm, sie zu vernichten, sie führerlos und ratlos den Feinden auszuliefern. Doch das lachende Glück des Cortes siegte auch in dieser Nacht über das wahllos zutappende, blindwaltende Geschick.

Um zwei Uhr, als der Mond untergegangen war, und die Sonne noch nicht begonnen hatte, den Sternhimmel bleich zu färben, machte Cortes die Ronde. Als er an eine Wache herantrat und kaum drei Schritte von ihr entfernt stand, hörte er das Spannen eines Hahnes und im selben Augenblick sah er den Lauf einer Muskete auf seine Brust gerichtet. Er hatte gerade noch Zeit, die Losung: „der schönste Blick . . .“ zu rufen. Schon war es zu spät; — der Wachtposten drückte los. Ein hartes Knacken ließ sich vernehmen. Doch das Gewehr versagte — das Pulver war genäßt.

Der Wachtposten hatte, während er abdrückte, die Parole vernommen und die Stimme des General-Kapitäns erkannt, war aber nicht mehr imstande gewesen, den Finger vom Hahn zu lösen. An allen Gliedern zitternd und schlotternd warf er die Muskete ins Gras, stürzte vor Cortes auf die Knie, weinte und küßte ihm die Hände.

„Gott hat es abgewendet! Gelobt sei der Allmächtige!“

schluchzte er, halb irr vor Schrecken und Beglückung darüber, daß Cortes unversehrt vor ihm stand.

„Seid Ihr nicht Martin Gutiérrez, der Schiffsbaumeister?" fragte Cortes.

„Der bin ich, Señor Capitan! Gebe Gott, daß ich einst gutmachen kann, was ich heute verbrach . . ."

„Ihr habt Eure Pflicht getan, mein Sohn! Die Schuld lag an mir, daß ich Euch nicht früher anrief."

Cortes ging weiter, bis er in der Finsternis allein war mit seinem Gotte. Schrecken zitterte in ihm nach, und Dankbarkeit durchschütterte ihn. Im Schlachtgewühl hatte er sich nie geschont — jetzt aber fühlte er, daß seine Lippen blutleer waren. Und auch er kniete nieder und weinte Freudentränen — niederblickend auf Anahuac zu seinen Füßen und auf die ewigen Sterne über seinem Haupte.

28.

Immer häufiger, fast täglich, wurde Montezuma vom schweifenden Haupt heimgesucht. Irrte er durch die Palastsäle, so kam es durch Saaltüren hinter ihm dreingeflogen, schloß er sich ein, so zwängte es sich durch Mauern und Wandverkleidungen hindurch, sprang aus einer Saalecke hervor, umkreiste ihn, grinste ihn an. Selbst ins schwarze Haus der Trauer, wo er ganze Tage vor dem Kristallschädel kniend verbrachte, schwebte es herein, dörrte ihm das Blut in den Adern.

Träge und geräuschlos war der Flug des schweifenden Hauptes, dem Flug einer Eule ähnlich. Es war ein

bloßes Knochenhaupt, körperlos, fleischlos, ein gelber Schädel, leer und hohl wie eine trockene Kalebasse. Es prallte an Montezumas Schenkel und wie ein Ball prallte es ab, kollerte auf den Marmorplatten des Fußbodens hin, mit dem hohlen Geräusch eines rollenden Schädels . . .

Da Tempel- und Palastmauern keinen Schutz boten, floh Montezuma, als das furchtbare Gespenst ihn wieder einmal umwirbelte, ächzend und stöhnend auf die Dachterrassen des Huei-Tecpan hinauf. Und seltsamerweise folgte das Haupt ihm dorthin nicht nach, stellte sich auch später nicht ein, gleichsam als wäre es an die Nähe des Erdbodens gebunden. Seitdem weilte Montezuma Tag und Nacht auf dem Palastdache. Um gegen Sonnenglut und nächtliche Winde geschützt zu sein, ließ er Dachgezelt aufrichten für sich, seine Krüppel und Narren und die jüngsten Schönen aus dem Haus der Vierhundert Frauen.

Vom Gespenst war er befreit, von der Sorge nicht, die immer malmender lastete. Das Unentrinnbare wälzte sich heran, war nicht mehr durch Schneegebirge den Blicken entzogen. Schon waren die Söhne der Sonne ins Hochtal Anahuac herabgestiegen, schon hatten sie den See von Chalco erreicht, schon näherten sie sich Itztapalapan am Schilfsee, von wo aus der große Steindamm ins Herz von Mexico führte. Und zunichte geworden waren alle Rettungspläne, hatten sich in ihr Gegenteil verkehrt, hatten das Verhängnis, statt es abzuwenden, noch mehr verdüstert und ergrimmt. Nicht nur mißglückt

war der Hinterhalt in Cholula — abschreckend für andere Lehnsstaaten mußte es sein, daß Cholula die Gefügigkeit, mit der es mexikanischen Befehlen nachgekommen war, durch das furchtbare Blutbad gebüßt hatte. Jedermann war es bekannt, daß Felsblöcke gelockert und die Gebirgsstraßen mit Steinen und gefällten Baumstämmen versperrt worden waren; — nur noch vermehrt war dadurch das Ansehen der weißen Götter, und vor aller Welt war nun dargetan, daß sie sich von keinem Hindernis, von keiner Schranke abhalten ließen und fähig waren, das Ungangbare gangbar und das Unausdenkliche möglich zu machen. War doch einer dieser Götter bis ins Herz des Rauchenden Berges hinabgestiegen, sich den Tanz der dreizehn Felssteine anzusehen. Und wie sie allkönnend waren, so waren sie allwissend; den falschen Montezuma hatten sie entlarvt; und nicht dem Tode, nur ihrer Strafe und Verhöhnung hatte sich der Tempelfeger durch den Sprung in den Abgrund entzogen.

Den letzten, den einzigen Freund hatte Montezuma verloren. Daß es ein Feind gewesen, begriff er um ihn klagend so wenig, wie daß er selbst sein schlimmster Feind war. Eines freilich wurde er inne, daß er freundlos war und gänzlich verwaist. Das Schwelende Holz, sein Lebensretter, weilte fern in der Huaxteca. Der Annalenschreiber Feuer-Juwel verstand doch bloß von toten Völkern zu reden und hatte, ein honigzüngiger Höfling, nie ein kühnes Wort auf den Lippen. Der Spinner war zwar ein sorgenscheuchender Trinkgenosse gewesen, fesselnd durch die Anmut seiner Gedichte, belebend durch seine lustige, schlagfertige

Redegewandtheit — doch allen Nachforschungen zum Trotz war er in Tenuchtitlan nicht mehr aufzufinden. Und immer wieder schweiften jetzt Montezumas Gedanken zurück zum Zauberer Zacatzin, dem Geächteten, der Rache Entschlüpften . . . Ungeheuerlich und doch lockend war es, ihn sich als Freund vorzustellen, als Berater und Lenker im Gewissenssturm, — ihn, der die Gabe besaß, zu geißeln durch mannhafte Worte, aufzupeitschen, zu ermannen, aufzurichten . . . Vergebene Hoffnung, daß er wieder auftauchen werde aus seiner Verschollenheit, daß er den morschen Thron zu stützen bereit sein könnte. Denn hätte er die Zaubermacht, sich schadlos vor des Weltherrn Antlitz zu wagen, so würde er nicht mehr Donner sein wie bisher, sondern zündender Blitz. Und aus Liebe zum Volk Anahuacs würde er zertrümmernd den Thron nicht schonen, würde er auf Trümmern neu aufbauen wollen . . .

Verwaist war Montezuma. Nur noch Musik war seine Freundin, freie, ungebundene, kühne Musik. Und hingezogen fühlte er sich zu dem Künstler, der ihn ins Traumreich der Töne entführte. Scheinfreund wurde ihm sein Musikmeister, ein grauhaariges, schon etwas altersblödes Männchen, das die vielerlei Chöre der Sänger, Sängerinnen, Schildkrötenpanzerschläger und Flötenspieler leitete und trotz seiner Bejahrtheit mit blendender Taktsicherheit die gebräunte Affenhaut der am Boden liegenden Holzpauke erdröhnen machte. Er hieß Quecholcoatl, Löffelreiher-Schlange; einst ein Prinz von Amaquemecan-Chalco, lebte er seit mehr als fünfzig Jahren am Hofe von Tenuchtitlan und war schon unter König Wasser-

gesicht, König Kreideweiß und König Molch Musikmeister gewesen. Für einen Schmuck des Huei-Tecpan, ererbtes Eigentum, kaum mehr als ein Ding und versklavt, wie die Krüppel und Narren und alles was den Glanz der Krone Mexicos mehrte in der Welt, hatte Montezuma diesen Mann stets betrachtet; erst die Vereinsamung lehrte ihn die schlichte Einfalt schätzen, die um Gold und Auszeichnungen nicht käuflich war.

29.

An käuflichen, besoldeten Freunden, Ratgebern und Kundschaftern fehlte es freilich dem Zornigen Herrn nicht, — verringert hatten sie sich nicht in diesem Unglücksjahre Eins-Rohr, eher hatten sie sich sogar vermehrt. Sie brüsteten sich mit ihren Verdiensten um den Thron, und ihre stolzen Worte glichen gierig ausgestreckten Bettlerhänden. Doch ekelte es ihn zwar, — er konnte ihrer nicht entraten. Er konnte vor allem auf die Kundschafter nicht verzichten. Durch sie wurde er über die Stimmung in den Residenzen des Drei-Städte-Bundes — Tlacopan und Tezcuco — und in den vielen Vasallenstaaten immerzu aufgeklärt; auch in manchen Palästen Tenuchtitlans unterhielt er Späher und ließ sich jede mißfällige Äußerung, jedes Drohwort des grollenden Adels hinterbringen.

Erkauft mit seinem Golde, verklagten Kinder ihre Eltern, Diener ihre Herren. Sein Gold tilgte Liebe, Dankbarkeit und Treue aus.

Schon seit Jahren leistete eine Dienerin der Herrin von

Tula, eine frühere Amme und Wärterin der Prinzessin Perlmuschel, dem König Kundschafterdienste. Sie war es, die ihn hatte wissen lassen, daß Abgesandte des Volkes von Tezcuco im Palast ihrer Herrin angelangt seien, Menschen-Puma als König der Acolhuas zu huldigen. Und ebenfalls durch sie war er benachrichtigt worden, welche Gefahr ihm vom Edelsteinfisch drohte, so daß der Mordversuch vereitelt werden konnte.

Nach der Befreiung der Prinzessin Perlmuschel aus dem „Ort der Schergen", dem königlichen Kerker, hatte sich die Wärterin sofort nach Tezcuco begeben. Und die ahnungslose Prinzessin kannte kein Geheimnis vor ihr, liebte sie wie eine zweite Mutter und war allzusehr geneigt, ihren Ratschlägen Gehör zu schenken. Sie ließ sich von ihr auch begleiten, als sie mit ihren Brüdern Ohrring-Schlange und Schwarze Blume an den Süßwassersee von Chalco kam, Cortes vorgestellt zu werden und die Taufe zu empfangen.

Wenige Tage darauf war die Spionin wieder in Mexico. Und sie wurde die Treppe empor auf die Dachterrasse des Huei-Tecpan geführt. Als sie, gehüllt in einen grauen Agavehanfmantel, das königliche Prunkzelt betreten, Kügelchen aus Kopalharz in ein Kohlenbecken geworfen und, mit drei Verbeugungen sich nähernd, „Großer Herr! Großer Herr! Erhabener großer Herr!" gesprochen hatte, entfernte sich alsbald das Gefolge, da der Zornige Herr sie ohne Zeugen anzuhören wünschte.

„O Herr, o König!" sagte die Wärterin. „Die Prinzessin Perlmuschel hat sich in einen schnellfüßigen Hirsch

verwandelt, doch deiner Strafe entlaufen, deiner Strafe entgehen konnte sie nicht! Viele gleiten aus vor deinem Goldthron, keiner entkommt dir! Sei froh in deiner Herrlichkeit: ich habe den versuchten Mord gestraft, ich habe dich gerächt an der Prinzessin und habe sie zur zerknitterten Schmuckfeder gemacht!"

Da ließ sich Montezuma erzählen, wie Perlmuschel zur verwelkten Quetzalfeder wurde.

30.

Die Wärterin begann ihren Bericht mit dem abendlichen Tanzfest in Tezcotzinco und der Aussöhnung der drei Söhne des Herrn des Fastens. Die Schwarze Blume hatte sich zuerst geweigert, war zornig in den Garten hinausgeeilt; doch Perlmuschel, die ihm hinaus gefolgt war, hatte ihn schließlich umgestimmt, so daß er zurückkehrte und den Edlen Traurigen umarmte. Indes nur einen Tag lang herrschte Eintracht. Nach Cacamas Abreise eröffnete die Schwarze Blume der Mutter und den Geschwistern, was er in Gegenwart Cacamas verschwiegen hatte: er habe sich mit heiligem Wasser begießen lassen, sei ein Anhänger des ans Kreuz genagelten Gottes geworden; und er habe dem Führer der Sonnensöhne, welchen die Tlascalteken den Grünen Stein nannten, seine Schwester Perlmuschel als Weib versprochen; außerdem habe er sich verpflichtet, am Ufer des Chalcosees wieder zum Heer zu stoßen und seine Mutter, seine Schwester und seinen Bruder mitzubringen, damit sie gleichfalls sich taufen ließen.

Erst widersetzten sich die Mutter und die Geschwister und brachten durch ihre Absage die Schwarze Blume zur Raserei. Als er einsah, daß er mit Drohungen wenig ausrichtete, begann er zu überreden, flehte und beschwor und gemahnte an den Herrn des Fastens, seinen Vater: wie sehr er den Blutdurst der Götter Anahuacs verabscheut habe, und daß es seine Verheißung und Hoffnung gewesen sei, der weiße bärtige Quetzalcoatl werde wiederkehren und die Opfer abschaffen. Obgleich Ohrring-Schlange und Perlmuschel im Herzen der Schwarzen Blume zustimmten, scheuten sie sich doch, durch ihren offenen Übertritt der Herrin von Tula einen Schmerz zu bereiten. Denn die Witwe des Herrn des Fastens mißbilligte wohl die Opfer und ersehnte wie einst der tote König die Rückkehr der milden Herrschaft des toltekischen Gottes, hielt aber dennoch den alten heimischen Göttern die Treue.

Zwei Tage lang währte der Hader. Der Leidenschaftlichkeit der Schwarzen Blume gelang es schließlich, den Widerstand seiner Geschwister zu brechen. Perlmuschel erklärte sich — ebenso wie Ohrring-Schlange — bereit, an den Chalcosee zu kommen und den neuen Glauben anzunehmen. Sie willigte auch ein, des Grünen Steines Weib zu werden, vorausgesetzt, daß dieser durch Versprechen sich binde, die blutende Wunde des Blütenbaumes von Yuquane zu rächen und Menschen-Puma dem Zornigen Herrn zu entreißen.

Die Erwartung der Geschwister, die Mutter werde im letzten Augenblick vor Antritt der Reise sich ihnen doch noch anschließen, erfüllte sich nicht. Zu einem in den

Gärten Tezcotzincos befindlichen kleinen Tempel flüchtete die Herrin von Tula, sperrte sich ein und weigerte sich, ihr Asyl zu verlassen. Da ließ die Schwarze Blume, sinnlos vor Wut, Brennholz herbeischaffen und zündete den Tempel an vier Ecken an. Stolz trat die Königin aus dem schon brennenden Tor; und sie beschimpfte die weißen Götter und nannte es erbärmlich, daß ihr Sohn sich von einem winzigen Häuflein fremder Eindringlinge einfangen und verknechten ließ. Die Schwarze Blume aber schrie: Wäre sie seine Mutter nicht, er würde ihr für diese Worte den Kopf vom Rumpfe trennen . . .

Die Herrin von Tula blieb in Tezcotzinco. Und als ihre Kinder von ihr Abschied nahmen, sprach sie den Mutterfluch über die Schwarze Blume aus.

Und weiter erzählte die Wärterin, wie sie zugegen gewesen sei, als in der Stadt Chalco die Schwarze Blume seine Geschwister dem Grünen Stein zuführte. Alle Könige des südlichen Wassergaus waren mit reichen Geschenken gekommen, den Gott ihrer Ergebenheit zu versichern, ihm mit prachtvollen Kriegstanz-Vorführungen und Gesängen zu huldigen und über den Zornigen Herrn Klage zu führen; nur Miccacalcatl Tlaltetecuintli, König der Stadt Huixtoco-Tecuanipan-Amaquemecan-Chalco war nach Tenuchtitlan geflohen; und selbst der achtzigjährige Frierende Adler und der Frauen-Sucher — der neun Jahre alte König von Panohuayan — hatten sich eingefunden und führten Tänze auf. Und auch die musikbegabten Einwohner Chalcos tanzten dem Grünen Stein zu Ehren den Tapir-Reigen. Doch der Grüne Stein sah die Reigen-

den nicht, er sah nur die Prinzessin. Und Malintzins Augen waren wie die Augen eines pfeildurchbohrten Hirsches, als sie die Schönheit der Prinzessin gewahrte. Und während sie die Reden der Prinzessin verdolmetschte, flatterte ihre Stimme wie eine gefangene verschreckte Schwalbe hin und her. Perlmuschel erbat sich die Zusage vom Grünen Stein, daß er die blutende Wunde der Blume von Yuquane am Mörder des Prinzen Grasstrick räche und Menschen-Puma, der nach der Schädelschlacht zum König ausgerufen war, auf den Thron Tezcucos setze — und wenn er das täte, wolle sie sein Weib werden! — In Gegenwart all der Könige sagte sie das, mit glorreicher Schamlosigkeit bot sie sich an, schmerzlich stolz, als weihe sie sich für die Opferblutschale Unseres Herrn des Geschundenen. Und Malintzin übersetzte ihre Worte und wagte den Gott nicht anzublicken. Er aber schlug ihretwegen die Prinzessin aus. Und da es ihm schwer wurde, sagte er gequält und finster: „Ich habe nie Liebe gekauft, Prinzessin; und habe mir meine Taten nie bezahlen lassen; auch ohne deinen Lohn, der zu hoch ist — da du zu hoch stehst —, werde ich für die rote Blume Vergeltung üben und den Knaben zum König von Tezcuco machen!"

Und als am Abend die Prinzessin allein war, schluchzte sie, weil sie ihre Schönheit verschmäht sah. Und sie gestand der Wärterin ein: sie wisse jetzt, daß sie den Grünen Stein liebe, seit sie ihn verloren. Sein Weib zu werden sei ihr nun für immer versagt. Nie stillbar sei ihre Sehnsucht. Denn wenn ihr Herz ihr auch gestatten würde,

seine Geliebte zu werden, so verbiete das ihr Stolz und die Rücksicht auf ihre königlichen Brüder . . .

Und während am südlichen Seeufer das Heer von Chalco bis Cuitlahuac — der Stadt zwischen den beiden Süßwasserseen, wo der zweiköpfige Hirsch verehrt wurde — und dann bis zur Blumenstadt Xochimilco vordrang, war nun die Prinzessin mit dem Grünen Stein und Malintzin täglich zusammen. Und schmerzvoll war ihr Zusammensein: die beiden Frauen haßten sich nicht, sie bemitleideten sich, aneinander leidend.

Und nun berichtete die Wärterin, wie sie den Plan ausführte, die Prinzessin zu verderben.

Der Garten des Palastes, wo der Grüne Stein in Xochimilco wohnte, war vom See umspült. Das Ufer war felsig; und in einer Basaltgrotte schlürften schäumig die tiefblauen Wellen. Im See, dicht vor der Grotte, befand sich — kaum anderthalb Fuß unter dem Wasserspiegel — die liegende Steinfigur einer Acihua, einer Seejungfrau. Diese war der Schutzgeist des Seevolkes; und an gewissen Festtagen kamen aus den Pfahldörfern der Umgebung hunderte von Booten angerudert, und Mädchen versenkten als Opfergaben für die Seejungfrau kleine goldene Eidechsen und Edelsteinnasenstäbe. Unterhalb des Bildwerkes war auf dem Seeboden eine heiße Quelle, deren spärliches Wasser, durch den halboffenen Mund der Seejungfrau sickernd, sich mit den Gewässern des Sees vermengte. Das Volk von Xochimilco glaubte, daß jedem, dem es gelänge den heißen Strudel von den Lippen der Seejungfrau zu trinken, der sehnlichste Wunsch sich

erfüllen müsse; — aus Furcht sich zu verbrühen, schreckten freilich die meisten zurück.

Auf diesen Glauben baute die Wärterin ihren Plan. Sie stellte der Prinzessin in Aussicht: ihr sehnlichster Wunsch werde in Erfüllung gehen.

Als aber Perlmuschel nachts sich ans mondbeschienene Gartenufer begeben hatte und sich von zwei Sandalenbinderinnen in der Basaltgrotte entkleiden ließ, eilte sie — die Wärterin — zum Grünen Stein. Und da man wußte, daß sie die Freundin der Prinzessin sei, wurde sie sogleich vorgelassen. Und sie sagte: unrecht sei es von den Leuten, die sich eben erst mit heiligem Wasser begießen ließen, daß sie heimlich den Göttern Mexicos opferten. Und wie der Grüne Stein sich weigerte das zu glauben, erbot sie sich, ihm es zu beweisen. Doch bestand sie darauf, er müsse ohne Begleitung und auch ohne Malintzin ihr in den Garten folgen. Da hieß der Grüne Stein Malintzin zurückbleiben und kam zur Grotte ans Ufer.

Dort kniete die Prinzessin nackt auf dem Leibe der liegenden Seejungfrau. Mit den Händen stützte sie sich auf die Schultern des Steinbildes. Ihr offenes schwarzes Haar fiel über die Stirn mähnig in die Wellen. Die abwärts gerichteten Brustwarzen berührten das Wasser. Die obere Hälfte der Schenkel ragte schlank und sehnig aus der Flut. Uud dann tauchte sie mit dem Kopfe langsam hinab, küßte die Seejungfrau auf den halboffenen Mund, schlürfte ihr den heißen Trank von den steinernen Lippen, während ihr schwarzes Haar auf den Seewogen flutend mondumschimmert glitzerte.

Strahlend, von Wasserperlen träufelnd, erhob sie sich und stand aufrecht da in ihrer sieghaften Blöße. Jetzt erst erblickte sie den Grünen Stein und stieß einen seligen Verzweiflungsschrei aus, als wäre ihr ein Traumbild erschienen. Die Sklavinnen entflohen, und die Wärterin verbarg sich hinter Gestrüpp.

Die Liebenden konnten sich nicht verständigen. Doch auch Worte hätten sie voreinander nicht mehr retten können. Mit traurigen, brennenden Augen sahen sie sich an. Langsam kam Perlmuschel ans Ufer, kniete vor dem Grünen Stein hin, hob flehend die Hände. Sie selbst hoffte kaum noch auf seine Großmut. Er schüttelte den Kopf, hob sie auf seine Arme und trug sie in die Grotte.

Montezuma schlug auf eine goldene Trommel; Höflinge stürzten ins Zelt.

„Ergreift diese Kupplerin!" schrie er. „Sie soll der Göttin Sieben-Schlange geschlachtet werden!"

Und nachdem die Wärterin weggeführt war, gab Montezuma Befehl, Menschen-Puma der Prinzessin Perlmuschel zuzusenden und ihr zu melden: Der Knabe sei des Großkönigs Lohn für ihre Hurerei; vom Grünen Stein werde sie geringeren Lohn empfangen!

31.

Und denselben Tag noch saß Montezuma umgeben von seinen Zauberern, Fadenknüpfern und Gespensterbeschwörern im Zelt auf dem Dach. Da er Zacatzin, den Einzigen, den fähigsten aller Eulenmenschen, nicht herbei-

rufen konnte, suchte er bei den vielen, die sich in Schakale und fliegende Schlangen zu verwandeln verstanden, Rat und Trost. In seiner Verzweiflung wollte er einen letzten Versuch machen, das Verhängnis durch Zauberkünste aufzuhalten.

Während sie in die lichten Tiefen von Kristallkugeln schauend berieten, wie sie den weißen Göttern die Herzen essen könnten, erscholl vom Norden der Stadt, von Tlatelolco her ein Stimmengebrause, das näher kam und zu wildem Gerufe anschwoll. Sklaven wurden ausgeschickt zu erkunden, was das bedeute. Schreckensbleich kehrten sie zurück. Ixcoçauhqui, der Türkisherr, der alte gelbgesichtige Feuergott, schritt durch die Straßen und über die Kanalbrücken der Wasserstadt; in Tlatelolco war er gelandet, war in das Schloß der Schwester des Zornigen Herrn eingedrungen, hatte die von den Toten auferstandene Papan von ihren Wächtern und Krankenpflegerinnen befreit und näherte sich jetzt, die irr redende Prinzessin bei der Hand führend, dem Huei-Tecpan. Das Getöse aber war verursacht durch die Angstrufe der Volksmenge, die überall, wo der Gott vorbeischritt, sich ächzend und wimmernd zu Boden warf.

Und diese Meldungen waren kaum erstattet, da betraten auch schon der Gott und die Wahnsinnige den Huei-Tecpan und kamen auf die Dachterrasse herauf. Und keiner der Großen des Reiches wagte, ihnen den Weg zu vertreten. Eine weiße Perücke trug der Türkisherr, der Vater Tezcatlipocas, und vor dem Gesicht eine Türkisschlangenmaske. Erstarrt war Montezuma und dennoch

erhob er sich und wollte dem Gotte räuchern. Aber der Gott schlug ihm den Räucherlöffel, seinen Türkisschild schwingend, aus der Hand.

„Unglücklicher König!" rief der Türkisherr. „Glaubst du noch immer mit Zaubereien das Strafgericht des Himmels abwenden zu können? Weißt du immer noch nicht, daß es zu spät ist? Die Zahl deiner Untaten ist zu groß! Ich und alle Himmelsgötter, wir sind müde geworden und wir verlassen dich und diese verlorene Stadt, die bald ein Haufe Asche sein wird. Da, blicke hin —: meine heilige Flamme leckt an den Steinen, mein roter Arara schlägt mit den Flügeln! Hörst du, wie das Feuer weint?"

Und Montezuma stürzte aus dem Zelt und sah vom Palastdach hinab auf das in Flammen stehende Mexico. Aus allen Pyramiden und Kapellen, aus allen Palästen und Häusern loderten die Feuerzungen zum Himmel empor.

Und während Montezuma den Brand anstarrte, verließ der alte gelbgesichtige Feuergott ungehindert das Dach und den Huei-Tecpan.

Bald erlosch wie ein karminenes Abendrot die Vision des flammenden Tenuchtitlan.

Da war Montezuma zumute, als schrecke er aus einem Wachtraum auf. Und er entsann sich, daß ihm die Stimme des Türkisherrn vertraut ans Ohr geklungen war, daß er einen Augenblick im Zweifel gewesen, ob er nicht die Stimme Zacatzins erkenne . . . Doch er äußerte die Vermutung nicht, er hütete sie wie ein Geheimnis, während die Eulenmenschen entsetzt vom alten Feuergott sprachen.

Von jetzt ab war seine Seele zerbrochen wie ein morsches Rohr. Er ließ die von ihrem Gott erfüllte, um die Töchter Mexicos jammernde Papan frei umhergehen, hinderte sie nicht, im Huei-Tecpan zu bleiben. Er selbst aber verließ das Dach — denn seine Hoffnungslosigkeit fühlte kein Grauen mehr, dem schweifenden Haupte in die hohlen Augen zu blicken.

Im Adlersaal versammelte er alle Großen seines Reiches um sich und hielt mit Tränen kämpfend diese Ansprache:

„O, ihr meine Oheime und Brüder, ihr tapferen mexikanischen Herren! Entsinnt ihr euch, wie ich um drei Truthähne mit dem Herrn des Fastens Federball spielte? Ich verlor das Spiel und wollte es nicht glauben, wollte es nicht für wahr halten, daß ich mein Reich, meinen silbernen Thron und mein Leben verloren hatte. Nun trifft ein, was der König von Tezcuco, der sechshundert Zauberzeichen kannte, geweissagt hat, was die vom Tode Auferstandene vorausgesagt hat, was die versinkende Opferblutschale verkündet hat: ‚Geht, sagt es dem großen Montezuma, es ist nicht mehr an der Zeit, Steine mit der Schnur zu messen! Götter und Adlerschalen verlassen Mexico! Wehe euch Armen!' — Ja, wehe uns Armen! Entfliehen können wir nicht wie unsere Götter — darum laßt uns mutig dem Verderben entgegensehen, laßt uns diesen großen Palast festlich zum Empfang des Verderbens schmücken! Bettler werden wir werden, die wir mächtige Herren waren — doch nicht kampflos wollen wir das Los der Knechtschaft auf uns nehmen! Einen grausamen Tod werden wir sterben

— ich und die meisten von euch — doch kein ruhmloser Tod soll es sein! Die aber unter euch, die den Schrecknissen lebend entgehen werden, mögen dereinst bezeugen, daß ich mir von den Augen den Nebel gerieben habe und klar gesehen habe, was bevorstand. Um die Greise, Frauen und Kinder dieses armen Volkes weine ich — freundlos und schutzlos und heimatlos werden sie sein!"

Und der Zornige Herr ließ Vorbereitungen treffen für den Empfang der weißen Götter. Er ließ das große Speerhaus bis ans Dach mit Pfeilschäften, Lanzen, Schilden und Wurfbrettern anfüllen.

32.

Das Christenheer zog in Itztapalapan ein und hatte nunmehr die Südspitze der salzigen Lagune und den Steindamm erreicht. Wie drei Tage zuvor bei Ayotzinco am Süßwassersee von Xochimilco der Edle Traurige und der Durch-Zauber-Verführende als Beauftragte Montezumas in pomphaftem Aufzuge mit hunderten von Begleitern erschienen waren, die Enkel Quetzalcoatls in Mexico im Namen des Drei-Städte-Bundes willkommen zu heißen, so begrüßte sie jetzt nicht minder pomphaft Montezumas Bruder, der Überwältiger, König von Itztapalapan, am Tore seiner Stadt, beschenkte sie mit Sklavinnen, Federn und Gold und stellte ihnen seinen herrlichen Tecpan als Wohnung zur Verfügung.

In einem Traumzustand, beklemmt von Todesahnungen, beseligt, überwältigt von der silbernen Schönheit der von bläulichem Sonnendunst umschleierten Seenlandschaft und

der zaubervollen Pracht all der zahllosen an und in die Lagune gebauten Ortschaften und Städte, war die kleine kühne Schar von vierhundertfünfzig Freibeutern Itztapalapan — ihrem letzten Nachtquartier vor dem Einzug in Tenuchtitlan — genaht. Und wie in ein Märchen versetzt wandelten sie nun durch die mit poliertem Zedern- und Sandelholz getäfelten, mit Jaspis, schwarzem Achat und Goldblechstreifen umrahmten, mit Kolibrifedermosaik-Teppichen behängten Prunksäle und trauten ihren Augen nicht, als sie den ganz einzigartigen Garten des Fürsten von Itztapalapan betraten, wo Alleen vielhundertjähriger Zypressen schatteten; wo zierliche, mit Muschelscherben bestreute Wege — überdeckt hier und da von granitenen Portalen — sich schlängelten zwischen den an Balsamduft und Buntheit einander überbietenden Beeten mit Kienfackelblumen, Herzblumen, Feuerreiherblumen, Totenbeinblumen und unzähligen anderen auserlesenen Edelgewächsen; wo die Hecken immergrüne Myrtifloren waren; wo die bemoosten Stämme der weißen Terebinthen, Ilitlerlen, Purpurtannen, Eschen, Mimosenbäume und Pinien von gigantischen Lianen umwürgt waren, während aus dem von kreischenden Araras und goldgelben Rollschwanzaffen umtobten Gezweig eine strotzende Fülle parasitischer Blüten, phantastisch getigerter rosa Orchideen und Bromeliazeen herniederhing; wo einsam auf einem weiten Rasenplatz zwischen braunem Zittergras ein Drachenblutbaum sich erhob, bevölkert von langgeschweiften Silberfasanen; wo die Luft funkelte vom Geschwirr der Blumenvögel und Honigsauger und der handgroßen Falter, der feuergelben

und der schwarzen Schmetterlinge; wo ein steinerner Aussichtsturm auf einem Hügel viele Kammern und Korridore hatte; und wo neben einem Hain von Dachpalmen ein künstlicher viereckiger Teich blinkte, dessen Grund aus prächtig gearbeiteten grünen und orange Onyxmarmorquadern mit Perlen und rotem Kristall verziert war. Und spiegelblank gemeißelt wie das Mauerwerk war die ins Wasser hinabführende Alabastertreppe, umspielt von Scharen kupfern blitzender Fischchen; zwischen den Seerosen aber lärmten und schwammen die seltensten Tauchervögel, Schilfvögel, Reiher und Ibisse.

Auch Cortes wandelte mit seinen zwei Frauen durch diesen Zaubergarten. Ohne Marina konnte er mit Perlmuschel nicht sprechen. Seit jener Nacht in Xochimilco war Marina die Vermittlerin, die unfreiwillige Kupplerin und Dienerin seiner Untreue. Rechtlos war sie, eine geschenkte Sklavin — und wenn seine Dankbarkeit ihr keine Rechte einräumte, hatte sie keine zu fordern. Er war ja der Gott, war der Sieger, dem Völker und Frauen unterlagen, dem alles zufiel, was seinen Augen begehrenswert erschien. Und nicht verwunderlich war es, daß die Königstochter Gnade vor seinen Augen gefunden — eher war es ein Wunder, daß er seiner Sklavin so lange die Treue gehalten hatte, er, der einst unter den Damen Haïtis und Kubas von Abenteuer zu Abenteuer getaumelt war. Wenn einer, so gönnte Marina es der unglücklichen Witwe des Prinzen Grasstrick, daß sie des Geliebten Herz mit ihr teilte. Stolz und aufrecht trugen sie beide ihr Leid und ihre Schande; frei von Neid, da

beider Los beneidenswert nicht war, bemitleideten sie sich und hatten bald gelernt, einander wertzuschätzen.

Ohne Schuld und ohne Reue, erfüllt und verzehrt von glückloser Liebe, verhehlte sich die Prinzessin nicht, daß sie das Schandmal einer Geächteten nicht nur im eigenen Gewissen trug. Von ihren Brüdern und ihrem Freunde, dem König von Tlacopan, wurde sie gemieden, übersehen, keiner Anrede gewürdigt. Wenig Trost war es, daß die kastilischen Kavaliere ihr, der Begünstigten, mit gunstheischender Ehrfurcht begegneten. Bei der Taufe war von ihrem Paten Don Juan Velázquez de León ihr der Name Doña Juana gewählt worden. Doch obgleich den Feldobristen ihre strenge Schönheit wie eine Verkörperung aller Herrlichkeiten des Seenlandes erschien, nannten auch sie sie wie die gemeinen Soldaten sie nannten: La Azteca.

Ein wenig wegwerfend klang es und wurde doch ihr Ehrenname. Selbst Cortes nannte sie La Azteca.

33.

Umhergeführt von einem „Aufseher der Blumen" hatte Cortes erst einen Teil der Gartenanlagen besichtigt, als er mit Marina und La Azteca in den Palast gerufen wurde. Menschen-Puma war angelangt. Und einer der Begleiter des Knaben, ein königlicher Artträger, verschwieg der Prinzessin die grausamen Worte Montezumas nicht: der Knabe sei des Königs Lohn für ihre Hurerei; vom Grünen Stein werde sie geringeren Lohn empfangen.

Freudentränen und Verzweiflungstränen zugleich ver-

goß die Prinzessin. Und in Marinas bekümmerten Augen las Cortes die Aufforderung: Gib ihr sofort — und wäre es bloß, um Montezuma Lügen zu strafen — den versprochenen Lohn, die geforderte Krone für den Knaben! Doch mochte Cortes auch ein Phantast in seinen Zielen sein; nie, wenn er handelte, verließ er den Boden der Wirklichkeit. Unsinnig wäre es gewesen, hätte er am Vorabend seines Einzuges in Tenuchtitlan die Krone Tezcucos vergeben wollen, sich in einen Streit einmischen wollen, den zu schlichten ihm vorderhand die Macht fehlte. Eben erst hatte der Edle Traurige in seiner Eigenschaft als König von Tezcuco und Mitregent des Drei-Städte-Bundes die weißen Götter willkommen heißen und befand sich beim Heer in Itztapalapan. Mit Worten konnte man ihm die blaue Stirnbinde nicht vom Haupte nehmen. Aber auch die Schwarze Blume hatte seine Ansprüche auf Tezcuco nicht gänzlich aufgegeben — Verzicht geleistet hatte er zugunsten des jüngsten, nicht des ältesten Bruders. Jede Mißhelligkeit an indianischen Höfen betrachtete Cortes als fördersam für seine Absichten; — die Kluft zu erweitern, nicht sie zuzuschütten, war das Gebot der Klugheit. Die Schwarze Blume konnte als Anwärter auf den Thron der zweitmächtigsten Stadt im Drei-Städte-Bund den Christen von größerem Nutzen sein, als wenn ihm Tezcuco bereits zugefallen und seine Ehrbegierde gesättigt wäre. Ihn vor allem galt es hinzuhalten, und dazu bot der Mutterfluch und die Kirchenbuße des Paters Olmedo eine Handhabe: die Krönung Menschen-Pumas ließ sich vielleicht als eine

vorläufige Verfügung — eine Zwischenherrschaft — hinstellen, und in Aussicht stellen ließ sich eine andere endgültige Regelung, für die freilich zur Bedingnis gemacht werden müßte, daß die Schwarze Blume abbüße und um der Stadt Tezcuco willen diene, wie Jakob bei Laban um Rahels willen gedient hatte . . .

Doch die Voraussetzung für diese Pläne war die Herrschaft des Kreuzes über Tenuchtitlan. Wohl hatte Cortes schon in Sempoalla, von Escalante sich verabschiedend, geäußert, er wolle Montezuma gefangen nehmen . . . Der verwegene Ausspruch erschien ihm nun selbst zuweilen wie ein Scherzwort. Sterne vom Himmel zu rauben mochte nicht leichter ausführbar sein. Hier vor den Toren der „Königin aller Städte" war, wie seine Soldaten, auch er nicht frei von Beklemmungen beim Anblick eines Reichtums und einer Macht, so über alle Maßen ungeheurer als die bisherigen, fast kindlichen Vorstellungen von der Herrschgewalt Montezumas.

Er bat Marina, der Aztekin zu sagen: sein verpfändetes Wort werde er einlösen, wenn auch erst in Tenuchtitlan. Bis dahin müsse der kleine König zum König erzogen werden. Er werde ihm Erzieher geben, die ihm Spanisch zu reden, zu lesen und zu schreiben beibringen würden, sich gut auf dem Pferde zu halten und sich herablassend zu benehmen wie die Monarchen Europas.

Zu Hofmeistern des kleinen Königs ernannte Cortes Sánchez Farfán und dessen zwei Gemahlinnen. Der Weißhändige faßte seine Aufgabe dahin auf, als müßte er aus Don Jacobo Tecocoltzin, der Eule, — so wurde

Menschen-Puma jetzt genannt — einen parfümierten, morbiden Höfling machen. Doña Elvira war angestellt, zu dolmetschen; sie erzog nicht, sie verzog nur. Doña Maria de Estrada aber, beauftragt Reitunterricht zu erteilen, begann ihre Erziehung mit einer Tracht Prügel, weil der kleine König sich weigerte, den Stand ihres Pferdes mit den Händen auszumisten

34.

Nach dem Abendessen wurde ein als Tonwarenhändler verkleideter Totonake Cortes vorgeführt. Der Mann hatte eben erst das Heer eingeholt, war erschöpft von den zurückgelegten Eilmärschen. Er überbrachte einen Brief Escalantes.

So niederschmetternd war der Inhalt des Briefes, daß Cortes außer Marina, Alvarado und Velázquez de León niemand davon Kenntnis gab.

Escalante hatte, nach der Gefangennahme des Steuermannes Gonzalo de Umbria und der Mulattin Beatriz de Palacios, vom Schwelenden Holz die Herausgabe der Gefangenen zu erwirken gesucht. Zuerst vergebens. Nachdem er aber hohes Lösegeld geboten hatte, erging an ihn und an die Honoratioren von Vera Cruz die Einladung: sie möchten sich in jenes Bergschloß des Blitzenden Schildes begeben — das Schwelende Holz sei bereit, dort mit ihnen über die Auslieferung zu verhandeln, und er sichere ihnen freies Geleit zu. Mit den wenigen Standespersonen der Hafenfestung — dem Gerichtsschreiber, dem Oberrichter, dem Schatzmeister, dem Büttel und drei

Krüppeln, die sich für Hidalgos hielten — traf Escalante am Ort der Zusammenkunft ein. Als die Kastilier das Bergschloß betreten hatten, wurden sie vom Schwelenden Holz, dem Blitzenden Schild und einer großen Schar vornehmer Mexikaner freundlich empfangen und in einen Saal geführt, wo ein Mittagsmahl bereit stand. Sie wurden aufgefordert, sich an den Tisch zu setzen und am Mahl teilzunehmen; und es wurde ihnen bedeutet, der Statthalter wünsche, erst nach genossenem Mahl mit den Verhandlungen zu beginnen. Escalante und seine Begleiter fügten sich und aßen, und entzückt waren sie von der Höflichkeit und heiteren Zuvorkommenheit ihrer Gastgeber, die sich nicht genug tun konnten, ihnen Speisen vorzulegen. Als das Mahl beendet war, ließ sich das Schwelende Holz eine Trommel geben und schwermütig sang er, sich selbst auf der Trommel begleitend, einen Kriegsgesang. Dann eröffnete er den Kastiliern: der Steuermann und die Mulattin seien sauber gewaschen worden, nachdem man sie getötet hatte; — das soeben verzehrte Fleisch sei der gebratene Gonzalo de Umbria gewesen! . . . Da sicheres Geleit zugesichert war, konnten die Christen unversehrt nach Vera Cruz zurückkehren. Seitdem hatte der offene Krieg begonnen: mit fünfzig kastilischen Soldaten und tausend Jaguaren des dicken Kaziken war Escalante im Begriff gegen den übermächtigen Feind zu ziehen, als er den Brief schrieb, der hoffnungslos klang wie ein Abschiedsbrief.

In hilfloser Wut ballte Cortes die Fäuste. Wenn die Hafenfestung ihm entrissen wurde, so war sein Unter-

nehmen gescheitert. Nur noch ein Wunder konnte Vera Cruz retten. Und an ihm war es, das Wunder zu bewirken. Der Gedanke, Montezuma gefangen zu nehmen, drängte sich ihm wieder auf — wie sehr er ihn auch als wahnsinnig, als ungeheuerlich erst abwies. War die Gefangennahme so undenkbar? fragte er sich jetzt. Ein Vorwand, ein Rechtsmittel war ihm durch Escalantes Brief in die Hand gegeben. Denn das war mehr als wahrscheinlich, daß das Schwelende Holz die Scheußlichkeit des kannibalischen Festmahles nicht zu ersinnen, nicht auszuführen gewagt hätte, wäre von Montezuma nicht Weisung dazu ergangen. Und selbst wenn es sich nicht beweisen ließ, konnte geltend gemacht werden, daß der Herr für die Untat seines Dieners verantwortlich sei.

An diesem Abend ging Cortes mit Marina — ohne La Azteca — durch den Garten ans Seeufer. Die Sorge hatte ihn wieder zu Marina zurück geführt. Nur mit ihr konnte er reden, nur mit ihr konnte er schweigen. Und seine Stummheit war eine Abbitte. Nur Marina ahnte, erahnte jede Regung seines Seelenlebens, sie allein ermaß, wie hoch der Einsatz war, um den er tolldreist spielte

Auf den strahlenden Tag war ein regnerischer Abend gefolgt. Tropfen fielen mit scharfem Knattern und Prasseln auf die harten Palmenblätter, übertönten die blechernen Schreie der Kraniche und Ibisse. Bedeckt von der weißlichen Wolkendecke stand der abnehmende Mond unweit des heiligen Hügels, des „Akazienberges", auf dessen Spitze beim Jubelfest Unsere-Jahre-umgürten-sich in der herzberaubten Brust des Sklaven-des-Feuers die

heilige Flamme errieben wurde. Nur den Himmel erhellte das verhüllte Mondlicht, kaum die Erde.

Doch die Lagunenufer waren fast taghell erleuchtet von roten Fanalen. Ungeschwächt durch den Tropenregen loderte die Flammenbrunst des Unserer-Großmutter-Holz genannten Leuchtturmes, glutete das Altarfeuer des Schlangenberges.

„Da schau wie der Regenhimmel blinkt —: es ist der Widerschein des Goldes und Silbers von Mexico, der droben schimmert!" sagte Cortes zu Marina.

Sie wußte, was er meinte. Wie der Himmel unermeßlich und unerreichbar war das Gold Montezumas; und war allmächtig wie der Himmel ... In der glänzenden Glashaut ihrer schwarzen Augen spiegelte sich das Pharuslicht, spiegelten sich die düsteren Ahnungen des Geliebten.

Plötzlich faßte sie seinen Arm und zeigte auf den Schilfsee. Ein endloser Zug von Lichtern näherte sich. Meist zu zweien schwebten die Lichter. Wie eine Prozession war es von dunstgestaltigen, durchscheinenden Totenseelen, welche, Kerzen haltend, ihren Grüften entstiegen waren. Sie schwebten auf und ab, näherten sich feierlich, gemessen.

„Der Zug des Todes!" murmelte Cortes. „Gott zeigt mir die Zukunft meines Heeres! ..."

Und als er bald darauf erkannt hatte, daß es Leuchtkäfer waren, groß wie Heuschrecken, — blieb er dennoch dabei: Gott habe ihm den Zug des Todes gezeigt. Marinas Tränen vermochten es ihm nicht auszureden.

35.

Nach der regnerischen Nacht erglomm ein wundervolles Morgenrot am wolkenlosen Himmel und vergoldete die liegende, über Felskolossen schneeig aufgebahrte Leiche der Weißen Frau.

Gleich nach Tagesanbruch hatte sich das Christenheer am nördlichen Stadttor Itztapalapans gesammelt. So gering an Zahl, so winzig erschien plötzlich Cortes seine Streitmacht, daß er Alvarado in den Tecpan zurückschickte, nachzuforschen, ob nicht Kastilier zurückgeblieben seien. Doch Alvarado fand keine Nachzügler. Nun marschierte das kleine Heer auf dem zwei Meilen langen Steindamm dem südlichen Stadttor Tenuchtitlans zu. Der breite Dammweg, auf welchem acht Berittene nebeneinander Platz hatten, war von Neugierigen überfüllt, ein Voranschreiten wurde bald zur Unmöglichkeit. Schon tags zuvor war die Ankunft in Itztapalapan um Stunden verzögert worden durch das Zusammenströmen von Myriaden sich herandrängender Zuschauer auf der großen Heerstraße zwischen Xochimilco und dem Schilfsee. Und jetzt staute sich die Menge dermaßen, daß Diego de Ordás, eingezwängt von allen Seiten, weder vor noch rückwärts konnte und schon den Degen aus der Scheide riß, seine Grauschimmelstute herauszuhauen . . . Da eilte der Totonakenfürst Tehuch dem Heer vorauf, immerwährend den Mexikanern zurufend: die Söhne der Sonne töteten jeden, der sich ihnen in den Weg stelle. Er erreichte damit, daß sich zwei Menschenmauern auf beiden Seiten des Dammweges bildeten und eine Gasse freiließen, so daß die Christen nun schnellen Schrittes vorankommen konnten.

Vom Steindamm aus sah das Heer auf dem weit sich ausbuchtenden, mit Zypressen und Zedernwäldern umbordeten südöstlichen Teil des Sees unzählige schwimmende Inseln und mit bemalten Männern, Frauen und Kindern gefüllte Kanoes; am nahen westlichen Seeufer aber — wovor nicht weniger dicht gedrängt sich Einbäume auf den blauen Wellen schaukelten — die Städte Mexicatzinco, Coyoacan und Huitzilopochco. Dunstzitternde, greifbar nahe und doch so ganz unwirklich an den Beschauern vorübergleitende Architekturbilder. Jede dieser Städte hatte mehrere tausend — teils an Land teils auf Pfahlwerk in den See gebaute — Häuser und prachtvolle getürmte Tempel, übertüncht mit weißer Kalkerde, silbernen Zauberschlössern ähnlich im lichtglitzenden Morgenschein.

Von Coyoacan aus führte ein anderer Steindamm ebenfalls nach Tenuchtitlan und traf mit dem Damm von Itztapalapan — etwa eine halbe Meile vor dem Stadttor und unfern des letzten Dammdurchstichs, der Brücke Xoluco, — an einem, Acachinanco genannten, der Wasserstadt quer vorgelagerten und mit hohen Wehrtürmen versehenen Bollwerk zusammen. Durch je eins der zwei südlichen Festungstore eintretend, verschmolzen die beiden Dammwege innerhalb des Bollwerks und verließen es als einer durch das eine, Tenuchtitlan gegenüberliegende, Tor.

Die langen, aus großgequadertem Granit zusammengefügten Steindämme waren an mehreren Stellen durchstochen. Zwanzig Fuß breit flutete das Wasser in diesen Durchstichen und war von zierlich gezimmerten Holzbrücken überwölbt. So viele blendende Bilder zogen an den Augen

der Schreitenden vorbei, die immer noch wachsende Erregung war so aufwühlend, daß nur wenige von den Kastiliern im Rausch und Taumel ihres Seelenfiebers die Muße fanden, Betrachtungen darüber anzustellen, wie bequem sich's zwar nach Tenuchtitlan hineinschritt, wie schwierig aber ohne die leicht entfernbaren Holzbrücken der Rückweg sein würde.

„Nun sind wir bereits in der Mausefalle!" flüsterte Francisco de Lugo dem an seiner Seite reitenden Cristóbal de Olid ins Ohr, als sie den ersten Durchstich hinter sich hatten.

Ohne Verzug und ohne Zwischenfall wurden auch die anderen Holzbrücken überschritten. Die Vorhut hatte die Festung Acachinanco erreicht. Hier jedoch, am östlichen Tor des Bollwerks trat eine Verzögerung von mehr als einer Stunde ein. Gehüllt in Kopalrauchwolken, umragt von wehenden Federwerkstandarten, umtost von dumpfen Teponaztli-Trommeln und schrillen klagenden Goldflöten, kam der Adel Mexicos, Handfahnen, Zeremonienstäbe und Fächer tragend, dem Grünen Stein entgegen, ihm das Herannahen des Weltherrn anzumelden. Der Sonnenglanz hüpfte und wirbelte im schillernden Geflirr und Gewirr und Geschwirr der goldgrünen Quatzalfederkronen, der schwarzgelben Trupialfederbüschel, der blutroten Chamolinfederquasten — (von denen eine jede einen erlegten Feind bedeutete). Die Edelsteinriemen, die glitzernden Brustschmucke und Stirnbinden aus Edelmetall kreischten Lichtgesänge, umtobt, umheult von der Farbenorgie der Perlen, Amethyste, Bernsteine, Opale auf den grasgrün, ocker-

gelb oder kobaltblau geschminkten Männerkörpern, deren einzige Bekleidung — von den blitzenden Juwelen abgesehen — eine schlohweiße oder grellrote Schambinde und ein mit Edelfedern verbrämter Mantel war. Viertausend Adlige waren es, die dort am Sohn der Sonne vorbeizogen, und jeder von ihnen räucherte und grüßte, indem er mit der Hand die Erde berührte und die Hand dann zu den Lippen führte, die Worte des Willkommens sprechend.

Da das Herannahen Montezumas angekündigt war, ritt jetzt Cortes an der Spitze seiner Feldobristen dem Heer voraus. Sein Page Juan de Salazar und sein Stallmeister Martin de Gamba schritten links, Marina, die ihrer Sänfte entstiegen war, schritt, als indianische Fürstin gekleidet, rechts vom rabenschwarzen Romo. Gleich nachdem Cortes das Bollwerk Acachinanco durchschritten hatte, gewahrte er aus dem langgestreckten dunklen Festungstor ins flirrende bläuliche Lichtwirrwarr heraustretend, das demantenhafte Blitzen des königlichen Zuges. Doch noch eine ziemliche Strecke mußte er auf der Dammstraße zurücklegen, bevor sein Auge Einzelheiten unterscheiden konnte.

Am letzten Dammdurchstich, an der Xoluco benannten hölzernen Zugbrücke, trafen sie zusammen. Drei Adlige königlichen Geblütes schritten voraus, sich auf mannshohe Goldstäbe stützend. Dann folgten vier große Tragsessel, über und über prunkvoll verziert mit stilisierten Blumen und Rankenwerk aus reinem Golde, eingelassenen Perlen und Edelsteinen. Im vordersten Tragsessel saß Montezuma, in den drei anderen die Könige von Tezcuco

und Tlacopan, der Edle Traurige und der Durch-Zauber-Verführende, und Montezumas Bruder, der Überwältiger, Fürst von Itztapalapan. Der Tragsessel Montezumas ruhte auf den Schultern von sechs „Adlerprinzen" — Adligen der Kriegerkaste —; und vier andere Adlerprinzen hielten die silbernen Masten eines den Weltherrn überdachenden Baldachins aus metallisch flammenden Tzinizcanfedern. Und diese zehn Träger des Sessels und des Baldachins gingen barfuß, obgleich sich unter ihnen die höchsten Staatsbeamten befanden: der Ordner der Heerscharen, der Vorsteher des Speerhauses, der Vorsteher des schwarzen Hauses und der Weibliche Zwilling.

Eine zwei Klafter lange Fahne, ein Meisterwerk der königlichen Federmosaikarbeiter, flatterte neben dem goldenen Tragsessel Montezumas. Nur aus Federn des schwarzgelben Trupialvogels war sie gearbeitet. In ihrer Mitte blinkte auf schwarzem Hintergrund ein überlebensgroßer grellgelber Totenschädel.

Montezuma und die anderen Könige verließen ihre Tragsessel. Die höchsten Würdenträger bückten sich, herrliche Teppiche hinzubreiten, damit der Fuß des Herrn der Welt den Boden der Brücke nicht berühre, welcher von anderen Erdgeborenen zuvor betreten worden war. Montezuma schritt Cortes entgegen und wurde von den ihm zur Rechten und zur Linken barfuß gehenden Mitregenten des Drei-Städte-Bundes, den Königen von Tezcuco und Tlacopan, an den Ellenbogen gestützt. Die Volksmenge war anbetend niedergekniet, berührte mit den Stirnen den Boden des Steindammes. Niemand außer den Königen

durfte es wagen den Blick zum Herrn der Welt zu erheben. Zweihundert Prinzen, alle entschuht doch in märchenhafter Kleiderpracht, folgten, je zwei und zwei, den Königen. Ihnen voran gingen sechs Axtträger mit kupfernen Prunkäxten.

Cortes warf seinem Stallmeister die Zügel Romos zu und schwang sich aus dem Sattel. Näher kommend betrachtete er mit prüfender und kühl abwägender Neugier den Gang, die Gestalt und Kleidung des Mannes, dem zu begegnen, den gefangenzunehmen und zu knechten seit so vielen Monaten sein Ziel war. „Er gleicht aufs Haar jenem falschen Montezuma im verschneiten Berghospiz von Ithualco" — schoß es Cortes durch den Kopf — „doch noch schlanker und geschmeidiger ist sein Körper als der jenes Tempel-Fegers und länger das vornehm geschnittene Gesicht, schwermütiger . . ." Auch fiel es Cortes auf, daß die Gewandung des Königs zwar weniger reich als die des falschen Montezuma, dafür bei weitem phantastischer war. Montezuma hatte für die Begegnung mit dem weißen Gotte eine seiner ganz seltsamen Kriegstrachten gewählt. Er trug einen Panzer aus gelben Papageienfedern und — von den Hüften bis zu den Knien — ein glockiges Mädchenröckchen aus blauen Federn. Die Sandalen, Sandalenriemen und Wadenschienen waren von Gold. An der blauen Diadembinde strahlte als einzige Verzierung ein Türkisvogel, abwärts schwebend, mit dem Kopf nach unten, so daß der Schnabel die Mitte der Stirn berührte. Auf dem Rücken Montezumas aber war die aus Federn gebildete Ungestalt eines Tzitzimitl, eines

Dämons, befestigt, — des weiblichen Dämons Itzpapalotl, Obsidian-Schmetterling, von welchem die Königsschwester Papan in der Unterwelt verfolgt worden war; ein scheußlicher Drache mit fletschendem, aufgerissenem Rachen und langem Echsenschweif war der Körper des riesenhaften Schmetterlings, und die Augen, Füße und Krallen waren aus Gold; an den Rändern der langen Schmetterlingsflügel aber blitzten scharfe Feuersteinmesser.

Das linke Handgelenk Montezumas verzierte eine Goldspange mit einer taubeneigroßen Kamee, in „Blutstein" — so wurde Chalzedon genannt — geschnitten, welche die thronende Gestalt des Herrschers von Mexico darstellte. In der rechten Hand hielt er einen mit Saphiren besetzten Beinknochen.

Cortes ging auf Montezuma zu, sich in derselben zeremoniösen Weise zu begrüßen, wie es die Monarchen Europas zu tun pflegten: er wollte ihn umarmen, nachdem er sich tief vor ihm verbeugt hatte. Schon stand er dicht vor dem König. In dem Augenblick aber als er die Arme ausstreckte, sie ihm um die Schultern zu legen, stellte sich blitzschnell der Edle Traurige schützend und drohend vor den Zornigen Herrn und verhinderte die körperliche Berührung. Cortes biß sich auf die Unterlippe, daß sie blutete. Er und Montezuma lächelten sich höflich an, nur ihre Augen lächelten nicht. Ihre Augen haßten und fürchteten und maßen einander wie Tieraugen, die sich im Urwalddickicht begegnen. Montezuma war sich bewußt, daß Cortes einen unerhörten Schimpf erlitten hatte; obgleich nichts zu bereuen war — vor Schlimmerem hatte

ihn der Edle Traurige bewahrt, indem er ihn vom todeswürdigen Vergehen abhielt: der König Mexicos war ein göttliches Wesen, wer ihn berührte, wäre ein Kind des Todes gewesen . . . Montezuma beeilte sich, den peinlichen Eindruck zu verwischen. Er winkte einen seiner prinzlichen Begleiter heran, streifte sich von der rechten Hand den aus Affenleder gefertigten blauen Handschuh ab und entnahm einer milchigen Jadeïtvase langgestielte Orchideen. Mit einer Verbeugung, nachdem er die Hand zur Erde und dann zum Mund geführt hatte, reichte er Cortes die Blumen hin. Dieser nahm die Blumen mit einer stummen Verbeugung in Empfang und beschenkte den König mit einem Halsband aus venetianischen Glasperlen, welche echten Perlen und Diamanten täuschend nachgebildet waren. Als Gegengeschenk hängte ihm Montezuma zwei schwere Goldketten um den Hals: die Kettenglieder bestanden aus schön gearbeiteten goldenen Meerkrabben.

Nun begann die Zeremonie der Begrüßung durch die Prozession der zweihundert Prinzen. Als einige dreißig an Cortes, den Boden und den Mund mit der Hand berührend, vorbei defiliert waren, machte Montezuma, um die weißen Götter nicht länger aufzuhalten, der Zeremonie ein Ende, indem er Cortes bei der Hand faßte und mit ihm der Stadt zuschritt. Am Stadttor verabschiedete er sich und beauftragte seinen Bruder, den Überwältiger, und den Edlen Traurigen, Cortes und sein Heer durch die in allen Straßen und auf allen Dachterrassen von Myriaden Neugieriger überfüllte, vor Erregung wie ein Bienenkorb

rauschende Stadt nach dem leerstehenden alten Tecpan seines Vaters, des Königs Wassergesicht, zu führen.

36.

Im nördlichen Teile des Stadtviertels Moyotla, unweit des Steindammes nach Chapultepec und des großen Aquädukts gelegen, dehnte sich der alte Tecpan mit seinen Nebengebäuden und Gärten vom Schlangenberg-Tempel bis zur westlichen Lagune hin und bedeckte einen kaum geringeren Flächenraum als der von Montezuma an der Südspitze von Moyotla erbaute Huei-Tecpan. Strahlte dieser glanzvoller in purpurner Herrlichkeit, so war die düstere violette Pracht jenes alten Tecpans vom Geist einer versunkenen Epoche umweht, und aus den in Stein verewigten Schlächtereien und Greuelszenen an seinen Wänden starrte den Beschauer das Bild des furchtbaren Königs Wassergesicht an, dem nach der Einweihung eines neuen Adlersteines das im Übermaß genossene Menschenfleisch und getrunkene Menschenblut zum Verhängnis geworden war.

Vorderseite und Haupteingang des Tecpans befanden sich dem westlichen Tor der Schlangenmauer gegenüber, nur durch einen freien Platz getrennt von ihr.

Gleich nachdem das Heer angelangt war, traf Cortes Anordnungen, den Palast in eine unbezwingliche Burg zu verwandeln.

Es war Mittag geworden. Ein königliches Mahl für die Offiziere, ein überaus reichliches für die Mannschaft wurde aufgetragen, serviert von Montezumas Tafelmeister

und einigen hundert Sklaven und Sklavinnen. Nach dem Mahl wurde geraucht und Siesta gehalten.

Gegen Abend stattete Montezuma Cortes einen Besuch ab. Cortes umgab sich mit seinem kleinen Hofstaat, empfing den König am großen Tor des Tecpans und geleitete ihn in den Audienzsaal. Auf einer Estrade prangten dort zwei mit Halbedelsteinen inkrustierte und mit Jaguarfellen bedeckte Thronsessel. Montezuma hieß seine Begleiter sich an eine der Längswände aufstellen. Der christliche Hofstaat stellte sich ihnen gegenüber an die andere Längswand.

Mit sinnender Trauer ruhten die Augen Montezumas, nachdem er sich mit Cortes niedergesetzt hatte, auf Marinas schönem Gesicht, während sie leicht und gewandt seine Worte übertrug.

Seit die Wächter des Meeres die erste Kunde von den Wasserhäusern überbracht und das Mädchen Malinzin mit der Blumengöttin verglichen hatten, war von allen ausgesandten Kundschaftern, Zauberern und auch von den Gesandten — dem Staubaufwirbler, dem Schwelenden Holz, dem Herabstoßenden Adler, dem Rauchenden Blut — immer wieder ihr Name genannt, ihr Liebreiz beschrieben, ihre Klugheit mit ehrfürchtiger Verwunderung erwähnt worden, als wäre sie ein unheimliches, zauberhaftes, verderbenbringendes Wesen, wie etwa die Mutter der Hexen oder die Bergblume auf den Schroffen des weißen Tlaloc.

Die Trauer um sein Land und um sein eigenes Los verdunkelte sich am Glanz des kühnen Eindringlings und seiner Gefährtin, die, ein Kind Mexicos, Mexico und ihn

verriet, und zu der er sich trotzdem wundersam hingezogen fühlte.

„O meine Tochter, o Malintzin", begann Montezuma, „sage dem Sohn der Sonne, was ich dir sage."

Er richtete die ersten Worte an Marina, wie es vor ihm die meisten einheimischen Fürsten und Gesandten bei Verhandlungen mit Cortes getan hatten. Die Kastilier, der Sprache unkundig, hörten immer nur die Anrede „Malintzin" und hatten daraus den falschen Schluß gezogen, mit dem Namen Malintzin — welchen sie in Malinche verballhornten — werde von den Indianern Cortes bezeichnet.

Die Begrüßungsrede Montezumas bei diesem ersten Besuch ist später von einem Azteken aufgezeichnet worden. Sie lautete:

„Du bist in dies Land gekommen, das dein ist, in deine Stadt und deine Behausung Mexico. Gekommen bist du, dich auf deinen Thron zu setzen, auf deinen Königssitz, auf welchem ich selbst in deinem Namen während etlicher Tage gethront habe. Anderen hingeschwundenen Königen gehörte er vordem, den Königen Obsidian-Schlange, Himmelspfeil, Wassergesicht, Kreideweiß und Molch. Als der letzte übernahm ich das Amt, dein mexikanisches Volk zu beherrschen; die Bürde, für deines Landes Verwaltung und für deine Untertanen zu sorgen, habe ich getragen. Weder schauen noch wissen können meine verblichenen Vorgänger, was heute geschieht. O hätte es den lebenspendenden Göttern doch gefallen, daß einer der toten Könige noch lebte und daß

er erlebte, was unter meiner Herrschaft geschieht! Doch sie sind dahin, o Sohn der Sonne; und ich schlafe nicht, ich träume nicht, wahrlich mit meinen eigenen Augen sehe ich dein Antlitz und deine Gestalt! Viele Tage sind es nun, daß ich alles dies erwartet habe; lange Zeit waren die Augen meines Herzens dorthin gerichtet, wo ihr — du und deine Begleiter — herkommt. Ihr seid aus Wolken und Nebel herausgetreten, aus einem jedermann verborgenen Ort. Wahr ist es, was die Könige, unsere Vorfahren, uns als Weissagung hinterlassen haben: du werdest wiederkehren, Herr zu sein über diese Königreiche, du werdest deinen Thron und Königssitz wieder einnehmen. Ich sehe jetzt, daß sie wahr gesprochen. Seid denn willkommen. Und erfreut euch in euren Palästen an meinem Gold und Silber, an meinen Juwelen und kostbaren Federn — denn euretwegen habe ich sie gesammelt und aufbewahrt!"

Zwei große Tränentropfen glitzten an Montezumas Wimpern, rollten über seine hohlen Wangen.

In seiner Antwort dankte Cortes für die so überschwengliche Freigebigkeit. Doch habe er nicht des Goldes und des Silbers wegen den mühseligen Weg nach Tenuchtitlan zurückgelegt. Sein hoher Gebieter, der große Herr des Sonnenaufgangs Don Carlos de Austria, fühle ein tiefes Mitleid mit dem Herrscher Mexicos und seinen Völkern, weil sie falschen Göttern dienend ihre Seelen verderbt hätten und, ewigen Höllenstrafen verfallen, in umflammten Kesseln, in Pfuhlen voll Menschenkot, in glühenden Bleisärgen oder im Eise des untersten Höllenringes, von Höllengabeln und Zangen der Diener Beelzebubs zer-

fleischt, für ihren Irrglauben büßen müßten — es sei denn, daß ihnen das Heil gebracht würde und sie es nicht von sich wiesen. Vom erbarmungsvollen gnädigen Kaiser sei er und sein Heer entsandt worden, das Friedensreich der Grüngefiederten Schlange — die Herrschaft der über allen Menschen und Königen thronenden Moral — wieder aufzurichten. Und jetzt da er Montezuma von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehe und sehe, welch ein milder freigebiger Fürst er sei, zweifle er keineswegs daran, daß die Völker Mexicos den Dienern Satans entrinnen werden, gerettet durch Montezuma, der damit sich selbst retten werde und, wenn er sich der göttlichen Gerechtigkeit unterordne, zu einem Fürsten der Gerechtigkeit in den Ländern des Westens werden könne wie Don Carlos in den Ländern des Ostens ein solcher sei. Diese Völker hätten bisher in Finsternis gelebt und ihnen müsse geholfen werden. Auf seinem Zuge über die Schneeberge habe er von seinen Freunden, den Totonaken und Tlascalteken und anderen Völkerschaften mancherlei Klagen gehört über die Blutgier der Götter, der Könige und der Völker des Drei-Städte-Bundes; er lege den Anschuldigungen kein großes Gewicht bei, da der Krieg die Seelen zu vergiften pflege, so daß fremdes Unrecht aufgebauscht und das eigene Unrecht gern übersehen werde; doch behalte er sich vor, bei anderer Gelegenheit auf jene Anklagen zurückzukommen; und versichert solle Montezuma sein, daß er als Schiedsrichter keinem anderen Leitstern folgen werde als dem der allheiligen Gerechtigkeit.

Montezuma antwortete hierauf nichts Die Erwähnung der Tlascalteken hatte ihm die Tränen getrocknet. Daß mit den Kastiliern viertausend Rebellen nach Tenuchtitlan gekommen waren, empörte jedes mexikanische Herz. Mit heiterem Antlitz und überaus höflich erkundigte er sich nach dem Rang der Unterfeldherren. Cortes stellte ihm seine Feldobristen, seine Fähnriche und einige seiner besten Soldaten vor und auch die Anführer der Hilfstruppen: Tehuch, Piltecatl und die Schwarze Blume. Der Kriegsruhm des Totonaken und besonders des verwegenen Tlascalteken, der in Cholula dem Alten Raubtier die weiße Schminke überbracht hatte, war Montezuma bekannt, und — mochten sie auch Erbfeinde sein — er ehrte sie durch ein flüchtiges Neigen seines Kopfes. Daß aber der Erzrebell, der Überwinder des Feldherrn die Rose und Brandschatzer vieler mexikanischer Städte sich unter dem Schutze der Gastfreundschaft im alten Tecpan aufhielt, empfand Montezuma als einen unverwindbaren Schimpf. Seit jenem Abend, als in Gegenwart des Herrn des Fastens die Schwarze Blume seinem enthaarten Lieblingshund den Bauch aufgeschlitzt hatte, begegneten sie sich heute zum erstenmal. Und das Schicksal hatte es gewollt, daß die Schwarze Blume heute ein Zeuge der tiefsten Demütigung des Zornigen Herrn wurde. Finster wandte sich Montezuma ab und beachtete es nicht, daß der junge König sich eben anschickte, ihm die Hände und die Füße zu küssen.

Geschenke — Gold, Silber, Steingeschmeide, fünftausend baumwollene Mäntel — ließ der Zornige Herr hereintragen und an die Feldobristen verteilen. Der hellblonde

blauäugige Alvarado fiel dem zornigen Herrn auf und wurde durch die Frage ausgezeichnet, ob er Tonatiuh, der Sonnenheld, sei?

Nicht als Geschenk, sondern als ein Pfand seiner Freundschaft und ehrfurchtsvollen Ergebenheit, wie er sich ausdrückte, verlieh beim Abschied Cortes dem König den Knaben Orteguilla als Pagen. Es lag ihm daran, vom ersten Tag an einen Spion in der Umgebung Montezumas zu haben. Der Knabe war genau unterrichtet worden, wie er sich zu benehmen habe.

Nach Sonnenuntergang hielten die Kartaunen, Feldschlangen und Basilisken ihre dumpfen — wenn auch diesmal nur scherzhaft gemeinten — Begrüßungsansprachen an die Bewohner Mexicos und versetzten sie in Grauen und Schrecken.

37.

Die erzenen Münder waren verstummt. Die Nacht und ihr Sohn, der Schlaf, hatten sich auf Tenuchtitlan herabgesenkt. Der zarte Schleier der lautlosen Stille wurde nur selten zerrissen durch Schifferrufe in den engen schwarzen Kanälen, durch Wächterrufe der christlichen Posten auf der Umfassungsmauer des alten Tecpans oder durch Lockrufe der dem großen Freudenhaus Tlatelolcos entschlichenen Süßduftenden.

Kurz ehe es zu tagen begann, lief atemlos ein Bote aus dem Huaxtekenlande auf dem Steindamm von Itztapalapan der Wasserstadt zu. Das Abzeichen des Läufers verriet die Bedeutsamkeit seiner Sendung. Von den

Besatzungen des Bollwerkes Acachinanco und des südlichen Stadttores wurde er ohne Verzug durchgelassen und durch Trompetenstöße dem Huei-Tecpan gemeldet. Bei seiner Ankunft im Huei-Tecpan trat ihm der inzwischen von den Sklaven geweckte Vorsteher des Hauses der Teppiche im ersten Palastsaal entgegen, fragte ihn aus, von wo und von wem er komme und begab sich, nachdem er erfahren, daß der Läufer vom Schwelenden Holz Botschaft bringe, ins königliche Schlafgemach, den Weltherrn aus dem Schlummer zu stören.

Wie damals vor acht Monaten, als der Staubaufwirbler nachts ankam, über die blutlose Opferhandlung unter freiem Himmel, den Wettlauf der Hirschmenschen auf den Dünen, die Donnerwaffen, die Trunkenheit der Tochter der Sonne, die mit Goldkörnern zu füllende Sturmhaube des Namenlosen Bericht zu erstatten und das Hirschhautpergament seines Menschenmalers vorzulegen — so wollte auch diesmal der Zornige Herr die nächtliche Schreckenskunde nicht in seinem Schlafgemach entgegennehmen und ließ den Läufer in den Saal der Botschaften führen. Freilich, fünf nackten mit Kreide geweißten Opfersklaven wie damals den Edelstein aus der Brust zu schneiden, lag diesmal kein Anlaß vor, denn nicht „im Angesicht der Götter geweilt" hatte der Läufer, hatte nicht „mit Göttern Reden gewechselt" und mußte daher nicht mit Blut übergossen werden. Der Glaube an die Göttlichkeit der weißen Götter war geschwunden.

Mit Schmetterlingsgesichtsbemalung und in einem Prunkkleid, auf welches skelettköpfige Waldkatzen gestickt

waren, begab sich Montezuma in den Saal der Botschaften und nahm auf dem Thron unter dem Baldachin aus Adlerdaunen Platz.

Er trug eine Krone aus übereinander geschuppten Silberplatten – einer Wangen und Stirn einrahmenden Haube ähnlich – aus deren becherförmigen Spitze ein grüngoldener Springquell von Quetzalfederbüschen emporsprudelte. Ein Ohrenschmuck in Gestalt silberner Maisähren hing ihm von den Ohrläppchen bis zu den Schultern herab.

Kienfackeln, von Haus-Erleuchtern gehalten, füllten den weiten Saal mit Rauchstreifen. Schummrig belichtet vom hüpfenden Flammenschimmer, tauchten die blankpolierten Götzenskulpturen der Jaspiswände wie aus Nebelfernen auf, immer wieder verbleichend. Nicht weniger geisterhaft schwebten und wogten die Menschen im gaukelnden Feuerschein.

Montezuma war wach — und dennoch hörte er die Nachrichten von den Geschehnissen an der Meeresküste an, als wären sie eine Fortsetzung seiner bösen Träume. Mit verängstigten Blicken starrte er eine kleine Kiste aus Sandelholz an, welche vom knienden Boten ihm hingereicht wurde. Er nahm die Kiste nicht entgegen, er ließ sie auch nicht öffnen.

„Erzähle erst!" sagte er zum Läufer.

Und der Läufer erzählte. Mit vierzig Gelbhaarigen und tausend Totonaken war der Befehlshaber der Hafenfestung ins Feld gezogen, das furchtbare Gastmahl des Schwelenden Holzes zu strafen. Doch das Schwelende

Holz nahm die Schlacht nicht sogleich an. Sein Sohn, der Blitzende Schild, lockte mit seinen Adlern und Jaguaren die Feinde in das Landesinnere, mit dem Hauptteil der mexikanischen Truppen aber durchzog das Schwelende Holz Totonacapan, verlangte die Herausgabe des seit der Gefangensetzung Guatemocs verweigerten Tributes, erklärte, als der dicke Kazike sich auf das Verbot der weißen Götter berief, die weißen Götter seien bereits Opfersklaven in Tenuchtitlan und ihr Edelsteinwasser werde in den nächsten Tagen schon über die Tempeltreppen herabfließen. Und er drohte mit der Zerstörung der Stadt Sempoalla, im Falle die Totonaken bei der Weigerung verharrten. Der Tribut wurde gezahlt. Und nun wandte sich das Schwelende Holz gegen das Heer der Weißen. Als eben die Schlacht begann, ließen — auf Befehl ihres dicken Königs — die tausend totonakischen Krieger die Weißen im Stich. Allein mußten die vierzig Weißen gegen die mexikanische Streitmacht kämpfen. Trotz ihrer Blitzwaffen wurden sie in die Flucht geschlagen; sieben fanden den Tod — der tödlich verwundete Anführer und eines der Hirschungeheuer gerieten in die Gewalt der Mexikaner.

„Öffne die Kiste!" sagte Montezuma zum Boten. „Ich will das Geschenk des Schwelenden Holzes sehen!"

Der Bote hob den Deckel ab. In viele farbige, mit Paatl-Wasser parfümierte Tücher eingewickelt, lag dort ein unkenntlicher, kugelförmiger Gegenstand.

„Entferne die Tücher!" befahl Montezuma.

Der Bote entnahm der Kiste das Geschenk des Schwelenden Holzes und schälte von ihm die Hüllen ab.

Nun wurde sichtbar, was er in den Händen hielt: es war das abgeschnittene Haupt Escalantes.

Blauweiß, pergamenten leuchtete die runzelige Haut des eingefallenen Gesichtes. Die scharfe Adlernase trat unnatürlich weit hervor. In den halboffenen Augen glomm ein Widerschein des Kienfackellichtes. Welk, vergilbt blinkte der weiße Knebelbart.

Einen kurzen scheuen Blick warf Montezuma auf das abgeschnittene Haupt, einen Blick voll Grausen und Triumph. Jetzt sah er es mit eigenen Augen, daß die Söhne der Sonne nicht unsterblich, nicht unbesiegbar, nicht allwissend waren. Alle seine Pläne — der Hinterhalt in Cholula, die Entsendung des falschen Montezuma, die gelockerten Felsen an der beim Popocatepetl vorbeiführenden Straße — waren von den weißen Göttern durchschaut und hintertrieben worden; nur dies hatten sie nicht hindern können, nur dies war voll und ganz gelungen, hatte sich abgespielt, wie es geplant worden war: das schaurige Gastmahl, das Herauslocken der Besatzung, der Verrat der Totonaken, der Tod des weißen Anführers. Zum erstenmal seit Jahresfrist waren die Himmelsgötter auf seiten Mexicos. Wollten sie in die Königin aller Städte zurückkehren? Durfte er es als ein Zeichen auffassen, daß ihm fortan — bei einer gewagteren Tat — ihr Beistand nicht fehlen werde? . . .

Er ertrug den Blick der verglasten Augen nicht. Selbst im Tode übte der weiße Mann einen Zauber, eine magische Anziehungskraft aus. Montezuma hatte nach

ihm greifen wollen, doch seine Hände zitterten zu sehr. Scheu senkte er den Blick.

Man müsse das abgeschnittene Haupt den Göttern Mexicos darbringen sagte er. Als aber der Vorsteher des Hauses der Teppiche an ihn die Frage richtete, auf dem Altare welches der Götter Mexicos der Kopf niedergelegt werden solle, besann sich der zornige Herr und widerrief seinen Befehl. Es würde bald ruchbar werden, wenn das Haupt in einem der Gotteshäuser Tenuchtitlans liege, und die weißen Götter könnten versuchen, es zu befreien — darum wünsche er, daß das Haupt heimlich über den Steindamm von Tepeyacac nach Tlacopan gebracht und dort Tezcatlipoca geweiht werde . . .

38.

Die Sonne war inzwischen aufgegangen. Und zu erregt war Montezuma, sich wieder schlafen zu legen.

Um sein wallendes Blut zur Ruhe zu bringen, rief er seine Krüppel und Narren. Fade waren, nicht des Hinhorchens wert, ihre Späße, unschmackhaft nach solch einer Nacht. Da hieß er die schönsten Mädchen aus dem Haus der Vierhundert Frauen kommen, setzte sich in ihre Mitte und lauschte dem Musikmeister Löffelreiher-Schlange und seinem Chor. Zwei Stunden lang ließ er sich von den Gesängen in ein mildes Wunschland entführen.

Dann nahm er — früher als sonst — den mit Vanille und Honig gesüßten Kakaotrank ein. Der Rührlöffel in der buntbemalten, aus Cholula — der Stadt der Majo-

likaarbeiter — stammenden Kakaoschale war ein geschliffenes stielförmiges Stück Bernstein, in Gold gefaßt. Unversehens entglitt der Bernsteinlöffel der noch immer zitternden Hand Montezumas, fiel auf den marmornen Estrich und brach in zwei Hälften. Tränen stürzten aus den Augen des Zornigen Herrn. Nicht um die entwertete Köstlichkeit weinte er — denn jederzeit konnte er einen gleichen Löffel von den berühmten Steinschneidern der Künstler- und Blumenstadt Xochimilco erhalten; — um sich selbst weinte er; ihm war, als sei der in zwei Stücke gebrochene Stab ein Bild von ihm, als sei er selbst der Bernsteinlöffel, eine entwertete Köstlichkeit . . .

Der Hohepriester von Mexico, das Mexikaner-Priesterchen, wurde gemeldet. Montezuma ließ ihn in den Audienzsaal bitten und zugleich mit ihm auch den Überwältiger und den Edlen Traurigen. Beim letzten Kronrat hatte sein Bruder gefordert, dem Grünen Stein die Tore Mexicos zu verschließen; sein Neffe aber hatte es für unwürdig der Größe Mexicos erklärt, ihm die Gastfreundschaft zu verweigern. Sie waren die Vertreter der zwei schroff entgegengesetzten Anschauungen unter den Adligen der Kriegerkaste; und Montezuma wollte, daß beide Parteien zu Worte kämen, falls im Gespräch mit dem Hohenpriester (wie zu erwarten war) die Geschehnisse in der Huaxtekischen Provinz und, im Zusammenhang damit, die Frage erörtert würde, was mit dem Grünen Stein und seinem Heer nunmehr geschehen müsse . . .

Ein hoher hagerer Greis mit düsteren Gesichtszügen war das Mexikaner-Priesterchen. Seit König Molchs

Zeiten Oberster der Edelsteinentreißer, hatte er einst Montezuma — als dieser noch ein mit geschmolzenem Kautschuk schwärzlich bemalter Unterpriester im Schlangenberg war — seine Strenge oft fühlen lassen und war sich seiner ungeminderten Macht über den König bewußt. Es war sein Wille, sein öffentlich ausgesprochener Wille, daß der König von den Göttern gestraft werde, weil er sein Versprechen nicht gehalten hatte, den Sternhimmel am Huitzilopochtli-Turm mit Geschmeiden zu überdecken. Das Mexikaner-Priesterchen war von der Allgewalt des mexikanischen Kriegsgottes zu sehr überzeugt, um die seitens der weißen Götter drohende Gefahr ernst zu nehmen. Die lächerlich kleine Schar der Gelbhaarigen hatte er beim Einzug gestern gesehen und gezählt — ein Wort Montezumas genügte ja, sie zu zermalmen. Aber darauf kam es ihm gerade an, Montezuma zu hemmen, daß er das Wort nicht zu früh ausspreche. Es lag ihm daran, Montezuma in Angst zu erhalten, auf daß er noch lange die Ungnade, die Strafe des Himmels spüre. Verlassen von den Göttern, im Stich gelassen von den Orakeln sollte er sein, bis er, reumütig den Schatz Tezcucos für den Sternhimmel herausgebend, sich des Wunderbaren Huitzilopochtli Verzeihung und Gunst erkauft haben werde.

In der letzten schweren Zeit hatte der Hohepriester dem König Beistand und Rat versagt. Heute aber kam er ihn zu demütigen, zu erniedrigen, ihm die Abhängigkeit von der hohen Geistlichkeit zum Bewußtsein zu bringen.

Mit unterwürfiger Körperhaltung und mit kriecherisch

devoten Worten stellte er den Zornigen Herrn streng zur Rede, warum er das abgeschnittene Haupt des Gelbhaarigen dem Tezcatlipoca von Tlacopan geschenkt habe, statt es dem Huitzilopochtli von Tenuchtitlan zu geben. Und er verlangte im Namen der gekränkten Göttergesamtheit Mexicos, daß der König unverzüglich den Kopf durch Schnelläufer zurückholen lasse.

Montezuma entschuldigte sich: die kostbare Trophäe habe er aus Tenuchtitlan entfernt, damit sie von den weißen Göttern nicht entwendet werde; und er wolle sie feierlich nach Tenuchtitlan wieder zurückbringen, sobald die weißen Götter vernichtet wären; — das könne vielleicht schon nach wenigen Tagen geschehen sein.

Der Überwältiger bemerkte hierzu: Nach einigen Tagen werde es wahrscheinlich zu spät sein. Mehr als einmal habe er gewarnt und gefleht, der Zornige Herr möge nicht Leute in sein Haus laden, die ihn hauslos machen könnten. Doch Vorwürfe zu erheben sei jetzt nicht die Zeit. Und obgleich seine Ratschläge nicht beachtet worden seien, wolle er nicht aufhören die Stimme zu erheben und zu helfen, soviel in seinen Kräften stehe. Sein Rat gehe nun dahin: noch an diesem Tage die Gelbhaarigen zu überfallen, sie zu opfern, den Kriegsgott durch ihr Blut zu ehren. Alle Vorbereitungen seien getroffen, schon würden die Pfeile, Speere und Schilde verteilt, die Adler und Jaguare stünden bereit und warteten nur auf das Losungswort des Zornigen Herrn. Heute sei noch Zeit zu kühnem Entschluß — morgen könne die Tat vielleicht schon unausführbar sein.

Der Edle Traurige widersprach. Ritterlich trat er für die Heiligkeit des Gastrechts ein. Beim letzten Kronrat habe auch er sich bereit erklärt, an der Ausrottung der Gäste teilzunehmen, sobald sie sich anmaßend benehmen, sich eines Übergriffes schuldig machen würden. Das sei indes bisher nicht geschehen.

Erregt entgegnete der Überwältiger: es sei schon zu viel gewartet und verschoben worden. Alle Schildträger lechzten nach Rache für Cholula. Heute, spätestens morgen müsse es geschehen, sonst stehe er für das Gelingen nicht ein. So günstige Vorzeichen wie augenblicklich, so günstige Kalendertage wie heute und morgen würden sobald nicht wiederkehren. Auch beweise die Kunde aus dem Huaxtekenlande, daß die Unbesiegbarkeit der Söhne der Sonne eine Fabel sei und daß die Himmelsgötter den Kindern Mexicos ihre Liebe und Huld wieder zugewandt hätten.

Das sei ein Irrtum, unterbrach ihn das Mexikaner-Priesterchen. Die Götter grollten noch immer; die Orakel, die er täglich befragen lasse, lauteten noch immer ungünstig. Und das Los Cholulas beweise, wie unklug es sei, Orakel zu mißachten. Er teile die Ansicht des Edlen Traurigen, daß man jetzt noch nicht losschlagen dürfe — wäre es auch nur, um die Tlascalteken ebenso gänzlich auszurotten wie die weißen Götter. Ein zerschnittener Wurm sei nicht tot, solange sein Kopf noch lebe. Darum solle man abwarten, bis sich die Tlascaltekenführer Kriegsmaske und Fichtenzweig gleichfalls in der Stadt der vier Steindämme eingefunden hätten — dann werde der Schimpf des unerbetenen Einzuges der

Tlascalteken wettgemacht werden, und die Geduld der empörten Bevölkerung Tenuchtitlans werde belohnt sein.

Der Überwältiger machte dagegen geltend: wichtiger, als den Freistaat seiner Führer zu berauben, sei es, den weißen Göttern zuvorzukommen. Die Nachricht von der Niederlage ihres Küstenheeres werde ihnen nicht lange verborgen bleiben und werde sie vielleicht zu einer Verzweiflungstat drängen. Aber leider scheine die Zerstörung Cholulas manchen Mexikanern das Herz erweicht zu haben . . .

Bisher hatte Montezuma geschwiegen. Jetzt äußerte er seine Meinung — und seine mit leiser Stimme, fast zaghaft vorgebrachte Meinung bedeutete einen unumstößlichen Beschluß, der keine Widerrede mehr duldete.

Solange der Grüne Stein, sagte er, vom abgeschnittenen Haupt nichts wisse, halte er es für klug, ihm und allen frechen Eindringlingen das Leben zu fristen. Auch glaube er, daß es nicht von Menschen, sondern vom Himmel abhängen werde, wie lange diese Frist dauern und über wessen Geschick sie wie eine Wolke schweben werde . . . Inzwischen wolle er die Gäste wie Gäste behandeln, durch Güte und Huldbeweise sie in Sicherheit wiegen . . .

Der Vorsteher des Hauses der Teppiche trat ein und meldete Malintzin. Montezuma ließ sie hereinführen.

39.

Unter dem Schutz ihres Hofmeisters Pérez de Arteaga, ihres Pagen Santa Clara und zweier Musketiere, kam Marina den Großkönig zu fragen, ob ihm Cortes im

Laufe des Vormittags seine Aufwartung machen dürfe. Nachdem sie einen bejahenden Bescheid erhalten, wollte sie sich wieder entfernen, wurde jedoch von Montezuma zurückgehalten, der ihr und ihren Begleitern Sessel hinstellen ließ und sie in ein Gespräch zog. Um Cortes nicht warten zu lassen, schickte sie Santa Clara in den Tecpan des Königs Wassergesicht mit dem Auftrag, Montezumas Antwort auszurichten und zu erklären, warum ihre Rückkunft verzögert sei.

Allberühmt wie ihre Schönheit war die Legende ihres Lebens. Die nackten Tatsachen ihrer absonderlichen Erlebnisse muteten ja an sich schon wie ein Märchen an. Und seit einem Jahr war von den Bewohnern Anahuacs an diesem Märchen weitergedichtet worden, war es zu einem grotesken Mythus umgedichtet, entstellt und verzerrt worden. Tonantzin „Unser Mütterchen" wurde sie angeredet, wie die Mais-Göttin. Sie sei die Tochter eines Königs, behaupteten die einen, sie sei die Tochter eines Gottes, behaupteten die anderen. Bei einer Seejungfrau unter dem Wasser habe sie ihre Jugend verlebt und sei dort mit Weisheit und Zauberkunst beschenkt worden, wurde erzählt; oder: sie sei eine Schwester der Bergblume; manche wiederum wollten wissen: als Schlachtopfer sei sie der Unratgöttin geweiht gewesen, die habgierigen Priester aber hätten sie an Menschenhändler verkauft . . .

Alle diese Sagen hatten am Hofe Mexicos willige Hörer gefunden und waren auch dem Zornigen Herrn zu Ohren gekommen. Seine Teilnahme für das seltsame

Mädchen war gesteigert seit der ersten Begegnung tags zuvor. Er konnte sich selbst darüber nicht Rechenschaft geben, was ihn zu ihr hinzog, die doch eine Feindin und Verräterin war. Ihre Schönheit — so außergewöhnlich sie war — konnte auf ihn, den Herrn des Hauses der Vierhundert Frauen, so tief nicht wirken, und menschliche Schicksale (sein eigenes ausgenommen) hatten bisher noch nie ein Mitgefühl in ihm geweckt.

Jetzt forderte er sie auf, ihm die Geschichte ihrer leidvollen Jugend zu erzählen.

Sie tat es. Als sie geendet hatte, fragte er sie: ob ihre böse Mutter noch am Leben sei.

Das wisse sie nicht, antwortete sie. Doch flehe sie zu Gott, daß ihre Mutter noch lebe.

„O Malintzin," sagte Montezuma, „willst du, daß ich deine böse Mutter töten lasse?"

Wie zur Abwehr streckte Marina beide Arme aus und rief:

„O Herr, o König! Das Zucken deiner Augenbrauen ist der Blitz; — was du befiehlst, geschieht sofort. Doch ich möchte nicht, daß du dieses befiehlst! . . ."

„Oder willst du", fuhr der König zu fragen fort, „daß ich das schlechte Weib, das dich verkauft hat, nach Tenuchtitlan schaffen lasse, damit du dich an ihr rächen kannst? Meine Schnelläufer können Oaxaca in einem Tage erreichen. Deine Mutter wird morgen abend im Huei-Tecpan sein."

Das Antlitz Marinas strahlte wie Sonnenschein.

„O Herr, o König, dessen Macht ohne Grenzen ist,

— ja, das will ich!" rief sie mit Tränen in den Augen. „Laß meine Mutter herkommen, daß ich sie wiedersehe! Doch nicht rächen will ich mich an ihr. Denn mein Gott Christus hat mir befohlen, die zu lieben, die mir Schlimmes zugefügt haben."

Die letzten Worte machten einen ungünstigen Eindruck auf den König und seine Umgebung. Es war bekannt, daß Cortes solche Reden im Munde führte — in Cholula aber hatte er keine Liebe zu seinen Feinden bewiesen! Warum sprach ihm das Mädchen solche Heucheleien nach! Allzu unwahrscheinlich klang es, daß man lieben könne, was man hassen mußte . . .

Unwillig blickte Montezuma Marina an. Ehe er jedoch eine zurechtweisende Antwort fand, kam seine Schwester, die vom Gott besessene Prinzessin Papan in den Saal.

Mit weit aufgerissenen Augen stand sie vor Marina. Wirre, unzusammenhängende Sätze schrie der Gott aus ihr:

„Tochter Montezumas! Wehe dir, daß du nicht als Kind starbst! . . . Wehe dir, daß du herangewachsen bist, du Unheil Mexicos! . . . Nun kommst du in Blut gekleidet! . . . Der König der Hirsche und die Hirschgöttin entsetzen sich vor dir . . . Die Sterne zittern . . . Eine Schlange bist du und warst eine Königstochter . . . Weh mir Unglücklichen, daß ich dich retten half . . . Du warst des Maisgottes Braut, doch leid taten mir deine Kinderhändchen . . . Nun wird statt deiner Mexico der Adler mit der geöffneten Brust . . . Die Fratzen der Finsternis steigen aus dem Westhimmel herab auf die Erde — siehst du sie nicht, o mein Bruder Montezuma? . . . Im

Skelettgefäß habe ich dein Kind verborgen . . . Nicht Malintzin heißt sie — ihr Name ist: die Welle . . . Bald wird der Komet bei Tageslicht scheinen, und die Sonne wird erbleichen und sich schwärzen vor ihm, der wie ein glühender Besen Tenuchtitlan fortfegt! . . . O ihr Söhne Mexicos, kämpft gegen die rote Blutschlange, kämpft gegen die Prinzessin Welle, bringt sie in das Brautgemach des Maisgottes, dem sie als Wiegenkind versprochen wurde!"

Alle waren von ihren Sitzen emporgeschnellt. Montezuma sagte zu Papan:

„Es ist gut, ich habe deine Worte vernommen, beruhige dich . . ."

Er faßte sie bei der Hand, führte sie zur Tür, übergab sie ihren Wärterinnen. Dann kehrte er zum Silberthron zurück, setzte sich, stützte das Kinn auf die Hand und schwieg lange, in Sinnen verloren.

Von einer Nebenfrau hatte er einst eine Tochter — Acueyotl, die Welle, — gehabt. Bei einer Hungersnot vor mehr als einem Jahrzehnt, die infolge von Regenmangel ganz Anahuac heimsuchte, war die kleine Königstochter vom Volk und den Priestern als Regenmädchen für den Gewittergott Tlaloc gefordert worden. Zum Wohl des Landes hatte Montezuma sein Fleisch und Blut hergegeben, nur geweigert hatte er sich, bei der Opferhandlung zugegen zu sein. Seitdem war er immer des Glaubens gewesen, das Kind sei auf einer Bergspitze dem Regengott dargebracht worden. Aber freilich undenkbar war es nicht, daß von Wärterinnen oder weiblichen Ver-

wandten ein Sklavenkind als Regenmädchen untergeschoben worden war . . .

Als er den Blick hob, trafen seine Augen auf die sinnenden Augen des Hohenpriesters. Auch das Mexikaner-Priesterchen entsann sich der Welle, wußte bestimmter als der König, daß die gemütskranke Papan sich irrte. Doch gelegen kam ihm dieser Irrtum. Eine neue Handhabe gab ihm der aufsteigende Zweifel Montezumas, ihn zu foltern, an seiner kranken Seele zu zerren.

Man müsse Nachforschungen über die Geburt Marinas anstellen lassen, äußerte das Mexikaner-Priesterchen. Des Königs Augen seien wie die Sonne: wo sie hinblicken, hellt sich das Dunkel auf!

Montezuma nickte.

„Ich werde nachforschen, bis ich es aufgeklärt habe!" sagte er.

Und er schaute voll Schrecken und Liebe auf die verloren lächelnde Marina.

Da wurde die Ankunft von Cortes gemeldet.

40.

In Galakleidern traten Cortes, Velázquez de León, Alvarado, Ordás und Sandoval ein. Eine Leibwache von fünf Soldaten begleitete sie.

Nachdem man sich begrüßt und Platz genommen hatte, machte Cortes seinen zweiten Bekehrungsversuch, — hatte er doch schon im alten Tecpan dem König nahegelegt, sich durch Taufwasser gegen die Qualen in den sieben Trichterkreisen der Gehenna zu feien. Während er

sprach, zählte er die Türen des Saales. Marina, noch wirr und erschüttert von den Worten Papans, hatte Mühe, die christliche Mystik in mexikanische Worte zu kleiden. Denn Cortes nahm die Gelegenheit wahr, die Entfernung von Montezumas Thronsitz bis zur nächsten Tür zu messen, während er redegewandt in Gegenwart des blutfinster dreinschauenden Mexikaner-Priesterchens die Eschatologie des Christentums entwickelte, beginnend mit der Erbsünde als Auftakt zum jüngsten Gericht. Wie ein Theologe sprach er von der Trinität, der Inkarnation, der Transsubstantiation, der Passion und Resurrektion und überlegte, ob dreißig bewaffnete Besucher genügen würden, den König zu fangen . . . Doch wie sehr auch Marina bestrebt war, das Transzendentale faßlich, das Unverständliche verständlich zu machen, — es gelang nicht Montezuma davon zu überzeugen, daß seinetwegen der Christengott am Kreuze gestorben war.

Wie tags zuvor lehnte Montezuma das dargebotene Heil ab. Freundlich und höflich tat er es, indem er dasselbe Argument vorbrachte, mit welchem früher, in gleicher Lage, schon die Tlascalteken und die Totonaken sich gegen die Bekehrung verschanzt hatten: der Christengott möge gut sein, die Götter Anahuacs wären aber gleichfalls gut . . . Und er lenkte geschickt das Gespräch ab, indem er die unsinnigen Gerüchte beklagte, die Schuld seien an so vielen Mißverständnissen und bewirkt hätten, daß Mexico vor den Söhnen der Sonne ergraute, so daß er sich veranlaßt gesehen habe, ihnen vom Besuch Tenuchtitlans abzuraten. Jetzt wisse er, daß die weißen Götter

keine greuelhaften Ungeheuer mit Hirschfüßen seien und auch keine bösen Götter, wie erzählt wurde, sondern gütige, freundliche, die Gerechtigkeit liebende Menschen von Fleisch und Bein, Menschen mit hellerer Haut. Doch auch sie sollten den falschen Gerüchten über ihn und den Verleumdungen der Tlascalteken keinen Glauben schenken: auch er sei kein Gott, sei Fleisch und Bein, weder habgierig noch grausam; und sein Tecpan sei nicht aus gelbem und weißem Götterdreck erbaut, sondern aus Stein und Mörtel — davon könnten sie sich ja überzeugen. Das Wenige, was er an Götterdreck besitze, pflege er zu verschenken. Er habe ihnen schon einiges gegeben und hoffe sie noch oft damit zu erfreuen.

Und Montezuma ließ Goldgeschenke für Cortes und die Feldobristen hereintragen. Auch jedem der gemeinen Soldaten hängte er zwei Goldketten um den Hals.

Für sein Heer erbat und erhielt Cortes die Erlaubnis, den Huei-Tecpan und die Gärten Montezumas zu besichtigen.

Als er aber den Wunsch äußerte, die Schlangenberg-Pyramide zu ersteigen, zögerte Montezuma, beschwichtigte mit einer Handbewegung den aufbegehrenden Überwältiger, noch ehe dieser seiner Empörung Luft machen konnte, winkte das Mexikaner-Priesterchen heran und sagte, nachdem er mit dem Hohenpriester eine Weile im Flüsterton geredet hatte —: er werde am Nachmittage den Grünen Stein auf dem Menschenwürgeplatz erwarten und ihm das Heiligtum zeigen.

41.

Velázquez de León war von den Kastiliern der einzige, dem die Erregung Marinas aufgefallen war. Beim Rückweg in den alten Tecpan schritt er neben ihr her. Seit den Vorgängen in Xochimilco war eine leichte Verstimmung zwischen ihm und Cortes. Mit seiner jungen Frau, Doña Violante, lebte er in glücklicher Ehe, und dennoch verabscheute er La Azteca und bemitleidete Marina, fühlte sich für sie gekränkt.

Leise fragte er sie, was ihr geschehen sei.

Sie sagte es ihm. Ein wenig spöttisch sprach sie von der Leichtgläubigkeit Montezumas.

„Also haltet Ihr selbst es nicht für möglich, Señorita, daß Ihr seine Tochter seid?"

Marina lachte.

„Ich weiß bestimmt, daß es unmöglich ist, daß es der Einfall einer Kranken ist. Was mich erregt, ist die Freude, morgen abend meiner Mutter gegenüberzustehen."

„Einerlei ob jenes wahr oder unwahr ist", bemerkte Velázquez. „Wenn Montezuma es für möglich hält, so kann uns das vielleicht von Vorteil sein . . . Ich wünschte, ich könnte es auch Don Hernando glaubhaft machen."

„Warum, Don Juan?" fragte sie erstaunt.

Velázquez gab keine Antwort. Zu verwegen waren seine Gedanken, als daß er sie hätte aussprechen dürfen. Nicht zum erstenmal beschäftigte ihn die Zukunft Mexicos. Sein Freundesehrgeiz — denn für Cortes war er ehrgeiziger als Cortes selbst war — verstieg sich auf halsbrecherische Wolkenpfade. Noch war der Untergang des Christenheeres ebenso

wahrscheinlich wie sein Triumph. Doch wenn es gelang, dies tollkühne Wagnis, das seit den Heerzügen Alexanders und Cäsars ohnegleichen in der Geschichte war, — sollte dann der bischöfliche Leiter der indianischen Angelegenheiten die Früchte einheimsen, wie er es nach der Pazifizierung in Haïti und Kuba getan hatte und tat? Sollte Cortes belohnt werden, wie der große Admiral belohnt worden war? Oder bestenfalls mit einer gnädigen Audienz, dem goldenen Vlies, einem Marquisat abgefunden werden? Nur der Diener seines Herrn wollte Cortes sein und wußte vom jungen Kaiser nicht mehr als den Namen. Zu niedrig gesteckt war sein Ziel. Wenn er der große Mann war, für den seine Freunde ihn hielten, so durfte er sich nicht abspeisen lassen wie die Hofschranzen, so durfte er seinen Lohn sich selbst verleihen. Und warum sollte er es nicht, warum sollte er — wenn das Glück ihn krönte — die Hand nicht ausstrecken nach der Krone . . . nach dem blauen Stirnband eines Kaisers des Sonnenuntergangs . . .?

42.

Die Erlaubnis für das christliche Heer, den Huei-Tecpan und die Gärten Montezumas zu besichtigen, hatte sich Cortes erbeten, um gegebenenfalls in unauffälliger Weise eine größere Anzahl Soldaten im Großen Palast versammeln zu können. Seinem Plan nach, sollte der Besuch der Baulichkeiten und Gärten sich auf mehrere Tage erstrecken. Er schwankte nämlich noch und zweifelte, ob er den Anschlag bald werde wagen können, und hatte, wenngleich er zur Tat entschlossen war, einen Zeitpunkt noch nicht festgesetzt.

In den alten Tecpan zurückgekehrt, gab er daher die Weisung, es sollten sich täglich nicht mehr als etwa ein halbes Hundert Soldaten in die Stadt begeben und in einzelnen Gruppen zu zwölf Mann den Huei-Tecpan besuchen, sich dort herumführen lassen.

Während am frühen Nachmittage der erste Trupp dieser Besucher durch das Labyrinth der Jaspissäle schlenderte, Montezumas Thronsessel, seine Rüstkammern und Kleiderkammern, sein Schlafgemach, sein Badezimmer, sein Haus der Trauer, sein Ballspielhaus, die Werkstätten der königlichen Federarbeiter besichtigte und in dem von dreihundert Wächtern betreuten Tierpark — trotz des unvergeßlichen Eindrucks der Blumensammlung in Itztapalapan — geradezu in Verzückung geriet über die Weiße des Liliengartens mit den zehn alabasterummauerten Teichen, über die zwei Tierhäuser mit unterirdischen Raubtierzwingern, Schlangenkammern, Käfigen für Adler, Käfigen für Kolibris und Schmetterlinge, und über die berühmten Zypressen Montezumas, deren Stämme hundertundsechzig Fuß im Umfang maßen — ritt Cortes mit Alvarado, Andrés de Tapia, Olid, Lugo und einer Leibwache nach dem großen Markt von Tlatelolco. Marina folgte in einer Sänfte nach; sie stieg dicht beim Marktplatz aus und schloß sich einer Schar hoher Palastbeamten an, welche im Auftrag Montezumas sich eingefunden hatten, den Söhnen der Sonne die Herrlichkeiten des Marktes zu zeigen.

Der unermeßlich große Platz war von prachtvollen Säulengängen aus rotem Porphyr umgeben. In der Mitte des Platzes erhob sich „der Altar" — ein kleines

Heiligtum Tezcatlipocas, seltsam ärmlich und schlicht, genau den an Kreuzwegen errichteten Betkapellen für Wanderer gleich: ein grauer Lehmziegelbau, mit sechs Stufen, einer engen Plattform und einem ziemlich hohen Sanktuar aus geflochtenem Maisstroh. Rings um dieses uralte Wahrzeichen der gefahrvollen Händlerreisen bildeten die hölzernen Stände und Buden hunderte von niedrigen Gassen, in deren buntscheckigem Menschengetümmel neben Mexikanern alle Völkerschaften Zentralamerikas in den verschiedensten merkwürdigsten Trachten durcheinander wimmelten und, Geldtaschen am Handgelenk tragend, verkauften sowohl wie einkauften. Im bunten Wirrwarr herrschte eine überraschende Ordnung. Jede Art von Waren hatte ihren besonderen Standort. Um Diebstähle, Streit, Betrügereien zu verhindern oder sofort zu strafen, wurden alljährlich vom König etliche Marktordner ernannt und mit richterlicher Gewalt ausgestattet; sie gingen von Stand zu Stand, prüften die Maße, setzten den Wert der Waren fest, sahen darauf, daß die Käufer nicht übervorteilt wurden.

Über eine Stunde lang weilten die Feldobristen inmitten des rauschenden und berauschenden Getriebes — auf sechzigtausend Menschen schätzten sie die den Marktplatz füllende Menge — und sie wurden nicht müde zu schauen. Bewunderung erregte die weibliche Menschenware, die ungeheuer reiche Auswahl in den Buden der Sklavenhändler und Sklavenhändlerinnen, die Reinlichkeit, der Gesang und Tanz der Gutgewaschenen, unter denen besonders die schönen schwermütigen Zapotekenmädchen hervorstachen.

In den Verkaufsläden der Goldarbeiter, der Steinschneider, der Federmosaikhändler und Blumenhändler prangten Kostbarkeiten, wert Montezuma oder eine seiner Töchter zu schmücken. Doch was gab es sonst nicht alles anzustaunen! Lebende Raubtiere wurden feilgeboten — und nicht einmal teuer: für ein Yaquimilli d. h. eine Last von sechzig Baumwollmänteln konnte man einen Puma oder einen Jaguar erstehen. Bücher, Bilderschriften, gemalte Chroniken und Liedersammlungen, Kunstwerke berühmter Schönschreiber, lagen zum Verkauf aus; dazu Streifen von Hirschhautpergament, Agavepapier, weißes Rindenpapier, Zypressenharz zum Schreiben, Purpur aus dem Blut der Stachelschnecke, Indigo, Rötel, Ockerfarbe und ein weißer Lack, mit welchem die Bilder untermalt wurden; ferner Retorten zum Mischen der Farben und Terpentinsalbe. Man sah bei einem der Bücherhändler die Landschaften des hervorragenden Malers Tocual. Kohlen wurden verkauft; Bausteine aus dem Steinbruch der Laguneninsel Tepeapulco; Onyxmarmor aus Oaxaca; Gips, Blei, Zinn, Kupfer; Goldkörner in Entenfederspulen; kostbare Muscheln (die von Mädchen als Symbol der Jungfräulichkeit getragen wurden). Werkzeuge: kupferne Nähnadeln, kupferne Äxte und Pflugpfähle. Die Lackarbeiter hatten in zwei Gassen Bude an Bude. Unter den Töpferwaren fielen groteske Gesichtsurnen und Majolikaschalen mit Goldrand auf. Alles was zu Kleidung und Schmuck diente, war in verblüffend großer Auswahl vorhanden, sauber geordnet und aufgestapelt. Fast ein Drittel des großen Marktplatzes wurde

von den Ständen der Lebensmittelverkäufer eingenommen. Und da sah man außer Grünwaren und Wild auch Haselnüsse, Kakaofett, Austern, Wasserkäfer, geröstete Heuschrecken, die eßbaren Blumen des Yuccabaumes und geschlachtete einjährige Kinder.

Der nordwestliche Teil des Marktes wurde Cortes und seinen Begleitern nur aus der Ferne gezeigt. Es war der Trödelmarkt und hieß „der Ort voller Flöhe". Unter anderem wurde dort auch mit Menschenkot gehandelt, welchen die mexikanischen Kürschner zum Gerben brauchten.

„Wo wird diese kostbare Ware gesammelt?" fragte Cortes spöttisch.

Da führten ihn die Hausbeamten Montezumas durch zwei Nebengassen an ein von niedrigen Fächerpalmen und Palisaden umfriedetes Axixcalli . . .

Die Kultur Europas kannte dergleichen noch nicht. Im dichtbevölkerten Tenuchtitlan aber gab es einige Hundert zu jedermanns Gebrauch.

Mehrere Stunden hätten kaum genügt, alle Sehenswürdigkeiten des Großen Marktes zu besichtigen, doch wurde Cortes von einem der Höflinge daran erinnert, daß es Zeit sei, zum großen Tempel aufzubrechen, da Montezuma ihn dort erwarte.

43.

Am Südtor der Schlangenmauer angelangt, wurden Cortes und sein Stab über den mit weißen Marmorplatten bedeckten Tempelhof zum Fuß der Pyramide geführt. Zwei Götterträger und mehrere Diener Monte-

zumas standen bereit, die Christen auf ihren Schultern die hundertundvierzehn überaus hohen Stufen emporzuziehen. Doch Cortes lehnte für sich und seine Hauptleute ab; nur Marina wurde auf den Rücken eines der Götterträger gesetzt.

Auf dem Menschenwürgeplatz erwartete Montezuma in Federbekleidung und mit Sternhimmelgesichtsbemalung, umgeben von einem kleinen Gefolge, die Enkel Quetzalcoatls; vor den beiden Sanktuaren im Hintergrunde standen rings um den Adlerstein das Mexikaner-Priesterchen mit blutigen Händen und der höhere Klerus in schmutzstarrendem Ornat, mit wallenden Ärmeln aus gegerbter Menschenhaut.

Auf die Frage des Königs, warum der Grüne Stein sich von seinen Dienern bei dem so ermüdenden Aufstieg nicht habe helfen lassen, erwiderte Cortes mit hochfahrendem Freibeuterstolz: die Christen kennten keine Ermüdung, wenn es gelte, dem Himmel näher zu klimmen . . .

Montezuma wandte sich an Marina.

„O Unser Mütterchen, o Malintzin," sagte er, „ich habe Boten — meine Augen und Ohren — nach Oaxaca gesandt. Morgen wird das böse Weib im Großen Palaste sein . . ."

„Lebe viele Jahre, o edler Herr und König!" sagte Marina.

Cortes blickte hinab auf das Dächermeer und die darin wie Klippeninseln verstreuten achtundsiebzig milchweißen Teocalli. Ein ganz besonderer Reiz — unfaßbar und rätselhaft wie ein flüchtiger Dufthauch, eine nicht zu

erhaschende Melodie — war der von Kanälen durchaderten Wasserstadt eigen. Das sonnendurchblinkte Wellengeglitzer spiegelte sich an allen Häuserwänden empor, glimmerte und rieselte die kreidegetünchten Tempeltürme hinauf, lachte, lächelte und leuchtete allüberall. Eine Wasserwelt; — und wären die Bewohner Fische gewesen, es wäre kaum als größeres Wunder erschienen, als daß in dieser wellenflimmernden Stadt luftatmende Menschen hausten . . .

Doch nicht um den schönen Anblick zu genießen, war Cortes emporgestiegen. Er befand sich in einer Festung. Er mußte sich von der strategischen Lage ein Bild machen; Möglichkeiten des Angriffs und der Abwehr ins Auge fassen.

Unauffällig war die Arbeit seines Geistes. Mit Montezuma redend, sah er, entwarf, prägte sich Straßenzüge und Kanalbrücken ein.

Nachdem er wußte, was er wissen wollte, schweifte sein Blick weiter hinweg und blieb im Südosten am Tempel Xipe-Totecs, Unseres Herrn des Geschundenen, haften, dessen Dach aus gelblichen Menschenschädeln bestand. Wahrlich, das Schicksal Sodoms verdiente die schöne Stadt und war kein Erbarmen wert . . .

Cortes erbat sich die Erlaubnis, in die beiden Sanktuare treten zu dürfen. Nach kurzer Beratung mit dem Mexikaner-Priesterchen willigte Montezuma ein und führte die Christen in die Heiligtümer.

An der Schwelle der Huitzilopochtli-Kapelle schlug den Eintretenden ein grauenhafter, infernalischer Gestank ent-

gegen. Seit der Erbauung des Tempels war der Raum nie von Blut gesäubert worden. Zu dicken Klumpen verhärtet, troff es gleich schwarzen und roten Stalaktiten von der Decke und den Wänden herab, so daß die gemeißelten Basreliefs unterhalb der scheußlichen Kruste verschwanden. Eben jetzt triefte helleres frisches Blut über das Gallert der fast schon versteinerten Tropfen. Nahe beim Eingang prasselte auf einem Altar, aus einem Feuertopf hochflammennd, das Ewige Feuer — sein Widerschein hüpfte rot auf den blaugrünen Stahlharnischen der Kastilier —, ein Rauchfang in der Decke entführte den weißlichgrauen Feuerqualm in den hohen Sanktuarturm, den Sternhimmel Huitzilopochtlis. Vor dem mit Obsidianmessern, Feuerbohrern und allerlei Tempelgerät bedeckten Altar lag die zwei Klafter lange, aus einem ausgehöhlten Yuccastamm geschnitzte und mit einer Schlangenhaut überspannte Teponaztli-Trommel des Kriegsgottes — sie wurde nur selten, nur in schicksalsschwangeren Stunden gerührt. Weiter hinten in einer vergoldeten Nische erhob sich das überlebensgroße Bildnis des Wunderbaren Huitzilopochtli aus spiegelblank geglättetem, schwarzem Basalt. Als ein niederkauernder Jüngling war der Gott dargestellt; eine Schlange aus Juwelen wand sich um seinen nackten Körper. Einen goldenen Schlangenstab hielt er in der rechten, eine weiße Blume und vier goldene Pfeile ohne Spitze in der linken Hand. Auf seinem Rücken kroch ein großer Drachen, ragte über seine Schultern empor. Als Halsband trug der Gott aneinandergereihte goldene und silberne Herzen. Blau

übermalt war sein Gesicht und wies gelbe Querstreifen auf, welche Kinderschmutz bedeuteten.

In die danebenliegende Kapelle des Wassergottes blickten die Kastilier nur flüchtig hinein. Der Gestank war zu unerträglich. Der basaltene „Zauberprinz" entsprach genau dem weißen Tlaloc auf der Kordillere, nur daß er ein goldenes Blitzebündel in der Hand hielt. Und vor ihm, auf einem Steintisch, zuckten drei soeben erst entrissene Edelsteine. Im Sanktuar Huitzilopochtlis hatten die Christen fünf solche noch pochende Menschenherzen gesehen . . .

Nachdem sie wieder ins Freie getreten waren und tiefaufatmend die reine Höhenluft einschlürften, bemerkte Cortes:

„Dieser teuflische König hat, bevor wir heraufstiegen, eine Opferhandlung vornehmen lassen, um seine Götzen mit unserem Besuch auszusöhnen!"

„Trotzdem bitte ich Euer Gnaden," warnte Pater Olmedo, „dem König hier oben keine Vorhaltungen zu machen. Wir müssen auf seine Gefühle Rücksicht nehmen — was uns als Greuelstätte erscheint, ist ihm das heiligste seiner Heiligtümer . . ."

Cortes wollte antworten, doch er sah, daß Sandoval eilig die große Pyramidentreppe emporklomm, und ging ihm entgegen.

„Was bringt Ihr, mein Sohn Sandoval?"

„Zwei Briefe. Einen von Alonso de Grado und einen vom Richter Moreno Madrano. Es ist ein Wunder, daß sie noch angelangt sind: denn der verkleidete Tlascalteke, der sie überbrachte, sagte mir, er habe, über den

Steindamm gehend, gesehen, daß die Mexikaner bereits Vorbereitungen treffen, die hölzernen Dammbrücken zu entfernen . . ."

Cortes entsiegelte zuerst den Brief des Vielschreibers. Jede Zeile war eine Hiobspost. Abfall und Verrat des dicken Kaziken; Niederlage; Escalante und sechs Weiße erschlagen, eins der Pferde getötet . . . Und nicht die geringste der Hiobsnachrichten war es, daß Alonso de Grado sich zum Stadtkommandanten von Vera Cruz hatte wählen lassen.

Der Brief des Richters enthielt Klagen über die Schreckensherrschaft Alonso de Grados.

Montezuma erriet, was Cortes las. Sein Herz verhärtete sich.

„O mein Oheim und Vater", sprach er leise zum Mexikaner-Priesterchen. „Die Frist, die ich dem Verhängnis lassen wollte, hat der Himmel kurz bemessen. Heute Nacht muß es geschehen."

„O du von aller Welt geliebter Sohn", flüsterte der Hohepriester. „In deinen Händen hältst du das Leben und den Tod. Doch sprich das Wort der Vernichtung nicht aus, solange das Rätsel der Welle nicht gelöst ist. Warte bis morgen abend, bis das Weib aus Oaxaca das Geheimnis zeigt, das sie in ihren Eingeweiden verbarg."

Cortes hatte jetzt den Entschluß gefaßt, am folgenden Morgen das Äußerste zu wagen. Ihm lag daran, daß Montezuma ihm diesen Entschluß nicht anmerke. Um ihn auf eine falsche Fährte zu führen, scheute er davor nicht zurück, ihn — der Warnung Pater Olmedos zum

Trotz — durch freimütige Äußerungen über die Götzen zu kränken. Mochte er auch taktlos und wie ein unbeirrbarer Schwärmer erscheinen, so hoffte er gerade dadurch den Anschein zu erwecken, als beschäftige ihn kein anderer Gedanke, als wäre die Bekehrung sein einziges Ziel.

„Eure Majestät verzeihe mir die Kühnheit", begann er. „Die Götter, die ihr Mexikaner anbetet, sind stinkende Diener des Teufels. Wenn Eure Majestät gestatten wollten, das Bild der wahren Mutter des Allmächtigen hier oben aufzurichten — es würde bald offenbar werden, wie machtlos diese elenden Götzen sind!"

„Vergeßt nicht, wo wir uns befinden, Don Hernando!" murmelte Alvarado.

„Ihr solltet wissen, Don Pedro, daß ich kein Narr bin!" versetzte Cortes. „Solange Ihr den Inhalt der beiden Briefe nicht kennt, vertraut meiner Klugheit . . ."

Er sprach die ernsten Worte lachend aus, damit sie den Mexikanern wie eine Scherzrede klingen sollten.

Inzwischen hatte der König und der Hohepriester funkelnde Blicke gewechselt.

„O Grüner Stein", sagte Montezuma zornbebend zu Cortes. „Hätte ich vorausgeschaut, daß solche Worte im Angesicht meiner Götter aus deinem Munde herauskommen würden, niemals hätte ich dir erlaubt, zum Sternhimmelfries emporzusteigen! Begib dich in deine Wohnung! Ich aber werde hierbleiben, die Götter zu tränken, die Frucht darzubringen, die der Adler verschlingt, die blutende Adlerkaktusfeige, und den schrecklichen Huitzi-

lopochtli durch Kasteiung und Gebete um Vergebung zu flehen, daß ich dich hergeführt habe!"

Mit Befriedigung ersah Cortes aus dem Zorn Montezumas, daß er ohne Argwohn war. Höflich entschuldigte er sich: das Mitleid mit der Seele des Königs habe ihn verleitet, rücksichtsloser zu reden, als man vor einem so berühmten und mächtigen Herrscher wohl reden dürfe. Er bat den König, ihm seinen Eifer — der ja ein Zeichen seiner Verehrung und Liebe sei — nicht nachzutragen; und er verabschiedete sich mit einer tiefen, ehrerbietigen Verbeugung.

Montezuma aber ging auf die Edelsteinschale zu, wo der Herr des schwarzen Hauses und der Blutvergießer seiner warteten.

Erst auf dem Rückweg erfuhren die Feldobristen den Tod Escalantes.

Cortes ritt neben Sandoval.

„Macht Euch bereit, mein Sohn Sandoval, sofort an die Küste aufzubrechen. Vera Cruz ist das Lebensmark unserer Unternehmung. So jung Ihr seid — ich habe zu keinem Vertrauen, wie zu Euch. Darum habe ich mich entschlossen, Euch zum Nachfolger Escalantes zu ernennen!"

Sandoval dankte bewegt. Cortes lehnte den Dank ab.

„Es ist keine leichte Aufgabe, mein Sohn! Ich schicke Euch in das Haus des Augias — vielleicht in das des Todes. Doch, freilich, den Tod haben wir alle zum Gastgeber — auch hier . . ."

Im Tecpan des Königs Wassergesicht bat Cortes die

Schwarze Blume, in einem Kanoe unauffällig den südlichen Steindamm entlang bis nach Itztapalapan zu rudern und sich zu vergewissern, ob die hölzernen Brücken noch nicht entfernt würden.

Darauf diktierte Cortes dem Notar Diego de Godoy den Text einer Urkunde, worin die Absetzung des Don Alonso de Grado und die Bestallung Sandovals als Oberrichter und Befehlshaber der Meeresfestung verfügt wurde.

Drei Stunden später meldete die Schwarze Blume: die Holzbrücken stünden zwar noch; gewisse Vorkehrungen deuteten aber darauf hin, daß sie in der kommenden Nacht entfernt werden würden.

Sandoval ritt mit einer Eskorte von zwanzig Tlascalteken an die Küste ab. Sein junges Weib, Doña Ximena, die Tochter des Offenen Gesichts, setzte er hinter sich auf des Pferdes Kruppe: Motilla war kräftig genug, beide zu tragen.

44.

Am Abend saß der Astrolog Botello im Schlangensaal bei Cortes und zeigte ihm seine Berechnungen.

„Ist Euer Megameter nicht verbogen?" fragte Cortes zweifelnd.

„Ich habe es dreimal berechnet, Euer Gnaden! Wahrhaftig, Ihr seid unter der Fahne geboren!"

Cortes beschenkte ihn und entließ ihn.

Dann ging er ruhelos auf und ab im großen, leeren Saal. Noch nie hatte ihm ein Entschluß solche Qualen

verursacht. Auf der obersten Plattform der Pyramide hatte er geglaubt, entschlossen zu sein; — seit er herabgestiegen war, war sein Wille zur Erde gestürzt und lag zerschellt da. Bedenken auf Bedenken stellte sich ihm entgegen. Und war er zwar immer noch entschlossen, so bezweifelte er doch jetzt die Ausführbarkeit seines Beschlusses. Er glaubte plötzlich nicht mehr an seines Sternes Kraft.

So versunken war er in der Flut seiner Gedanken, daß er zusammenfuhr, als er im Kienfackellicht den Zimmermann Cristóbal de Jaén vor sich stehen sah.

„Wie kommt Ihr herein? ..." fuhr er ihn an. „Was wollt Ihr?"

„Euer Gnaden wissen, daß ich Zimmermann und auch Maurer bin. Daher habe ich etwas gesehen, was andere Leute nicht gesehen haben ..."

„Wollt Ihr damit sagen, Señor, daß Ihr etwas wißt, was ich nicht weiß?"

„Vielleicht ... Oder ist es Euer Gnaden bekannt, daß sich in diesem Saal eine verborgene Tür befindet?"

„Nein! ... Wo?"

„Als ich heute früh durch diesen Saal ging, sah ich es sofort. Doch ich verschwieg es, um es Euer Gnaden allein mitzuteilen ... Hier an der Wand ist die Tür. Sehn Euer Gnaden sie jetzt?"

„Nein, noch immer nicht", gestand Cortes ein.

„Ja, diese Mexikaner haben tüchtige Werkleute, Euer Gnaden! Die Tür ist vermauert, mit Mörtel verschmiert und mit Tapetenstreifen überklebt ..."

Der Zimmermann erhielt den Auftrag, die Vermauerung zu entfernen. Das laute Gepoch des Stemmeisens lockte die Hauptleute und viele Soldaten in den Schlangensaal.

Als die Tür durchbrochen war, ließ sich Cortes eine Fackel reichen, und auch die Feldobristen ergriffen Fackeln.

Die Tür ging auf eine enge Treppe hinaus, und diese führte hinab in eine Flucht unterirdischer Kammern.

Cortes stieg die Treppe hinab, betrat die erste Kammer. Ein hellgelber Glanz schimmerte ihm entgegen, entzündete sich am Kienfackelschein, auflodernd wie ein Feuerstrom. Der Goldschatz des Königs Wassergesicht lag da ausgebreitet. Aus schwarzer Nacht glomm er empor wie ein sich gebärender Stern. Den ganzen Raum füllte die aufsteigende Licht-Emanation.

Cortes schritt weiter. Schatzkammer reihte sich an Schatzkammer. Neben Goldbarren standen Edelsteinkisten, Perlenkisten, goldene Hausgötzen, goldene Trinkgefäße. In einem älteren Stil als die Geschenke Montezumas oder die Kostbarkeiten der Juwelenhändler auf dem Großen Markt waren diese Goldarbeiten ausgeführt, barbarischer, seltsamer.

In den drei letzten Kammern wetteiferte der Hort von Tezcuco mit dem altmexikanischen an Pracht.

„Es ist, als schritten wir durch das Schatzhaus des Atreus", bemerkte Velázquez de León zu Cortes.

„Ja," sagte Cortes, „und das Leben am Königshof zu Orchomenos oder Mycenae wird kaum anders gewesen sein als am Königshof zu Tenuchtitlan. Gold erworben durch Greuel, und Greuel verursacht durch

Gold. Eine purpurne Herrlichkeit, golden und blutig. Das Schicksal der Atriden sei eine Warnung auch für uns! Wieder zumauern lassen will ich die Tür, dem Glück das Geschenk vor die Füße werfen, womit es mich überlisten will!"

Rasch kehrte Cortes zum Eingang zurück. Als er in die erste Kammer trat, sah er, daß San Juan der Aufgeblasene einen Geier aus Gold im Arme hielt. Er zwang ihn, die Kostbarkeit an ihren Platz zurückzustellen.

„Dies Schatzhaus gehört Montezuma!" rief er den Soldaten zu. „Ich lasse jeden hängen, der einen Gegenstand zu entwenden wagt!"

Eine Weile noch gönnte er es den Neugierigen, sich am Geblink und Geflimmer zu weiden. Dann befahl er allen, sich zu entfernen.

Murrend gehorchten die Soldaten. Auch die Feldobristen stiegen die Treppe hinauf. Nur Avila rührte sich nicht. Vom Goldfieber gepackt hatte er einen Tobsuchtsanfall wie einst bei den Sanddünen. Gekrümmt stand er da, raubtierhaft, mit blutunterlaufenen Augen, mit Schaum am Munde. Er wollte es nicht zulassen, daß die Tür vermauert werde, er wollte Cortes an die Gurgel springen. Olid, Luis Marín und Alvarado gelang es nur mit Mühe, seine Berserkerwut zu bändigen und ihn wie ein Tier aus der Schatzkammer zu schleppen.

Der Zimmermann Christóbal de Jaén vermauerte darauf die Tür.

Eine Stunde später versammelte Cortes die Haupt-

leute zum Kriegsrat. Seine Bedenken waren durch die Entdeckung des Goldschatzes beseitigt: er durfte nicht abwarten, daß Montezuma von dieser Entdeckung erfuhr. Und sein Heer — das hatte ihm das Goldfieber gezeigt — tanzte und taumelte über einem Abgrund ahnungslos.

Manche stimmten seinem Vorschlage zu, manche entsetzten sich vor solcher Verwegenheit . . .

Da trat der Page Orteguilla ein. Er war aus dem Huei-Tecpan entflohen, weil er fürchtete, verspeist zu werden. Wie einst in Sempoalla ging er auf Türkissandalen, war unbekleidet bis auf einen Lendenschurz und eine Edelmarderdecke auf dem Rücken und hatte eine mädchenhafte Perücke aus langherabwallenden ockergelben Papageienfedern.

Cortes fragte ihn aus. Der Knabe hatte nicht viel gesehen, doch allerlei Gespräche belauscht. Die Höflinge redeten von einem Opferfest — sämtliche Christen würden geopfert werden. Nur Marinas wegen zögere Montezuma noch und habe den Überfall auf den übernächsten Tag verschoben.

Auch von Escalantes Haupt wußte Orteguilla zu berichten. Zwar war er nicht zugegen gewesen, als es Montezuma gebracht wurde; doch die Höflinge hatten die schaurige Nachtszene beschrieben, und nun beschrieb sie der Knabe.

Der Eindruck auf die Feldobristen war so stark, daß sie einstimmig den Beschluß faßten, am folgenden Morgen Montezuma gefangenzunehmen oder — falls er Widerstand leisten sollte — ihn zu töten.

Kundschafter gingen ein und aus im Huei-Tecpan. Während der Nacht erfuhr Montezuma, daß Cacama, obgleich er bisher ein Verfechter des heiligen Gastrechtes gewesen war, nunmehr als der erbittertste Fremdenfeind die Streitlust der Kampfbegierigen schürte. Die Anmaßung, von welcher der Edle Traurige den Tod der weißen Götter abhängig gemacht hatte, erblickte er im beleidigenden Benehmen des Grünen Steines auf dem Menschenwürgeplatz. Er sowohl wie der Überwältiger gaben bekannt, um Mitternacht werde der Angriff erfolgen — sie besäßen das stillschweigende Einverständnis Montezumas dazu.

Montezuma ließ den Vorsteher des Hauses der Speere kommen und widerrief alle Befehle seines Bruders und seines Neffen. Er verbot die Entfernung der Dammbrücken, er verbot jegliche Herausforderung der Christen. Auf den Vorhalt des Feldherrn, daß die Wut der Heerscharen sich kaum noch zügeln lasse — schrie er ihn an: ob er seinen Schildträgern Gehorsam schuldig sei oder seinem König? Und er machte ihn für die Ruhe in dieser Nacht verantwortlich.

Nicht Marinas wegen hatte Montezuma den Angriff in dieser Nacht verschoben. Sein Wille war erkrankt. Er sah das Verhängnis näher und näher kommen und legte die Hände in den Schoß, erwartete das Verhängnis. Er sah den sicheren Rettungsweg, beschritt ihn jedoch nicht und hinderte andere, die ihm die Verantwortung abnehmen wollten. Ein Zauderer war er immer

gewesen; aber jetzt war seine Zauderei eine wollüstige Selbstzerfleischung — so furchtbar und sinnlos, wie wenn ein Irrer sich lachend die Adern aufschneidet. Um seine unerklärliche Willenlosigkeit sich selbst zu erklären, redete er sich ein, daß er nicht auf das Verhängnis warte, daß er vielmehr die Frau aus Oaxaca erst sehen und sprechen müsse. Hätte er sich ehrlich gefragt, ob er an die Möglichkeit glaube, Marina sei die Welle, er hätte es verneinen müssen. Doch er wollte daran glauben. Er erhoffte von diesem Wahnglauben einen Zeitgewinn. Es rechtfertigte ihn vor seinem Gewissen, wenn er einer verlorenen Tochter wegen die Entscheidung hinausschob. Es rechtfertigte seine Feigheit, wenn die Bringerin des Verhängnisses das geweihte Kind war, das, von ihm preisgegeben, nicht ohne überirdische Hilfe hatte wiederkehren können als Rächerin . . .

Wie alle Mexikaner empfand auch er eine abergläubische Scheu vor Marina. Schon die Wächter des Meeres hatten viel Wesens von ihr gemacht. Ihr Name war in aller Munde, als noch niemand den ihres Herrn kannte. Auf der Pyramide in Sempoalla war das rosenumhegte Bild einer weißen Göttin aufgestellt worden, und das Gerücht ging, es sei ein Bild der Malintzin. Auch in Tlascala und Cholula hatten die Christen Bilder ihrer Göttin hinterlassen, welche vom Volk als Tonan, Unsere Mutter, angebetet wurde. Und der Überbringer des abgeschnittenen Hauptes hatte auf die Frage, wieso bloß sieben der Gelbhaarigen getötet worden seien, geantwortet: eine weiße Göttin habe in den Reihen der

Gelbhaarigen gekämpft und habe ihnen den Rückzug gedeckt . . . Der Gedanke verfolgte Montezuma, das müsse Malintzin gewesen sein; — gab es doch auch Eulenmenschen, deren Nebelbild meilenweit wanderte, während ihr Leib im Schlummer lag.

Und diesen Traum im Traum spann sein ruheloses nächtliches Sinnen fort. Wie, wenn sie sowohl seine Tochter war wie eine Göttin? Seine von den Göttern zur Göttin erhobene Tochter? Dann war Widerstand aussichtslos. Dann konnte nur ihre Huld ihn retten — wenn es ihm gelang, ihre Huld zu gewinnen. So stark war sein Selbstbetrug, daß er sich freute auf den kommenden Tag, der den Schleier von ihrer Herkunft lüften — und vielleicht eine Brücke schlagen würde, zwischen ihm und den Söhnen der Sonne . . .

46.

Heiterer als sonst, gekrönt mit einer hohen Goldmitra und — in Erwartung eines Festes, den ein Frühtraum verkündet hatte — festlich gekleidet mit dem „goldenen Gewand" hörte Montezuma am folgenden Morgen dem Trommelspiel seines Musikmeisters Löffelreiher-Schlange zu und dem Gesang des Mädchenchores:

O ihr mexikanischen Völker!
Jener Chichimeke bin ich,
Der traurig und nachdenksam
Mit seinem Schilde hinschritt!
Jetzt muß ich gehen mein Verderben suchen
Oder wiederkehren mit Schätzen
Nach schwerem Kampf.

Mit blendender Taktsicherheit schlug Löffelreiher-Schlange das gebräunte Affenfell der am Boden liegenden Pauke. Das grauhaarige Männchen hatte unter vier Königen Mexicos alle Tanzfeste und Jubelfeiern als Trommelschläger geleitet und war ein Prinz von Amaquemecan gewesen, bevor er durch ein wundersames Ereignis an Tenuchtitlans Königshof gefesselt wurde.

Fünfzig Jahre war es her. Um dem König Wassergesicht das „Weiberlied" vorzutragen, waren die Prinzen der (in der Landschaft Chalco gelegenen) Städte Tlalmanalco und Amaquemecan nach Tenuchtitlan gekommen. Und als sie im Tanzhof des Palastes einen mit Trommelspiel und Gesang begleiteten Reigen aufführten, kam einer der Tlalmanalco-Prinzen beim Trommelschlagen aus dem Takt, verlor vor Entsetzen die Besinnung und senkte den Kopf über die Trommel. Löffelreiher-Schlange sprang für ihn ein, ergriff die Trommel und rettete so den Vortrag des Tanzgesanges. Wassergesicht, der von seinen Frauen umringt nebenan in einem Saal saß, hatte es bemerkt. Und so einzig wunderbar schien ihm das Trommelspiel des Löffelreiher-Schlange, daß er seine Frauen verließ, in den Tanzhof kam, sich unter die Tanzenden mischte und schließlich selbst anfing sich zu drehen, mitzusingen und mitzutanzen. Nach dem Reigen entfernte sich Wassergesicht, indem er zu den Prinzen ungnädig sagte: sie sollten einen solchen Tölpel nicht wieder die Trommel rühren lassen. Und die Prinzen schlotterten vor Angst, denn sie glaubten, der König werde sie alle verbrennen oder steinigen lassen. Wassergesicht aber hatte sich wieder

nebenan zwischen seine Frauen gesetzt und schickte Höflinge, daß sie ihm den Mann brächten, der ihn erfreut hatte, der ihn gezwungen hatte mitzusingen und mitzutanzen. Und als die Höflinge Löffelreiher-Schlange holten, entsetzten sich die Prinzen noch mehr und steckten sich an mit ihrer Angst, glaubten sie doch, Löffelreiher-Schlange werde jetzt verbrannt, und dann käme an sie die Reihe . . . Doch als Löffelreiher-Schlange vor Wassergesicht geführt worden war, rief dieser den Prinzessinnen zu: „Ihr Frauen, erhebt euch, bewillkommt ihn und setzt ihn in eure Mitte! Gekommen ist euer Gefährte! Betrachtet ihn genau und freundet euch an mit ihm! Entführt habe ich ihn, um euch zu erfreuen, ihr Frauen! Denn er hat es fertiggebracht, mich tanzen zu machen, dieser Löffelreiher-Schlange! — und nicht nur einmal! Mein Musikmeister wird er sein fortan!" Und Wassergesicht verlieh ihm einen feuerfarbenen Mantel, einen feuerfarbenen Lendenschurz, feuerfarbene Sandalen und einen mit Quetzalfedertroddeln verzierten Kopfbandriemen; und er hieß ihn diese Geschenke sofort anlegen.

Alle Siegesfeste des aufblühenden Mexico hatte dieser Mann mit seiner Trommel geleitet und auch die Leichenbegängnisse dreier Könige. Denn die Trommel kann jubeln und trauern, ihr schicksalhaftes Pochen begleitet Freude und Schmerz, Aufstieg und Niedergang.

47.

Mit dreißig geharnischten Begleitern kam Cortes in den Huei-Tecpan; — fünfundzwanzig Mann ließ er am

Haupteingang; mit Alvarado, Ordás, Velázquez, Avila und Olid betrat er den Schlangensaal. Im Huei-Tecpan befanden sich aber noch mehr Kastilier: seit dem frühen Morgen waren viele Soldaten, einzeln oder in kleinen Trupps, gekommen, die Gärten Montezumas und die Prunksäle zu besichtigen; ihre Zahl wuchs immerzu.

In der kurzen Verbindungsstraße zwischen dem alten und dem neuen Palaste patrouillierten Posten. Der Rest des Heeres stand kampfbereit im Tecpan des Königs Wassergesicht unter dem Oberbefehl von Lugo und Tapia.

Heiter begann das Gespräch. Montezuma schien vergessen zu haben, daß er Cortes vom Menschenwürgeplatz fortgewiesen hatte. Er war sichtlich bestrebt, die Erinnerung an den Zwischenfall auszumerzen.

Er fragte nach dem Helden, der im Bauche des Rauchenden Berges den Tanz der dreizehn Steine gesehen habe; und als Ordás ihm vorgestellt wurde, scherzte er mit ihm, fragte lachend nach dem herabgebrachten Eiszapfen, von welchem man ihm erzählt habe, er habe die Größe einer fünfjährigen Tanne gehabt. Ob es wahr sei, daß der Eiszapfen davongelaufen sei, schnell wie ein Windhund, aus Furcht vor der Sonne? Und sich vor Lachen schüttelnd erkundigte er sich, wie Ordás die Schneehalde herabgeglitten sei, ob stehend, ob sitzend, ob liegend, ob auf dem Rücken, ob auf dem Bauch — etwa mit dem Kopf voraus? oder seitwärts wie ein rollender Stab?

Die eine Längsseite des Saales — an welcher in langer Reihe das Gefolge des Königs aufgestellt war und seine Scherzworte belachte — hatte dicht unter dem Zederngе-

bälk der Decke zehn quadratische Lichtöffnungen, die, Fenstern gleich, mit dünngeschliffenen Alabasterplatten verschlossen, den Tagesschein — aber nicht Regen, Kälte und Wind — einließen. So durchsichtig waren die Alabasterscheiben, daß die schräg einfallenden Sonnenstrahlen auf dem grünlich-gelben Onyxmarmor-Estrich zehn große milchige Flecken malten. Langsam stetig krochen die regelhaften schimmernden Vierecke an Montezuma heran, unaufhaltsam rückten sie näher und immer näher, bestrebt, regellos ihre Form auflösend, über den Silberthron hinzurieseln.

Und Montezuma gewahrte dies Bild der Unentrinnbarkeit und krampfhaft lachte er. Krampfig verzog sich sein langes, abgezehrtes, überfeinertes Adlergesicht, welches heute nur mit einer kleinen schwarzen Kautschukscheibe auf jeder Wange geschmückt war.

Unvermittelt in scherzendem Tone fragte er Cortes, ob er eine seiner Töchter zur Gemahlin wünsche?

Die tändelnde Unterhaltung hatte Cortes schon zu lange gewährt, sie erschwerte es ihm, die bereit gehaltenen Vorwürfe anzubringen. Jetzt sah er eine Gelegenheit, den Streit vom Zaun zu brechen. Er antwortete sehr ernst, beinahe schroff: die Christen heirateten nur getaufte Mädchen.

Doch Montezuma hatte einen Wall von Heiterkeit um sich errichtet und wollte sich nicht daraus hervorlocken lassen. Lächelnd sagte er: noch wisse er es nicht bestimmt, doch möglich sei es, daß eine seiner Töchter das Kreuz anbete . . .

Cortes unterbrach ihn.

„Ich bitte die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf ernsthaftere Vermutungen lenken zu dürfen", sagte er. „Es ist jetzt nicht die Zeit, Hochzeitsfeste zu feiern, während an der Meeresküste meine Kampfgenossen die Leichenfeier veranstalten für sieben weiße Männer, die auf Befehl eines Dieners Eurer Majestät umgebracht wurden!"

Montezuma lachte nicht mehr. Der erste viereckige Sonnenlichtflecken hatte den Silberthron erreicht. Montezuma starrte mit schreckhaft großen Augen Cortes an. Ihm sei nichts davon bekannt, sagte er leise.

Ob ihm auch nichts vom Gastmahl des Schwelenden Holzes bekannt sei? fuhr Cortes zu fragen fort. Ob er nicht wisse, daß ein weißer Mann und ein weißes Mädchen verspeist worden seien?

Montezuma schüttelte den Kopf.

„Die Tlascalteken sind Lügner!" sagte er.

Da holte Cortes aus seinem Wams den Brief Alonso de Grados heraus, und mit der Faust auf das Papier schlagend, daß es laut knisterte, rief er:

„Dies Papier aber ist kein Lügner, Majestät! Dies Papier ist ein untrüglicher Zeuge! Dies Papier sagt: Wir hielten Frieden, doch das Schwelende Holz brach den Frieden, indem er widerrechtlich zwei der Unseren gefangennahm! Dies Papier sagt: eingeladen wurden die weißen Männer, um Frieden zu schließen, bewirtet wurden sie, und als das Mahl beendet war, erfuhren sie, an welchem Greuel sie unwissend teilgenommen hatten, erfuhren sie, daß das Fleisch, das sie eben verzehrt hatten, ihr weißer Bruder und ihre weiße Schwester gewesen war! Dies

Papier sagt: daß von den weißen Männern, die auszogen, das scheußliche Gastmahl zu strafen, sieben nicht in ehrlichem Kampfe sondern hinterrücks erschlagen wurden. Dies Papier sagt: daß der abgeschnittene Kopf des Anführers dem König Montezuma geschickt wurde. Und Euer Majestät haben das Haupt nicht in Tenuchtitlan, sondern auf einem Altar in Tlacopan niederlegen lassen! Und dies Papier sagt endlich: daß gefangene Mexikaner unter der Folter gestanden haben, sie hätten aus dem Munde des Schwelenden Holzes gehört: nicht er sei verantwortlich für das Gastmahl und seine Folgen, da er nur ausgeführt habe, was ihm anbefohlen war von Eurer Majestät!"

Über den juwelenfunkelnden Silberstuhl Montezumas waren zwei Jaguarfelle gebreitet. Die ausgestopften Jaguarköpfe lagen auf den Sessellehnen — mit weit aufgerissenen Rachen, die Augen aus schwarzem Spiegelstein, die Reißzähne aus weißem Achat naturtreu nachgebildet. Montezumas Hände krampften sich in die offenen Raubtierrachen, spießten sich in die scharfen Fangzähne, so daß Blut über seine Finger lief. Doch er beachtete es nicht; niemand beachtete es.

Das alles seien Lügen, rief er finster.

„Auch ich glaube, daß es Lügen sind!" sagte Cortes überaus höflich. „Und ich hoffe, daß es Eurer Majestät gelingen wird, sich von diesem Verdacht reinzuwaschen. Darum schlage ich vor, daß Euer Majestät das Schwelende Holz nach Tenuchtitlan kommen lassen. Wenn der Statthalter uns Red und Antwort steht, wird die Unschuld Eurer Majestät alsbald offenbar werden!"

Montezuma nahm sich von seinem linken Handgelenk die Spange ab, auf deren goldgefaßten, taubeneigroßen Kamee seine thronende Gestalt, in Chalcedon geschnitten, dargestellt war. Er winkte einen seiner Höflinge heran: schnell wie ein Falke solle er ins Huaxtekenland fliegen, die Spange dem Schwelenden Holz vorzeigen; unverzüglich solle das Schwelende Holz und sein Sohn, der Blitzende Schild, nach Tenuchtitlan kommen.

Der Höfling zog die schon ausgestreckte Hand entsetzt zurück.

„O Herr, o König, Blut an deinem Bild . . .!"

„Ja, Blut ist an mir . . ." murmelte Montezuma. „Wische es nicht ab — es soll so beiben, bis ich selbst es abwasche . . .! Und nun nimm mein Bild und eile!"

Der Höfling ergriff den Armring und stürmte hinaus.

Marina riß einen Fetzen aus ihrem Schultergewand, kniete vor dem König, wollte ihm die Wunden verbinden. Er ließ es nicht zu und schüttelte mißmutig den Kopf. Doch da er den weichen Glanz ihrer Augen sich feuchten sah, strich er ihr über das Haar und in Gedanken versunken färbte er, ohne es zu wollen, ihr die Stirn rot.

„Die Eile, mit welcher Euer Majestät geruhen, die Schuldigen zur Verantwortnng zu ziehen," fing Cortes von neuem an, „beweist mir, — woran ich nie gezweifelt habe, — daß Euer Majestät den Verbrechen fernstehen. Wie könnte es auch anders sein, da Euer Majestät ein so treuer Freund meines kaiserlichen Herrn sind! Leider jedoch genügt meine Überzeugung nicht, den Verdacht meiner Soldaten zu beschwichtigen. Aus Rücksicht auf die

erregte Stimmung meines Heeres sehe ich mich zu meinem Bedauern gezwungen, an Euer Majestät das Ersuchen zu richten: Euer Majestät möchten bis zur Ankunft des Schwelenden Holzes in den Palast des Königs Wassergesicht übersiedeln."

Die wehrlosen Höflinge an der Längswand stießen heisere Schreie aus, wollten sich auf Cortes werfen, ihn erwürgen; — rasselnd schnellten die Degen der Feldobristen aus den Scheiden. Andere Mexikaner stürzten zu den Türen — doch dort starrten ihnen Hellebarden entgegen.

Unbeirrt fuhr Cortes fort:

„Ich gebe Euer Majestät die Zusicherung als Kavalier und Gesandter des mächtigsten Fürsten der Welt, daß Euer Majestät bei uns ebenso frei sich bewegen werden wie in diesem Palaste, bedient von eigenen Dienern, und noch dazu den Vorteil genießen werden, auch von Kastiliern bedient zu sein. Nichts soll unterlassen werden, den Aufenthalt Eurer Majestät in unserer Umgebung so angenehm zu gestalten, daß es Euer Majestät einst schwer fallen wird, sich von uns zu trennen! Fürsten pflegen ja oft aus einem Palast in den anderen zu ziehen; und ebenso wie dieser neue Tecpan ist auch der Tecpan des Vaters Eurer Majestät ein Wohnhaus Eurer Majestät. Ich rate Euer Majestät, mit uns zu kommen ohne Lärm zu schlagen. Unser Zusammenwohnen wird ein Zeichen gegenseitigen Vertrauens sein. Und der Verdacht meines Heeres wird mit der Ankunft Eurer Majestät in unserem Quartier widerlegt sein."

„Ich bin ein König!“ schrie Montezuma, zornbleich vom Jaguarfellsitz emporschnellend. „Wer wagt es, vor dem Angesicht eines Königs so zu reden? Wer untersteht sich, einen König in den Käfig zu sperren? Sind Könige dazu geschaffen, in Käfigen zu verschmachten? Seht mich an — seht ihr denn nicht, daß ich der ruhmreiche Teppich bin, der ruhmreiche Thron, vor dem selbst der Schmerz sich untertänig beugt? Wißt ihr denn nicht, daß ich meinem Volke heilig bin wie einer der Himmelsgötter? Mein Volk, das so gefürchtet zwischen Schilf und Röhricht wohnt, wird nicht erlauben, daß ich mit euch gehe. Und wenn mein Herz auch erstürbe in der Brust und ich bereit wäre, mit euch zu gehen, wird mein Volk mir das Sklavenhalsband abnehmen und euch verschlingen, wie der Jaguar die Sonne verschlingt!“

„Majestät belieben zu drohen“, sagte Cortes mit eisiger Ruhe. „Doch sollten Majestät einsehen, daß Männer, die sich zu solcher Tat entschlossen haben, durch Drohungen nicht einzuschüchtern sind!“

„Wozu die vielen Umstände mit ihm!“ platzte Olid barsch heraus. „Es handelt sich um Leben und Tod für uns! Und unser Leben ist uns mehr wert als seins! Einlenken können wir nicht mehr, nachdem wir so weit gegangen sind. Also — entweder er folgt uns, oder wir machen ihn kalt!“

Montezuma ließ sich von Marina die Worte Olids übersetzen.

Dann stierte er entgeistert um sich. Die Mexikaner im Saal, das wußte er, wollten sich hinmetzeln lassen für ihn.

Doch er schüttelte den Kopf, wehrte ab, — es würde ja doch zwecklos sein . . . Die Augen der Kastilier suchte er. Seine Blicke prallten an lauter steinharten Blicken ab; nur Marinas Augen waren weich und tränenfeucht.

Und der große Montezuma, vor dem eine Welt zitterte, war klein und schwach geworden wie ein Kind. Und in kindlicher Hilflosigkeit tat er das Unglaubliche, daß er das Mädchen fragte: was sie ihm rate? was er tun solle?

Schluchzend, ihm die Hände küssend, riet sie ihm, sich zu fügen.

„Ich gehe mich krümmen, ich gehe mich mit schwarzer Farbe schminken! Niedergeworfen ist die Goldblechfahne Mexicos, am Boden liegt das Hemd aus violetten Federn und der blaue Netzmantel!" sprach er flüsternd.

Und er befahl den Höflingen, den Tragsessel zu bringen.

Die Bewohner des Palastes scharten sich um das Haupttor, drohend stürmten die sechshundert Krieger des Tecpans heran. Doch Montezuma verbat sich ihren Schutz. Freiwillig folge er den Söhnen der Sonne, rief er ihnen zu. Und er rief es auch der Volksmenge auf der Straße zu. Freiwillig besuche er die weißen Götter, sein Wunsch sei es, eine kurze Weile ihr Gast zu sein!

48.

Und Montezuma lebte fortan im Tecpan des Königs Wassergesicht und hielt in den ihm zu Ehren wundervoll mit Wandteppichen und königlichem Hausgerät ausgeschmückten, wenn auch allzusehr bewachten, Palastsälen Hof wie immer. Täglich badete er, brachte seinen Haus-

götzen Wachtelopfer und Rauchwerk dar, erledigte unbehindert Regierungsgeschäfte, (wobei der Weibliche Zwilling und andere Berater ihm zur Seite standen), empfing den Besuch des hohen Adels, des Klerus, der Königin Acatlan und seiner Kinder, ließ sich in den Erholungsstunden des Nachmittags von seinen Krüppeln und Narren aufheitern oder saß inmitten der schönsten seiner vierhundert Frauen, während Löffelreiher-Schlange die Trommel schlug. Er aß wie er immer gegessen hatte — denn mit der Dienerschaft und dem gesamten Haushalt war auch die königliche Küche übergesiedelt; und wenn er unter den von jungen Dienerinnen in fünfzig goldenen Schüsseln servierten Gerichten gewählt hatte, was der Laune seines Geschmackes entsprach, verschenkte er mit den Speisen zuweilen auch ihre liebreizenden Trägerinnen an seine Kerkermeister, die zwanzig ihn bewachenden kastilischen Soldaten. Velázquez de León hatte die Oberaufsicht über den Wachdienst beim gefangenen König.

Durch den Pagen Orteguilla erfuhr Cortes, was Montezuma den mexikanischen Adligen zu antworten pflegte, wenn sie um die Erlaubnis flehten, ihn mit Waffengewalt zu befreien. Er sei nicht ein Gefangener der Christen, sagte er, sondern ein Gefangener Huitzilopochtlis; das Volk müsse dem Adel, der Adel dem König, der König dem Gotte gehorchen; solange der Gott nicht befohlen habe, zu den Waffen zu greifen, dürfe er es nicht befehlen und müsse warten, bis das Mexikaner-Priesterchen ihm ein günstiges Orakel aus dem Schlangenberg melde . . .

Doch nicht nur auf das Orakel wartete er. Viel sehnlicher wartete er — wiewohl er sich schämte, es seinen Besuchern einzugestehen — auf die Ankunft des Schwelenden Holzes. War ihm doch von Cortes in Aussicht gestellt worden, daß seine Gefangenschaft ein Ende haben solle, sobald der Statthalter eingetroffen sei, und daß es ihm dann freistehen werde, in den Huei-Tecpan zurückzukehren. Dann erst wollte er das Zeichen zum Vernichtungskampf geben und grausamste Rache üben, wenn er selbst nicht mehr Gefahr lief, als Geisel ermordet zu werden.

Auf Marinas Mutter hoffte und wartete er nicht mehr. Die entsandten Boten waren ohne sie zurückgekehrt: die Frau war vor Jahren aus Oaxaca fortgezogen. Doch er fühlte keine Teilnahme mehr für ihr und Marinas Schicksal. Ihm schien jetzt, er sei von Papans Besessenheit angesteckt gewesen, als er um eines Wahnes willen die Zeit zum Handeln verpaßt hatte.

Fast zwei Wochen schon lebte Montezuma im alten Tecpan, als das Schwelende Holz, der Blitzende Schild und fünfzehn adlige Herren — lauter Teilnehmer am kannibalischen Mahl — in Tenuchtitlan anlangten. Die höchsten Staatsbeamten und Reichsfürsten zogen auf dem Damm von Itztapalapan bis zum Bollwerk Acachinanco ihnen entgegen, sie ehrfurchtsvoll zu begrüßen, und begleiteten die zwei kostbaren Tragsessel des Statthalters und seines Sohnes durch die Straßen Tenuchtitlans bis an den auf Stufen erbauten Tecpan des Königs Wassergesicht.

Mit einem grauen Hanfmantel seine Prunkrüstung verhüllend, trat das Schwelende Holz vor den Zornigen Herrn. Vor siebzehn Jahren, als — gleich nach seiner Erwählung zum König — Montezuma einen Sklavenraubzug ins ferne Atlixco unternommen hatte, war das Schwelende Holz im Kampfgewühl sein Lebensretter gewesen, hatte ihn, während er mit durchbohrtem Schenkel zu Boden gestürzt war, herausgehauen. Seitdem stand niemand dem Herzen Montezumas so nahe wie er. Sie waren Freunde, soweit Freundschaft möglich war zwischen dem Herrn und seinem Knecht. Dem König sein Leben hinzuopfern war dem schwermütigen Statthalter so selbstverständlich, wie es dem König selbstverständlich war, das Opfer anzunehmen.

Über eine Stunde währte das heimliche Gespräch der beiden Freunde. Montezuma weinte. Der immer schwermütige Statthalter aber war heiter.

„O großer König, o Zorniger Herr," sagte er, „ins Land, wo die Blumen stehen, will ich, dein Knecht, den Namen mitnehmen, den du deinem Knecht verliehen hast: auch dort will ich dein Lebensretter heißen!"

Montezuma schluchzte an seiner Brust und nahm Abschied vom Freund wie von einem Toten.

Darauf versammelte er seinen Hofstaat um sich und ließ die Kastilier in den Saal bitten.

Und er teilte Cortes mit: das Schwelende Holz bekenne sich schuldig; nicht nur eigenmächtig habe er gehandelt, sondern gegen seinen — Montezumas — ausdrücklichen Befehl, die Söhne der Sonne im Küstenlande

unangetastet zu lassen, ihnen wie aztekischen Prinzen zu begegnen.

Das Schwelende Holz bestätigte die Worte des Königs und nahm alle Schuld auf sich.

Doch nicht das war es, was Cortes hatte erfahren wollen. Er ließ das Schwelende Holz, den Blitzenden Schild und ihre Begleiter in Ketten legen und überantwortete sie dem Henker Pero Osorio, damit er sie dem peinlichen Verhör unterziehe.

Allen Folterqualen zum Trotz blieben die treuen Indianer stumm. Ihre Standhaftigkeit zwang sogar dem Henker Hochachtung ab.

Dann tagte das Kriegsgericht. Schon vordem hatte Olid das Witzwort geprägt: das Schwelende Holz müsse brennen — der Name sei sein Schicksal! — Der grausame Scherz war nachgesprochen worden; und nun heischte das Christenheer den Scheiterhaufen für die Kannibalenmahlzeit.

Cortes, Velázquez de León und Ordás schlugen als Strafe die Enthauptung vor. Doch sie wurden überstimmt. Der Feuertod wurde beschlossen, nachdem Avila geltend gemacht hatte, die Furchtbarkeit der Strafe werde den Verschwiegenen sicherlich den Mund öffnen.

Und die Voraussage Avilas traf tatsächlich ein. Als den Gefangenen das Verdikt bekanntgegeben wurde, fragte einer der fünfzehn Begleiter des Statthalters: ob das Urteil nicht abgemildert werden könne, wenn die Unschuld seines Herrn dargetan sei. Die Frage wurde von Cortes bejaht. Und obgleich das Schwelende Holz und

der Blitzende Schild ihren Untergebenen anschrien und ihm weiterzureden verboten, sagte er aus: der Statthalter opfere sich für den König, denn er habe nur ausgeführt, was von Montezuma angeordnet worden war.

Die Aussage wurde zu Protokoll genommen gegen den erbitterten Einspruch des Schwelenden Holzes und seines Sohnes.

Nun hatte Cortes den gewünschten Anlaß, auch Montezuma zu strafen.

Auf dem freien Platz zwischen dem alten Tecpan und der Schlangenmauer wurden — dem Haupteingang des Palastes gegenüber — zwei hohe Pfähle eingerammt. Und Cortes ließ aus dem kürzlich erst gefüllten Hause der Speere sämtliche Bogen, Pfeile und Speere herausholen und rings um die Pfähle zu einem hohen Haufen schichten. Darauf gab er die Anweisung, das Schwelende Holz und den Blitzenden Schild in Ketten herbeizuführen und sie an die beiden Pfähle zu binden. Denn ihren fünfzehn Unterbeamten war die Todesstrafe erlassen worden: die erbetene Abmilderung des Urteils bestand darin, daß sie als Sklaven verkauft wurden.

Darauf begab sich Cortes zu Montezuma und eröffnete ihm, daß durch eine Zeugenaussage seine Schuld am Tode des Hauptmanns Escalante, des Steuermanns Gonzalo de Umbria und sechs anderer weißer Männer erwiesen sei. Die göttliche Gerechtigkeit und die Gesetze Europas verlangten, daß das Verbrechen des Mordes mit dem Tode gesühnt werde. Doch wolle er davon absehen, die Todesstrafe über ihn zu verhängen, in Anbetracht der

Freundschaft, die er dem Könige Don Carlos de Austria stets bezeigt habe. Die geringe Strafe könne ihm freilich nicht erlassen werden: daß er gefesselt zugegen sein müsse, während das Schwelende Holz an seiner Statt den Feuertod erleide.

Montezuma schrie auf wie ein verwundetes Tier.

„Tötet mich . . .! Warum tötet ihr mich nicht, ihr Blutsauger!" schrie er.

Sein Hofstaat war ohne Waffen wie er. Sein Hofstaat schluchzte und schrie.

Rauhe Kriegerhände faßten den unantastbaren Herrn der Welt, zogen, zerrten ihn hinaus vor das große Tor des Tecpans. Dort, angesichts seines entsetzten Volkes, wurden ihm an Hände und Füße schwere rasselnde Eisenketten angelegt.

Tränenlos stand er aufrecht. Das Grausen verschleierte ihm den Blick. Er sah nicht das waffenstarrende Christenheer rings um den aufzüngelnden Scheiterhaufen, er sah nicht den qualvollen Tod der beiden glorreichen Dulder, er sah nicht die Zehntausende weinender Mexikaner und er sah nicht die um ihn knienden Reichsfürsten, die mit Fetzen kostbarer Gewänder die Rauheit der lastenden Eisenklammern von seinem geheiligten Leib fernzuhalten sich mühten. Er sah nur sich selbst: bejammernswürdig in seinem maßlosen Leid. Er sah sich wie sein Volk ihn sah: niedergestürzt von der höchsten Stufe irdischer Herrlichkeit — ein armes Menschenkind, das ein Gott gewesen war. Und jener Menschensohn kam ihm in den Sinn, von welchem Marina ihm erzählt hatte, der ein Gott

war und sein eigenes Kreuz zur Schädelstätte getragen hatte . . .

Kein Gott, kein König, kein Mann war er mehr. Und dahin war sein Königreich mit ihm. Mexicos Schande war seine Schande, Mexicos Leid war sein Leid.

Da plötzlich sahen seine blinden Augen. Zwei schwarze Falter kamen über das Palastdach geflattert. Sie haschten einander, verfolgten einander in wirbelndem Liebestanz. Eine Welt ging unter — sie aber jagten und schwebten und wogten buntschillernd im Sonnenglanz.

Eine Stunde später kniete Cortes vor Montezuma und nahm ihm eigenhändig die Ketten ab. Nun stehe es ihm frei, in den Huei-Tecpan zurückzukehren, sagte er ihm.

Doch Montezuma schüttelte nur stumm den Kopf und würdigte Cortes keiner Antwort.

Montezuma wußte von jetzt ab, daß er nie mehr zurückkehren konnte.

Zehntes Buch

1.

Nach dem Fett des weißen Paradiesvogels soll sich ein Kaiser Chinas gesehnt haben zeitlebens. Unerfüllbar war seine Sehnsucht: denn es gibt keinen weißen Paradiesvogel.

Die Sehnsucht hob ihn empor, hob ihn aus der dumpfen Masse der Sehnsuchtslosen heraus. Mehr wert ist Sehnsucht als ihre Erfüllung.

Erfüllung ist Untergang: die reife Frucht fällt vom Baum.

Auch die Welterlösung ist ein ewig fernes Sternbild. Doch unselig das Volk, das nicht nach Sternen langt; unselig der Mensch, der keine Gedanken für Sterne hat.

Es kommt nur auf den Weg an, auf den Weg zu den Sternen. Alles andere ist für des Leibes Notdurft.

Freilich des Leibes Notdurft kann Lehrmeisterin sein, kann zu hungern, zu dürsten und zu lechzen lehren. Irrwege und Umwege können zum Sternenweg führen. Die Armen und Unterdrückten in Anahuac waren es vornehmlich, die auf den Heilbringer, den Sohn der Sonne, gehofft hatten.

Erhebung war die Erwartung gewesen, Enttäuschung wurde die Erfüllung.

Die Reichen und Satten, Montezuma und der Adel Mexicos, hatten kein Ziel gekannt, außer noch reicher und satter zu werden. Nicht jeden verzehrt der Hunger nach dem Fett des weißen Paradiesvogels.

Nun aber waren auch sie Geknechtete. Und sie lernten zu lechzen, nach Erlösung zu lechzen. Über sich selbst erhoben sie sich durch die Gier nach heiliger Rache.

Denn auch Rache ist heilbringend und heilig, wenn sie der Erlösung den Weg ebnet.

2.

Jubel herrschte in Tlascala: kampflos war der Erzfeind zusammengestürzt und lag geknebelt am Boden, unfähig sich je wieder zu erheben! Recht hatte Tlascala getan, sich auf die Seite der Christen zu stellen; der Triumph des Kreuzes war der Triumph des Pfeiles!

Die Nachrichten übergipfelten sich: Gefangennahme Montezumas! Hinrichtung des Schwelenden Holzes und des Blitzenden Schildes! Der Herr der Welt in Ketten!

Und dann kam die freudigste Kunde: die Grenze war offen! Tlascala war nicht mehr eine Wachtel im Käfig! Endgültig erledigt war der Blumenkrieg! Ein Edikt Montezumas drohte für die Antastung eines weißen Mannes oder eines Tlascalteken die Todesstrafe an.

Jetzt stand es jedem Tlascalteken frei, ohne Waffen mexikanisches Gebiet zu durchziehen, auf den Märkten Anahuacs Handel zu treiben, als Gast in der Königin

aller Städte und in den anderen Wunderorten des Drei-Städte-Bundes zu weilen, welche seit der Hinrichtung der Smaragd-Lingam, der Mutter des Edlen Traurigen, bloß tlascaltekische Opfersklaven hatten betreten dürfen.

Die erste Folge dieses Umschwunges war, daß Kreideschmetterling, nachdem er mit Kleinodien seine Wärter bestochen, aus dem Tecpan des Prinzen Kriegsmaske entfloh, in der Hoffnung, nach Tenuchtitlan zum Feldherrn Piltecatl, seinem Beschirmer, gelangen zu können.

Gleich nach Entdeckung seiner Flucht brach Kriegsmaske nach Tenuchtitlan auf, jagte in einer von Schnelläufern getragenen Sänfte dem Hermafroditen nach.

Kriegsmaske hätte sich auch ohne diesen Anlaß — wenngleich wohl später erst — nach Tenuchtitlan begeben. Nicht nur, weil er es seiner Schwester Doña Maria Luisa-Rabenblume und seinem Schwager Pedro de Alvarado in Aussicht gestellt hatte. Montezuma — der gefangene Montezuma — hatte eine Einladung an den Prinzen Kriegsmaske und den Fürsten Fichtenzweig gesandt und sie aufgefordert, den Abschluß des Blumenkrieges an dem nunmehr befreundeten Hofe von Tenuchtitlan zu feiern. Kriegsmaske hatte zugesagt zu kommen.

Zugesagt hatte er nach einer erregten Aussprache mit Fichtenzweig. Dieser sah in der Aufforderung eine Falle, gelegt von den weißen Göttern: der gefangene Weltherr, meinte er, könne sich schwerlich aus eigenem Antriebe darum bemühen, seine ärgsten Widersacher als Gäste zu bewirten — es sei denn, er wolle sie den Christen in die Hände spielen. Kriegsmaske hatte die Vorsicht des Freundes verlacht.

Obgleich er in Eilmärschen nach Anahuac jagte, gelang es ihm jedoch nicht, des Hermafroditen habhaft zu werden.

3.

Fichtenzweig hatte abgelehnt, blieb in Tlascala. Menschenscheu und verbittert mied er die Sitzungen des Rates der Alten, wo die Sammelnde Biene und das Offene Gesicht Lobreden auf den Grünen Stein hielten; er nahm an den Festreigen des verblendeten Volkes auf dem großen Marktplatz nicht teil, denn er wußte, daß Tlascala eine tanzende Leiche war. Ein Einsamer saß er trauerverzehrt in seinem Tecpan und schlürfte weißen Pulque, um den Jubel der Stadt und die mahnenden Stimmen in seinem Innern nicht zu hören.

Schwärzer denn je war seine Seele. Nur der Pulquerausch befreite ihn von den Vorwürfen seines ermordeten und immer wieder aus dem Grabe steigenden Kindes.

Unerträglich war ihm der Anblick der Als-Schlange-Lebenden, der Mutter des Kleinen Pfeiles. Ihr verhärmtes Gesicht war eine furchtbare Anklage. Er faßte den Entschluß, sich ihrer zu entledigen.

Den Hetzreden ihrer Nebenbuhlerin Smaragd-Puppe gab er willig Gehör — obgleich eine heimliche Stimme ihm sagte, daß kein Verrat zu befürchten war, außer wenn er sich selbst verriet. Er ließ sich von Smaragd-Puppe einreden, die Als-Schlange-Lebende frohlocke über die Erfolge der Sonnensöhne und trage sich mit der Absicht, für die Tötung des Kleinen Pfeiles Strafe zu fordern.

Fichtenzweig dang zwei seiner Diener, um die lästige Mitwisserin zu beseitigen, und er verschaffte ihnen ein getrocknetes Jaguarherz, wie es die Leute, deren Beruf Meuchelmord war, stets bei sich zu tragen pflegten.

Eines Abends schickte er die Als-Schlange-Lebende in einer Sänfte nach seinem an der Südostgrenze gelegenen Felsenschloß Atlihuetza, dem „Wasserfallschloß".

4.

Kreideschmetterling hatte richtig vermutet, daß Prinz Kriegsmaske — im Glauben, er sei geradewegs zu Piltecatl nach Tenuchtitlan geflohen — ihm auf der westlichen Heerstraße nachsetzen werde. Um seine Spur zu verwischen, hatte er sich daher ostwärts ins Gebirge gewandt. Nachdem er einen Tag umhergeirrt war, suchte er ein Nachtlager in einer Felsenhöhle, zu welcher ein Klippenpfad emporführte. Eintretend gewahrte er einen weißen Gott, niedergekniet und in Gebet versunken vor einem roh geschnitzten Holzkreuz. Kahlköpfig war der Mann, hatte einen langen grauen Bart; seine hanfene Kutte war um die Lenden mit einem Strick gegürtet. Es war jener Soldat Gaspar Lencero, den das Gemetzel von Cholula zum Eremiten gemacht hatte.

Erschreckt wollte Kreideschmetterling sich wieder hinausschleichen; doch Gaspar Lencero hatte ihn erblickt und hielt ihn zurück. Das Licht der untergehenden Sonne fiel schräg in die Höhle hinein und zeigte ihm, welch ein märchenhaft schöner Gast ihn besuchen kam. Rätselhaft war, was ein so vornehmes, reichgekleidetes Mädchen zu

abendlicher Stunde in die Wildnis, in die Berghöhle getrieben haben mochte. Sie schien verfolgt zu sein, schien Schutz zu suchen. Mitleid und Neugier veranlaßten ihn, ihr Schutz zu gewähren. Auch war er trotz der Kutte ein Mann, hatte erst vor wenigen Wochen der Welt entsagt, hatte sich noch nicht gewöhnen können an die Abgeschiedenheit, an das qualvolle Schweigen bei Tag und bei Nacht. Einen Hund hatte er sich zuweilen gewünscht, um zu einem Wesen reden zu können. So war ihm denn an diesem Abend die Nähe eines menschlichen Wesens willkommen — mochte es auch ein Mädchen, mochte es eine Verlockung Satans sein. Er hielt sich für stark genug, Satan zu widerstehen . . .

Kreideschmetterling hatte alsbald erkannt, daß dies ein christlicher Heiliger sein müsse, von dem keine Gefahr drohte und der möglicherweise ihm behilflich sein konnte, Tenuchtitlan zu erreichen. In Tränen ausbrechend erzählte er dem Eremiten erlogene Abenteuer, begründete damit seine Schutzbedürftigkeit. Gaspar Lencero verstand nichts außer den Worten „unversehrte Jungfrau“ und „das Tränken der Götter“. Das übrige ergänzte seine erregte Phantasie. Ihm stand es fest, daß die heidnischen Götter mit dem Edelsteinwasser dieser unversehrten Jungfrau getränkt werden sollten; — und das zu verhindern war er als Christ verpflichtet.

Er lud das schöne Mädchen ein, bei ihm zu bleiben. Und er setzte ihr als Nachtmahl das Rippenstück eines Hirsches vor, den er mit seiner Armbrust erlegt hatte. Weit von seiner Lagerstätte entfernt, am andern Ende

der Höhle, breitete er Maisstroh für sie hin und hieß sie sich niederlegen.

Er selbst lag die ganze Nacht schlaflos da, mit offenen Augen ins Dunkel starrend. Das berückende Bild wich nicht von seinen Augen, wie sie im Abendsonnenschein am Eingang der Höhle gestanden hatte, umspielt vom kecken Bergwind, der ihr das zerzauste Haar an die Wangen schlug und am seitwärts flatternden Mädchenrock so stark zerrte, daß die überfeinen Linien der Schenkel, des Knies und der zartgeschweiften Waden sich bildhaft wundervoll gegen das gelbfunkelnde Sonnengold abhoben. Toll machte ihn das Bild. Er hatte Satans Macht unterschätzt. Er hatte Satan in seine Klause geladen. Und er nahm sich vor, auf der Hut zu sein.

Bei Tagesanbruch kniete er vor dem Kreuz und züchtigte seinen Rücken mit Geißelhieben.

5.

Der Felswand — wo in beträchtlicher Höhe sich das gähnend schwarze Loch des Höhleneingangs befand — ragte eine andere, nicht minder hohe und schroffe Felswand gegenüber. Zwischen den beiden Felsmauern aber dehnte sich eine ziemlich breite Schlucht. Kein Weg führte durch die Schlucht, kein Mensch und kein Tier hätten sich dort Bahn schaffen können; denn der Boden war mit Kakteen bewachsen, mit phantastischen baumgroßen Opuntien, mit Erdkaktus, Orgelpfeifenkaktus, Stachelkaktus. Es war eine Kakteenwüste, eine Urwildnis von Kakteen.

Der diesseitige Felspfad wand sich unterhalb der Ere-

mitenhöhle hin. Der obere Teil des Felsens trat an jener Stelle ein wenig zurück, und ein Wiesenhang erstreckte sich, sanft abfallend, vom Höhleneingang bis zum Pfad. Ein neben der Höhle rieselnder Quell bildete in dem Wiesenhang einen Tümpel, wo Gaspar Lencero sich täglich zu waschen pflegte.

Als Kreideschmetterling bald nach Sonnenaufgang erwacht war, ging er zum Tümpel hinaus, sich zu waschen. Dabei entblößte er den Oberkörper. Und der Eremit erblickte die jungen, birnenförmigen, spitz aufwärts geschweiften Mädchenbrüste und erschrak vor sich selbst, fürchtete der Sünde zu erliegen. Darum verjagte er das Mädchen.

Doch das Mädchen kehrte wieder, bettelte und schluchzte. Da ergrimmte er und warf einen Stein nach ihr. An der Schläfe traf sie der Stein, schlug ihr eine klaffende Wunde. Ohnmächtig war das Mädchen hingestürzt. Gaspar Lencero trug sie in die Höhle, verband ihr die Wunde.

Zwei Wochen lang pflegte er sie. Obgleich er vom Lager der Todkranken nicht wich, bemerkte er doch nicht, daß sie eine Knäbin war.

Als es ihr besser ging, behandelte er sie rauh und abweisend. Er fürchtete sich vor ihr. Doch er verbot ihr nicht, bei ihm zu bleiben.

In einer Mondscheinnacht, als die Höhle bläulich durchhellt war, stieß das Mädchen einen durchdringenden Schrei aus. Er näherte sich ihrem Lager, glaubte er doch, ihre Wunde habe sich wieder geöffnet. Sie war emporgesprungen und sie zeigte entsetzt auf einen spannenlangen Tausendfuß am Kopfende ihres Strohbettes. Mit einem

Holzscheit hatte sie das Tier zerquetscht. Und noch immer flatternd vor Angst klammerte sie sich an den heiligen Mann, schlang die Arme um seinen Hals.

Er machte ihr Vorwürfe: grundlos sei ihre Angst, und unrecht habe sie getan, Gottes Kreatur zu töten.

Sie fing zu weinen an. Und er tröstete sie und streichelte sie wie ein Kind. Da küßte sie ihn auf den Mund.

Einen flüchtigen Augenblick lang trank er den Kuß wie ein süßes todbringendes Gift. Dann ergrimmte er maßlos. Und er trieb sie hinaus in die Nacht.

6.

Nach zwei Stunden war sie wieder da. Er hatte inzwischen mit Gebet und Kasteiung den Teufel überwunden und war seelenruhig eingeschlafen. Sie weckte ihn. Verändert, ernst, besorgt sah sie aus. Er müsse ein Verbrechen hindern, rief sie. Und atemlos erzählte sie, was sie draußen gesehen hatte.

Während ihres wochenlangen Krankseins hatte sich sein Ohr an das mexikanische Idiom gewöhnt, so daß er jetzt einigermaßen imstande war, ihren Bericht zu verstehen.

Sie ergriff seine Hand, zerrte ihn hinaus vor die Höhle und zeigte auf die jenseitige Steilwand, wo auf dem schmalen Fußpfade eine Frau und vier Männer gingen. Sie kenne diese Männer — flüsterte sie — es seien Diener des Fürsten Fichtenzweig; und die Frau sei dessen Gemahlin, die Als-Schlange-Lebende. Vorhin habe sie beobachtet, wie die Diener eine Sänfte, die sie getragen hatten, niedersetzten und ihre Herrin auszusteigen zwangen

und sie – trotz ihres Sträubens — zwangen, zu Fuß den Weg fortzusetzen. Gewiß hätten sie vor, der Frau ein Leid anzutun.

Der Eremit ging zurück in die Höhle, gürtete sich seinen Degen um die Kutte, nahm seine Armbrust und seinen Jagdspieß. Als er heraustrat, bedeckte sich Kreideschmetterling ächzend das Gesicht, als wolle er ein Grausiges nicht sehen. Drüben hatte sich ein Kampf entsponnen: mit ihren Mördern rang die Als-Schlange-Lebende.

Gaspar Lencero rief die Mörder an, spannte die Armbrust, drohte zu schießen. Doch schon wurde die Frau in die Tiefe hinabgestoßen. So senkrecht war die Felswand drüben, daß der fallende Körper nur zweimal an Felsvorsprünge anstieß und dann wie Blei hinabschnellte in die Kaktuswüste.

Der Eremit schoß etliche Bolzen auf die Diener ab, obgleich die Entfernung für Pfeilschüsse zu groß war. Die Diener rannten weg und verschwanden hinter Weißtannen.

7.

Inzwischen war es Tag geworden. Gaspar Lencero und der Hermafrodit stiegen ins Tal hinab, um die Leiche der Als-Schlange-Lebenden zu bergen. Bald mußten sie es indes aufgeben. Die Kaktuswildnis war undurchdringlich.

Im Begriff zur Höhle wieder emporzusteigen, blickten sie in ein anderes Tal, durch welches die Heerstraße — vom östlichen Tor der Großen Mauer her — führte. Und sie sahen dort christliche Männer westwärts ziehen. Da gingen sie ihnen entgegen. Denn dem Eremiten lag daran,

Pater Olmedo vom Vorfall in Kenntnis zu setzen. Er wußte, daß die Als-Schlange-Lebende von allen Bewohnern Tlascalas die erste gewesen war, die den Wunsch ausgesprochen hatte, sich taufen zu lassen; und ihm war auch bekannt, daß Pater Olmedo für diese Frau und ihre drei Kinder — vor allem für den Kleinen Pfeil — stets eine besondere Teilnahme gehegt hatte.

Die Kastilier, denen der Eremit und Kreideschmetterling entgegengingen, waren der alte Richter Moreno Madrano aus Vera Cruz und — inmitten einer Eskorte von zehn Musketieren — zwei Gefangene: Alonso de Grado und Pedro d'Ircio. Dem Richter hatte Sandoval, als neuernannter Stadtkommandant der Hafenfestung, den Auftrag erteilt, die beiden Übeltäter nach Mexico zu bringen, da Cortes sie zur Rechenschaft ziehen wollte. Zwei Schmiede und einige fünfzig Tlamamas zogen mit ihnen ins Land der Seen.

Gleich nach der Gefangennahme Montezumas nämlich hatte Cortes den Entschluß gefaßt, zwei Brigantinen bauen zu lassen, um auf ihnen — falls bei kriegerischen Verwickelungen die Holzbrücken von den Dammdurchstichen entfernt würden — sein Heer über den Schilfsee schaffen zu können. Montezuma gegenüber war es so dargestellt worden, als sollten die Brigantinen zu seinem Vergnügen und zu seiner Zerstreuung dienen, indem er auf den Schiffen, deren Größe seine königliche Galeere um ein Zehnfaches überträfe, Lustfahrten werde unternehmen, seine Schlösser an der Lagunenküste und seine Jagdgefilde werde besuchen können. Mexikanische Werkmeister, Zimmer-

leute und Holzschnitzer waren von Montezuma zur Verfügung gestellt worden und sie schufen die mächtigen Schiffsgerippe nach den Anweisungen des Schiffbaumeisters Martin Gutiérrez — jenes Wachtpostens, durch welchen Cortes auf dem Kordillerenpaß zwischen dem Rauchenden Berg und der Weißen Frau beinahe erschossen worden war. Früher als er damals hatte ahnen können, erfüllte sich nun dem Schiffbaumeister der Wunsch, durch eine verdienstvolle Tat sein nächtliches Mißgeschick wettzumachen.

Um die Brigantinen, sobald sie vom Stapel liefen, ausrüsten zu können, hatte sich Cortes von Sandoval zwei an der Küste zurückgebliebene Schmiede sowie das Takelwerk der elf in Brand gesteckten Karavellen ausgebeten. Die fünfzig mit Moreno Madrano, Grado und d'Jrcio ziehenden Tlamamas schleppten Ambosse, Blasebälge, Anker, Kompasse, Segel, Werg, Pech und schwere Schiffsketten nach Tenuchtitlan.

8.

Nachdem der Eremit den Richter begrüßt und vom Mord in Kenntnis gesetzt hatte, berieten sie, was zu tun das Klügste wäre, damit die Untat nicht ungesühnt bliebe. Den Urwald von Kakteen auszuholzen, um an die Leiche zu gelangen, ging nicht an, da Madrano von Sandoval Befehl hatte, möglichst bald Mexico zu erreichen. Auch würde es, meinte Madrano, Aufsehen im Lande machen und die Verbrecher zur Flucht oder zu bewaffnetem Widerstand veranlassen. Ein mächtiger Fürst wie Fichten-

zweig werde sich nicht freiwillig dem Gericht stellen. Er müsse überrumpelt werden zu einer Zeit, wo er keinen Angriff erwarte. Doch das auszuführen sei nur Cortes imstande, vorausgesetzt, daß er einen Teil des kastilischen Heeres in Tenuchtitlan entbehren könne. Im Augenblick ließe sich nichts anderes machen, als Cortes und Pater Olmedo zu benachrichtigen und ihnen die Zeugin zuzuführen, welche in den vier Mordgesellen Diener des Fürsten Fichtenzweig erkannt haben wollte.

Gaspar Lencero war erfreut über diesen Vorschlag, der es ihm ermöglichte, in seiner Höhle zu bleiben. Nur ungern hätte er seine Bußübungen unterbrochen. Dem Schutz des alten ehrsamen Richters konnte er ohne Bedenken Kreideschmetterling übergeben. Sich selbst befreite er von einer Gefahr damit und erwies auch Kreideschmetterling einen Gefallen. Hatte dieser doch oft geäußert, er müsse nach Tenuchtitlan wandern, getraue sich nur nicht der Räuber und der wilden Tiere wegen. Und der Eremit fühlte sich schuldig gegen seine schöne Hausgenossin, seitdem er sie mit dem Steinwurf nahezu getötet hatte, und war froh, im Frieden von ihr zu scheiden, da es ihm zweifelhaft war, ob er die Kraft gefunden hätte, ein zweites Mal einen Stein gegen sie zu erheben.

Der alte Richter übernahm es, Kreideschmetterling zu Cortes zu bringen.

9.

Die Reise ging ohne Zwischenfall von statten. Moreno Madrano schützte Kreideschmetterling vor den Zudringlich-

keiten der Mitreisenden. Er verbot Pedro d'Ircio, der schönen Jungfrau Kußhändchen zuzuwerfen.

In Tenuchtitlan angelangt, baten de Grado und d' Ircio um die Erlaubnis, sich vor Cortes rechtfertigen zu dürfen. Doch sie wurden nicht vorgelassen. Der zürnende General-Kapitän ließ sie einkerkern. Umsonst verfaßte Alonso de Grado Bittschrift auf Bittschrift.

Cortes entsann sich sofort Kreideschmetterlings, als ihn Moreno Madrano ihm zuführte. Der erste Abend in Tlascala und die Verfolgung des Mädchens durch die wütende Volksmenge stand ihm noch deutlich vor Augen, und wie um die — unweit von der Flußbrücke — aus den Wellen Gerettete ein Streit entbrannt war zwischen Kriegsmaske und Piltecatl. Daß er damals das Mädchen dem Prinzen zugesprochen hatte, war ihm seitdem leid geworden. Unzuverlässig, ein verkappter Feind war der Prinz, Piltecatl dagegen hatte sich als der treueste Freund der Christen erwiesen.

Pater Olmedo war zugegen, als Kreideschmetterling mit Hilfe Marinas seine Zeugenaussage machte. Der kleine Gerichtsschreiber Guillén de la Loa nahm sie zu Protokoll.

Olmedo sagte zu Cortes:

„Don Hernando, ich will jetzt aussprechen, was ich bei der Taufe in Tlascala nicht auszusprechen wagte, obgleich ich es damals schon vermutete. Der Kleine Pfeil ist als Märtyrer gestorben. Sein eigener Vater, der Fürst Fichtenzweig, hat ihn getötet und hat nun ein zweites Verbrechen begangen aus Furcht, daß das erste Verbrechen durch die Mutter des Kindes verraten werde. Entsinnt Ihr Euch, was ich damals von Kain, dem Gezeichneten, sprach?"

„Padre, Ihr mögt recht haben", erwiderte Cortes. „Wir werden der Sache auf den Grund gehen ... Dies Mädchen aber will ich Piltecatl übergeben, der Ansprüche auf sie erhebt. Kriegsmaske soll sie nicht erhalten; er ist befreundet mit Fichtenzweig, und vor seiner Rachsucht muß diese wichtigste Zeugin beschützt werden. Von der weißen Schlange wollte er sie ja damals totbeißen lassen, als Isabel Rodriguez an ihrer Stelle starb. Wir hätten sie ihm schon damals abnehmen sollen!"

Durch zwei Soldaten ließ Cortes Kreideschmetterling zu Piltecatl führen. Kriegsmaske, der bereits seit Wochen in Tenuchtitlan weilte, erfuhr es und kam zu Cortes gestürzt, wie ein Besessener, forderte tobend und brüllend die Herausgabe seines Eigentums. Cortes entschuldigte sich: Kreideschmetterling habe Piltecatl als seinen Herrn bezeichnet. Und als Kriegsmaske zu rasen nicht aufhörte, wurde ihm erklärt, es fehle die Handhabe, Piltecatl zur Rückgabe zu zwingen. Cortes bot dem Prinzen mehrere Sklavinnen zum Entgelt an. Doch der Prinz lehnte die Annahme ab. Er wurde still und entfernte sich; — denn plötzlich hatte er begriffen, daß ihm nur noch eine Freude auf der Welt geblieben war: die Rache.

Und er blieb in Tenuchtitlan und wartete geduldig das Heranreifen seiner Rache ab.

10.

Mit Moreno Madrano und dem Pater Olmedo sprach Cortes bis in die Nacht hinein über den Mord an der Als-Schlange-Lebenden. Der Alkalde wiederholte, was er

zum Eremiten geäußert hatte: ein mächtiger Fürst wie Fichtenzweig werde sich dem christlichen Gericht nicht stellen; Tlascalteken ließen sich gegen ihn nicht verwenden; nur Kastilier — und zwar eine beträchtliche Zahl weißer Soldaten — würden imstande sein, ihn gefangenzunehmen, indem sie ihn überrumpelten, bevor er Zeit gefunden, seine Stammesgenossen zu den Waffen zu rufen; die Verhaftung ließe sich freilich bloß ausführen, falls Cortes einen Teil seines Heeres in Tenuchtitlan entbehren könne; auf alle Fälle müsse die Angelegenheit geheimgehalten werden, damit Fichtenzweig keine Gegenmaßregeln treffe.

Da erinnerte Pater Olmedo Cortes daran, daß er vor kurzem die Absicht geäußert hatte, Expeditionen auszusenden, um die Vasallenstaaten Mexicos auf ihre Bodenschätze hin zu untersuchen, vor allem, um nach Gold und Silber zu forschen. Auch habe er ja vorgehabt, Velázquez de León mit hundertfünfzig Soldaten nach Cholula zu schicken, der heiligen Stadt wegen des Hinterhaltes eine Kontribution aufzuerlegen. Nun grenze aber Cholula an Tlascala; und es werde kein Aufsehen erregen, wenn die hundertfünfzig Mann bei dieser Gelegenheit dem verbündeten Land einen Besuch abstatteten.

Das leuchtete Cortes ein.

„Padre, Ihr meint, ich soll zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Bisher war ich der Ansicht, daß eine Fliege zu fangen mehr wert sei, als nach zwei Fliegen zu schlagen. Doch in diesem Fall denke ich, daß der Fang gelingen kann. Euer Vorschlag ist gut, und ich werde ihn mir durch den Kopf gehen lassen."

Schon lange trug sich Cortes mit dem Gedanken, das Vorkommen von Edelmetallen und edlen Steinen in den mexikanischen Provinzen feststellen zu lassen. Den Gönner La Medinas, den Tanzmeister und Bergmann Ortiz hatte er zu Rate gezogen und ihn beauftragt, einen Plan auszuarbeiten und bei den Einheimischen sich umzutun, welche Länder für eine Exploration besonders in Betracht kämen.

Als fahrender Ritter durch ferne Länder zu streifen, war so recht nach dem Geschmack des Diego de Ordás. Gleich nachdem jener Auftrag dem Bergmann erteilt worden war, hatte Ordás an Cortes das Verlangen gestellt, ihm Soldaten und aztekische Führer zu geben, weil auch er auf eigene Faust das mexikanische Gebiet durchforschen wolle — nicht um Goldbarren und Erzgruben, sondern um den Brunnen der Verjüngung zu suchen. An den Smaragdfels glaubte er nicht mehr, hatte vielleicht nie an ihn geglaubt. Um so mehr war er jetzt Feuer und Flamme für sein neues Ziel: das Wasser des Lebens.

Und wieder mußte er es erleben, daß Cortes ihn verlachte.

„Ihr seid unverbesserlich, Don Diego! Aus dem Goldmeer habt Ihr Schlacke gefördert, und im Jungbrunnen werdet Ihr Schlamm finden — wenn Ihr ihn findet! Doch wie wollt Ihr das anstellen? Ich kann Euch solche Führer nicht verschaffen."

„Montezuma wird sie mir verschaffen!" sagte Ordás zuversichtlich.

Er hoffte auf Montezuma. Er baute auf die Güte

und Freigebigkeit Montezumas, wie alle Kastilier es taten, denen ein Wunsch von Cortes abgeschlagen worden war. Schon mehr als einmal hatte die Macht des machtberaubten Königs unerfüllbare Wünsche erfüllt, Unerreichbares erreichbar gemacht. Einen dem Hauptmann Lugo entflogenen Jagdfalken mit silbernen Schellen an den Füßen hatte Montezuma von seinen Hofjägern binnen einer Stunde jenseits des Schilfsees aufstöbern, einfangen und zurückbringen lassen. Allerdings kam es darauf an, die Bitte im rechten Zeitpunkt vorzutragen, wenn er bei Gebelaune war. Denn war er mißgestimmt, so verstand er keine Anspielung, überhörte jedes noch so dringende Ersuchen. Doch nur selten geizte er, meistens vergeudete er. Nicht daß er seine Kerkermeister bestechen wollte. Ihm war wertlos geworden, was Wert hatte. Und da er es nicht liebte, unzufriedene Gesichter um sich zu sehen, stopfte er die gierigen Mäuler.

Auch der Schönredner und Vielschreiber Alonso de Grado hoffte auf Montezumas Freigebigkeit. Und zwar hatte er nichts Geringeres im Sinn, als sich von Montezuma dessen Lieblingstochter, Prinzessin Maisblüte, zur Ehe zu erbitten. Nur kurze Zeit waren de Grado und d'Ircio eingekerkert gewesen. Für die Freilassung des Agramants ohne Taten waren seine Jugendfreunde Sandoval und Luis Marin eingetreten. Der Richter Moreno Madrano hatte aus Vera Cruz einen Brief mitgebracht, worin Sandoval Cortes daran erinnerte, wie sehr ihn das Abenteuer d'Ircios mit der Tochter des Grafen de Urueña belustigt hatte; und auch jetzt verdiene der einstige

Reitknecht eher Spott als Strafe. Luis Marin unterstützte mündlich das Gesuch Sandovals. Und Cortes mochte so verdienstvollen Fürsprechern keinen abschlägigen Bescheid geben. Da er aber gegen d'Jrcio Milde walten ließ, konnte er de Grado nicht verurteilen. So verzieh er beiden und begnügte sich, ihnen einen Verweis zu erteilen.

Kaum war Alonso de Grado aus dem Kerker entlassen, geschah ihm das Unglück, daß er Maisblüte begegnete, welche mit ihrem zartgliedrigen Mädchengefolge in den Tecpan des Königs Wassergesicht gekommen war, ihrem Vater einen Besuch abzustatten. Nicht mehr jenseits des Sees im schönen Schloß Chapultepec wohnte sie; seit der Gefangennahme des Königs war sie nach Tenuchtitlan in den Huei-Tecpan übergesiedelt, um ihrem Vater nahe zu sein. Täglich ließ sie sich zu ihm tragen, brachte ihm Blumen und brachte ihm Trost durch ihr flimmerndes erdfernes Lächeln.

Alonso de Grado sah ihre auf goldenen Sandalen schwebende Schönheit und schnippte mit den Fingern, halb wahnsinnig vor Gier. Er beschloß, um sie zu werben.

Seitdem lag er Cortes mit dem Heiratsplan in den Ohren. Auf seinen Wortschwall erhielt er kaum eine Antwort. Das schreckte ihn nicht ab. Er wußte, daß nichts so sicher zum Erfolg führt als eine Reihe von Mißerfolgen.

Und um zwei Eisen im Feuer zu haben, nahm er sich vor, gleichzeitig auch Montezumas Einwilligung zu erbetteln.

II.

Die Kastilier ließen sich es angelegen sein, Montezuma bei guter Laune zu erhalten. Sie hätschelten ihn, wie man ein gezähmtes Tier hätschelt.

Einsamkeit hätte ihn auf böse Gedanken gebracht. Darum durfte er nie allein sein. Immerzu mußte er durch Vergnügungen und Spiele abgelenkt werden.

Um ihn zu zerstreuen, wurde ihm täglich die kastilische Wehrmacht vorgeführt. Die Pikeniere, Musketiere und Artilleristen führten Waffenübungen vor ihm aus, marschierten in Reih und Glied, exerzierten. Und Montezuma erteilte Lob und Tadel, begeisterte sich für den Drill.

Auch seine Teilnahme für den Bau der zwei Brigantinen wurde geweckt und wachgehalten. In Begleitung der Feldobristen besuchte er oft das Dock am Ufer des Palastgartens, wo die noch unfertigen Schiffe mit ihren Rippen aus Zedernholz wie Skelette von Walfischen in die Luft ragten. Ungeduldig erkundigte er sich, wann er seine erste Lustfahrt auf dem See werde unternehmen können.

Er schien nur noch Sinn für Lustbarkeiten zu haben. Sein Leben im alten Tecpan war ein immerwährendes Fest. Beschattet war sein Antlitz nur, wenn er Mexikaner empfing in den Morgenstunden. Sonst lachte er immerzu und scherzte mit den Feldobristen und auch mit den gemeinen Soldaten, die abwechselnd Wachdienst bei ihm taten. Er kannte alle Soldaten, nannte sie beim Namen. Und für jeden hatte er ein freundliches Wort bereit. Nur noch selten verfiel er in ein düsteres Brüten.

Bald, allzubald hatte er es gelernt, die Gitterstäbe seines goldenen Käfigs zu übersehen.

Doch wenn die Mexikaner es ihm verdachten, die Christen verehrten und ehrten ihn darum um so mehr. Seiner Leutseligkeit wegen war er überaus beliebt beim Heere. Die Soldaten nahmen in seiner Gegenwart stets die Sturmhauben ab, und selbst Cortes bedeckte sich nur wenn er von ihm dazu aufgefordert worden war. Nichts als das Schattenbild eines Königs war er, und eben darum räumte man ihm alle Vorrechte des Königtums ein, außer der Freiheit. Die rauhen Soldaten spürten, daß er den Weg des Menschensohnes ging, seit er nicht mehr ein Gott war.

Freilich gab es auch Ausnahmen, flegelhafte Gesellen ohne Mitgefühl, ohne Ehrfurcht vor dem tragischen Geschick des geknechteten Königs. Für ihre groben Hände war seine wehmütige Freundlichkeit ein zu feines Gespinst. Den heidnischen Hund nannten sie ihn. Er war ihnen ein Stachel im Auge, weil seinetwegen der Wachdienst keinem Waffentragenden erlassen wurde.

Während in einer Nacht Pero Trujillo — der große Spuckkünstler — im Schlafzimmer Montezumas Wache hielt, ließ er sich unflätig gehen. Am nächsten Morgen beklagte sich Montezuma, tief verletzt in seinem Schamgefühl, bei Cortes. Als jedoch Trujillo ins Gefängnis abgeführt werden sollte, erwirkte er nicht nur seine Begnadigung, er beschenkte ihn auch noch mit einem Perlenhalsband. Der Rüpel war schamlos genug, das nächste Mal, als er wieder das Schlafgemach des Königs be-

wachte, die Unflätigkeit zu wiederholen — in der Annahme, es werde ihm eine zweite Perlenkette eintragen. Darin täuschte er sich allerdings. Cortes strafte ihn und ordnete an, daß hinfort die Posten sich auf dem Gang vor dem Schlafgemach aufzuhalten hätten.

Für Montezuma aber war dies Erlebnis eine der schmerzenreichsten Stationen seines Passionsweges. Und seine Seele trug seitdem eine Wunde mehr.

12.

Im Garten des alten Tecpans stand ein Ballspielhaus, wo zur Zeit des Sonnenunterganges die Kastilier mit des Königs Gefolge oder auch mit ihm selbst den Federball zu werfen pflegten. Sie beachteten die strengen Regeln des Spieles, entkleideten sich, hüllten ihre nackten Körper in Lederpanzer, trugen Steinmasken vor dem Gesicht und Hirschlederhandschuhe an den Händen. Ja, scherzweise riefen sie sogar Macuilxochitl, Fünf-Blume, den Gott des Spieles an. Und sie ahmten mit mehr Mühe als Geschick die affenartigen Stellungen der mexikanischen Spieler nach. Immer von neuem erregte es ein schallendes Gelächter, wenn Lugo oder Olid den Versuch machten, den Kautschukball mit dem Gesäß zurückzuschnellen.

Hatte Montezuma zwar die drei Truthähne dem Herrn des Fastens nicht abgewinnen können, so war er doch ein außerordentlich geschickter Ballspieler. Seit seiner Gefangennahme schien er kein Glück mehr im Spiel zu haben. Es machte ihm Freude, die Christen seine hohen Einsätze — Goldbarren im Werte von fünfzig Dukaten

— gewinnen zu lassen. Zuweilen verlor er hintereinander bis zu vierzig solcher Goldbarren. Wenn aber die Kastilier verloren, zahlten sie ein Stück Jadeït, das für sie wertlos war.

Eines Tages fragte Montezuma Ordás, warum er, der furchtlose Besucher des Rauchenden Berges, solche Furcht vor dem Federball habe. Denn Ordás hatte sich bisher vom Spiel ferngehalten, da es seiner erhabenen Feierlichkeit widerstrebt hatte, Affenstellungen einzunehmen und ein Ziel des Spottes zu werden (das er sowieso meist war).

Er erklärte sich bereit, mit Montezuma zu spielen, vorausgesetzt, daß der Einsatz nicht ein Geschmeide, sondern die Gewährung einer Bitte sein würde. Und da er keine Übung im Ballschlagen hatte und bestimmt wußte, daß er den Ball durch den durchlochten Stein an der Decke nie hindurchwerfen könnte, unterließ er den Versuch und erbat sich Olids Beistand. Er stieg auf Olids Schultern, so daß er an die Decke reichen konnte und statt den Ball zu werfen, steckte er ihn gemächlich durch das Steinloch. Kastilier und Mexikaner heulten vor Lachen. Und auch Montezuma lachte und ließ es als Sieg gelten. Er versprach Ordás Führer zum Brunnen der Verjüngung und veranlaßte den Annalenschreiber Feuer-Juwel — seinen Vorsteher des Hauses der Bücher — im alttoltekischen Göttlichen Buch nachzuschlagen, wo der Brunnen zu suchen sei.

Seitdem kam es auf, statt um Geschmeide, um die Gewährung von Bitten zu spielen. Auch beim Patolli

geschah das. Eine Art Würfelspiel war das Patolli: auf zwei kreuzweise übereinander gelegte, in Felder geteilte Bretter wurden vier große, durchbohrte Bohnen fallen gelassen.

Montezumas Bohnen waren aus Gold. Wenn sie verschwanden — (und sie pflegten zu verschwinden) — ließ er sich andere bringen. Wenn der blonde Alvarado beim Spiel betrog, tat er, als sähe er es nicht, oder er klopfte, wenn jener es zu toll trieb, ihm gutmütig auf die Schulter und sagte mit feinem Lächeln bloß: „O Sonnensohn, du Geldbörsen-Verstecker! . . ."

Beim Patolli erspielte sich der Zungendrescher und Wüstling Alonso de Grado die Prinzessin Maisblüte. Montezuma verschenkte seine liebste Tochter, wie er alles verschenkte. Er hätte die Sterne des Himmels verschenkt, wäre er darum gebeten worden. Wertlos war ihm, was Wert hatte.

Und dennoch harrte er auf das Wunder, das seiner Vergeudung einen Riegel vorschieben mußte. Er wartete auf das Orakel des Mexikaner-Priesterchens, um seine Geschenke zurückzufordern mit blutigen Zinsen.

13.

„Ich wünschte, der Teufel drehte diesem heidnischen Hund den Hals ab — sonst tu ich es einmal, damit die verdammten Nachtwachen aufhören!" fluchte der Arkebusier Pedro López, der Günstling des Hauptmanns Avila, als er eines Morgens vom Wachdienst abgelöst wurde.

Die Worte konnte Montezuma nicht verstehen, doch

Ton und Gebärde waren deutlich genug gewesen. Er teilte Cortes den Vorfall mit.

Um ein Exempel zu statuieren, ließ Cortes dem Arkebusier hundert Stockprügel verabreichen.

Avila, bei dem Pedro López sich beklagte, geriet in Wut und in Gegenwart Montezumas stieß auch er Verwünschungen und Todesdrohungen aus.

Eingeschüchtert, sann der König darauf, Avila zu versöhnen. Er bot ihm herrlich gestickte Mäntel und schöne Mädchen an, die jedoch Avila grollend ausschlug.

Da lud er ihn zum Patolli-Spiel ein und versprach, falls er gewänne, ihm jeden Wunsch zu erfüllen.

Sie spielten und Avila gewann. Was sein Wunsch sei, ließ ihn der König durch Orteguilla fragen.

„Mein Wunsch ist: öffne das Schatzhaus, dessen Tür du hast zumauern lassen!"

„Ihr könnt die Tür öffnen ohne mich . . ."

„Nein, du mußt die Erlaubnis geben, daß der Goldschatz an uns Christen verteilt werde!"

Montezuma hatte sein Wort verpfändet. Was hätte es ihm auch genützt, hätte er behalten wollen, was ihm ja doch nicht mehr gehörte.

„Nehmt den Schatz meines Vaters!" sagte er. „Schickt den Schatz meines Vaters dem großen Herrn des Ostens als einen Tribut seines Knechtes Montezuma!"

Alle anwesenden Kastilier entblößten ihre Häupter zum Dank. Sie waren ergriffen wie in einer Kirche. Als hätte ein Priester ein Tabernakel geöffnet. Segen rieselte auf sie nieder, Goldsegen . . .

Vom Schatz von Tezcuco hatte Montezuma nichts erwähnt. Als er mit Cortes allein war, bat er darum, den Hort des Herrn des Fastens nicht anzutasten.

„Ich habe ihn als Tempelschatz dem Monde geweiht", sagte er.

Cortes sicherte es ihm zu.

14.

Die vermauerte Tür war wieder aufgebrochen worden. Albornoz, der Säckelmeister seiner Majestät, buchte das Kronfünftel. Er ließ die Goldbarren und Geschmeide heraustragen und zu drei mannshohen Haufen schichten.

Als Cortes mit Montezuma und seinen Höflingen die drei Goldhaufen zu besichtigen kam, machte ihn die Schwarze Blume darauf aufmerksam, daß der eine der drei Haufen der Schatz seines Vaters sei. Ebenso wie Montezuma hatte auch die Schwarze Blume dringend darum gebeten, daß der Hort von Tezcuco geschont werde. Und sich nicht daran zu vergreifen, hatte Cortes seinen Feldobristen ausdrücklich eingeschärft.

Ärgerlich fuhr er den Rechnungsführer an:

„Wer hat das angeordnet, Señor?"

„Der Hauptmann Avila, Euer Gnaden, befahl es ..."

Doch da Avila nicht zugegen war, verschob es Cortes, ihn zur Rede zu stellen. Er entschuldigte sich bei Montezuma und bei der Schwarzen Blume. Und er sorgte dafür, daß der Schatz von Tezcuco unverzüglich zurückgetragen wurde in die unterirdischen Schatzkammern. Ein Posten bewachte fortan die aufgebrochene Tür.

Die Soldaten murrten. Einzelne rechneten aus, daß der vierhundertundfünfzigste Teil von zwei Goldhaufen ein gar kleines Goldhäuflein sein werde. Und sie tuschelten sich in die Ohren, Cortes habe ein Drittel beiseite schaffen lassen, er wolle es für sich verwenden. Es wurde behauptet, er habe sich goldenes Tafelgeschirr bei mexikanischen Goldschmieden bestellt.

15.

Die Teponaztli-Trommel auf der Schlangenbergpyramide hatte Mitternacht verkündet. Im großen Audienzsaal des alten Tecpans blinkte auf dem Marmor-Estrich ein europäischer Zinnleuchter und trug — an Stelle einer Kerze — einen harzigen flackernden Kienspan, der eine mattgelbe Aureole wenige Schritte im Umkreis schuf, umnachtet ringsum von schwärzester Finsternis. An der zu den Schatzkammern hinabführenden Tür stand ein Wachtposten, der kleine Galizier, und von Zeit zu Zeit ersetzte er den herabgebrannten Kienspan durch einen neuen.

Unruhig blickte er um sich in das undurchdringliche Dunkel hinein. Schon vor einer Stunde hatte er heranschleichende Schritte vernommen. Ihm war gewesen, als hätte jemand den Saal betreten, als befände sich jemand im Saal. Er glaubte atmen zu hören. Umhergeleuchtet hatte er; doch vergebens. Er konnte mit dem matten Kienspanlicht den weiten Audienzsaal nicht durchhellen. Auch angerufen hatte er den seltsamen Gast, ohne Antwort zu erhalten.

Unheimlich war ihm zumute. Die Schlafgemächer der Kastilier lagen weit entfernt.

Doch seit einer Stunde hatte er nichts vernommen. Und er beruhigte sich beim Gedanken, seine Sinne müßten ihn wohl getrogen haben.

Jetzt vernahm er wieder Schritte. Nicht so leise wie das erstemal. Ein Mann tauchte aus der schwarzen Finsternis auf, wurde, während er näher kommend in den Lichtschein rückte, als kastilischer Soldat erkennbar. Es war Pedro López, Avilas Günstling, dem Cortes vor kurzem hundert Stockprügel hatte verabfolgen lassen.

Er schwankte, schien schwer betrunken zu sein und hielt eine mit Pulque gefüllte Schale in der Hand. Bis jetzt habe er in der Marketenderei mit Pero Trujillo getrunken, erzählte er. Und ein Mitleid habe ihn erfaßt mit seinem Kameraden, der um diese Stunde Wache stehen müsse; — darum habe er ihm einen Schluck mitgebracht zur Stärkung.

Und er reichte ihm die Pulqueschale hin.

Der kleine Galizier schlug den freundlich gereichten Trank nicht aus. Nachdem er ihn eingeschlürft hatte, plauderte er noch eine Weile mit Pedro López, bis dieser sich entfernte.

Seltsame Gestalten sah der kleine Galizier aus dem Dunkel auf sich zukommen. Plattnäsige, kürbisköpfige Zwerge; spindeldürre Greisinnen, die wie Frösche hüpften; grauenvolle Krüppel und Mißgestalten, am Rücken zusammengewachsen, im Ringkampf mit sich selbst; und das weiße Skelett eines Windspieles, das umherlief, mit dem

Knochenschwanz wedelte und hüpfte. Doch wundersam, der kleine Galizier erschrak nicht. Er war zu müde, zu erschrecken. Er gähnte, konnte sich nicht mehr aufrechthalten, legte sich auf die Marmorfliesen und schlief ein.

Dem Pulque, den er genossen hatte, war ein betäubender Pilztrank beigemischt gewesen.

16.

Aus dem Dunkel des Saales schritten jetzt zwei Männer auf den Lichtschein zu, Alonso de Avila und Pedro López. Schon waren sie nicht mehr fern von der Tür, da tauchte eine weibliche Gestalt auf. Sie sprang auf den Schlafenden zu, riß sein Schwert aus der Scheide und stellte sich vor die Tür.

Avila prallte zurück und wurde weiß im Gesicht. Seinen Raubplan sah er auf unerwartete Weise durchkreuzt. Die vor ihm stand mit funkelnden Augen, mit erhobenem Schwert, bereit ihr Leben zu lassen für den Hort des Herrn des Fastens, war Prinzessin Perlmuschel, die Tochter des Herrn des Fastens, welche von den Soldaten La Azteca genannt wurde.

Obgleich er keinerlei ritterliche Gefühle kannte und sich sonst nicht gescheut hätte, eine Frau niederzustechen, wagte er es in diesem Falle doch nicht. Er zähmte seine aufbegehrende Brutalität, er überlegte. La Azteca war die Geliebte des Cortes; und mochte auch Marina in letzter Zeit die Oberhand gewonnen haben, so war sich Avila doch bewußt, daß es nicht ungefährlich war, die Prinzessin zu beseitigen. Er beschloß, sie auf gütliche Weise zu entfernen.

„Was schafft Ihr hier, Señora, um diese Zeit? Überlaßt es uns Hauptleuten, das Gold zu bewachen! Ihr seht, ich mache die Ronde — und verlaßt Euch drauf, ich werde für die Bestrafung des pflichtvergessenen Wachtpostens Sorge tragen! Begebt Euch ruhig in Eure Kammer, Señora, — Pedro López soll Euch hinbegleiten."

Avila war ein hübscher Kerl und konnte, wenn ihm daran lag, artig sprechen und bestrickend lächeln.

Doch La Azteca kannte nur wenige spanische Worte. Avilas Rede verstand sie nicht. Sie verstand bloß, daß er sich durch sie nicht abschrecken ließ.

Da packte sie die Raserei der Angst. Ohne fechten zu können, ließ sie das erhobene Schwert niedersausen, schlug sinnlos auf ihn ein. Und sie verwundete ihn schwer an der linken Hand.

Toll machte ihn die Wunde. Er verfiel in seine Berserkerwut. Geschickt ihr das Schwert entwindend, würgte er sie an der Kehle, bis sie wie leblos am Boden lag. Und er stopfte ihr ein Schweißtuch als Knebel in den Mund.

Dann zündete er zwei Fackeln an und stieg mit seinem Begleiter hinab ins Schatzhaus.

17.

Nach einer Weile erhob sich La Azteca. Sie war betäubt, nicht ohnmächtig gewesen. Und sie vermochte den Knebel, an dem sie fast erstickt wäre, aus dem Munde zu entfernen.

Sie eilte in die Kammer des Pagen Orteguilla, rüttelte ihn aus dem Schlaf. In fliegender Hast erzählte

sie ihm, was geschehen war, und bat ihn, den Rechnungsführer Albornoz zu benachrichtigen. Cortes aus dem Schlaf zu stören, wagte sie nicht.

Orteguilla lief, den Rechnungsführer zu wecken und kehrte bald darauf mit ihm und dem Notar Godoy zurück. Sie begaben sich in den Schlangensaal und warteten. Albornoz verbot dem Pagen den Saal zu erleuchten, damit die Diebe keinen Verdacht schöpften.

Avila und Pedro López kamen die Treppe emporgestiegen, goldbeladen. Als Avila in der Tür stand, trat ihm Albornoz entgegen.

„Señor, um kein Aufsehen zu erregen, ersuche ich Euch, das Gold zurückzutragen."

„Ich lasse mir von Euch keine Vorschriften erteilen, Señor!" antwortete Avila barsch und wild.

„Señor, nicht Vorschriften erteilte ich, sondern einen wohlgemeinten Rat, weil ich Euch schonen wollte . . ."

„Mich schonen? Seid Ihr toll? Wollt Ihr damit sagen, daß ich ein Dieb sei?"

„Ich sage, daß Ihr nahmt, was Euch nicht gehört!"

„Zieht, Señor!"

Und sie fochten.

Auch Pedro López zog den Degen, in der Absicht den Notar Godoy anzugreifen. Doch der kaiserliche Sekretarius entfloh und erhob ein Zetergeschrei, das bis in die fernsten Schlafsäle vernommen wurde.

Bald füllte sich der Schlangensaal mit Soldaten. Die Feldobristen kamen herbeigeeilt, beunruhigt durch das Geschrei und das nächtliche Degenklirren.

Cortes trennte die Fechtenden. Er verurteilte beide zu Gefängnisstrafe und ließ sie sofort abführen.

18.

Wie wenig beliebt Avila sonst auch war, — seine Gefangensetzung machte böses Blut im Heer. Pedro López verstand es, den Vorfall seinen Kameraden so darzustellen, als habe Avila das von Cortes veruntreute Gold retten wollen zum Besten des Heeres, sei aber von La Azteca, der Geliebten des Cortes, daran gehindert worden. Der Groll des Heeres richtete sich nun vornehmlich gegen La Azteca. Und der kleine Galizier war nicht imstande aufzuklären, da er von seinem Pilzrausch noch nicht erwacht war.

Am folgenden Tage wurden die in zwei Haufen geschichteten Geschmeide unter Aufsicht des Rechnungsführers Albornoz, den Cortes inzwischen in Freiheit gesetzt hatte, von Goldschmieden aus Azcapußalco eingeschmolzen und abgestempelt. Als dann bei der Verteilung des Goldes sich herausstellte, daß auf jeden gemeinen Soldaten nicht mehr als hundert Pesos kamen, brach der Aufruhr los.

Die Meuterer stürmten zum Ballspielhaus, wo sie Cortes vermuteten. Doch sie trafen nur Alvarado und Montezuma an. Alvarado, im Vertrauen auf seine Beliebtheit, wagte es die Tobenden herrisch anzufahren. Er erreichte nichts und brachte sich selbst in Lebensgefahr.

Montezuma rettete ihn und auch sich, indem er durch Orteguilla den Aufständischen mitteilen ließ: er schenke dem Heere den Schatz des Herrn des Fasteus.

Die Meuterer entfernten sich. Doch nicht nur Gold, auch Sühne wollten sie haben für das vermeintliche Unrecht, das ihnen mit der Einkerkerung Avilas geschehen war. Sie fanden Cortes am Seeufer, wo er dem Prinzen Kriegsmaske die halbfertigen Brigantinen zeigte.

Was sie begehrten? warum sie tobten?

Wüstes Gebrüll war die Antwort.

„Gib uns La Azteca heraus!" schrien die einen. „Gib Avila frei!" schrien die anderen.

Cortes begann eine Rede. Die schönen Wendungen verfingen diesmal nicht. Die Wildheit steigerte sich.

„Laßt uns die Brigantinen in Brand stecken! Das wird ihn zwingen!" kreischten die Wahnsinnigen.

Und Cortes ließ sich zwingen. Den Brigantinen durfte nichts geschehen. Von den Brigantinen hing alles Heil ab, falls das Unheil hereinbrach . . .

Er willigte ein, Avila sofort freizulassen. Und die Hinrichtung der Prinzessin lehnte er nicht schroff ab; er bat sich eine Bedenkzeit aus bis zum folgenden Morgen und versprach die Forderungen des Heeres ernstlich in Erwägung zu ziehen.

Den Meuterern genügte das, sie verliefen sich. Und Cortes hatte Zeit gewonnen. Er ließ die Schwarze Blume und La Azteca rufen und besprach lange mit ihnen, wie die Gefahr zu bannen. Da stieß er auf einen Widerstand, den er nicht vorausgesehen hatte. La Azteca forderte hart und finster von ihm die Bestrafung Avilas. Das konnte er ihr nicht gewähren.

Wie ein schweres Rosenblatt sank ihre Liebe zu Boden.

Bei Anbruch des Abenddunkels verließen die Schwarze Blume und La Azteca den Tecpan des Königs Wassergesicht.

Prinz Kriegsmaske aber dachte an seine Rache und er sah einen Weg.

19.

Denselben Abend ruderten die Schwarze Blume und La Azteca nach Tezcotzinco, dem unfern von Tezcuco auf einer Landzunge gelegenen einstigen Lustschloß des Herrn des Fastens. Als sie am Fuß des felsigen Kaps anlangten, sahen sie keinen Lichtschimmer aus den Alabasterfensterscheiben des hochgelegenen Schlosses herausstrahlen, gewahrten aber, daß viele Boote aus Zypressenholz und fürstliche Galeeren (mit zähnebleckenden Dämonenhäuptern am Bug) vor der Landungsstelle schaukelten.

Die Schwarze Blume brauchte von den umhersitzenden Ruderknechten nicht zu erfragen, daß eine geheime Zusammenkunft im Lustschloß stattfand. Ihm war bekannt, daß seine Mutter und seine Brüder schon öfter in letzter Zeit die mißvergnügten Fürsten Anahuacs empfangen hatten. Er selbst war zu solchen Zusammenkünften geladen gewesen. Und wenn er sich bisher den Verschwörern nicht angeschlossen hatte, so hatte ihn nicht etwa die Treue, nicht die Liebe zu Cortes davon abgehalten, sondern sein Haß gegen Mexico, der ihn blind machte für das hereinbrechende Elend in Anahuac.

Jetzt hatte die Verteilung des väterlichen Hortes und die Bedrohung seiner Schwester durch christliche Soldaten

eine Sinnesänderung zuungunsten der Christen in ihm bewirkt. Den Schimpf, daß Perlmuschel preisgegeben war von Cortes, dem sie selbstvergessen aufopferungsvoll sich preisgegeben, daß ihr Beschützer sie nicht beschützte, empfand er um so tiefer, als er selbst der Kuppler gewesen war und die Schwester dem weißen Gott angeboten und zugeführt hatte.

Am Garteneingang wurden sie von einem Torhüter angehalten: die Herrin von Tula habe jedermann — er sei wer er wolle — den Eintritt verboten. Die Schwarze Blume stieß den Wächter beiseite und schritt mit der Prinzessin durch den Garten. Am Portal des Schlosses aber standen zehn Bewaffnete. Da gab die Schwarze Blume den Versuch auf, sich gewaltsam Eintritt zu verschaffen. Und er schickte nach seinem Bruder Ohrring-Schlange.

Schon vor zwei Monaten — gleich nach der Hinrichtung des Schwelenden Holzes und des Blitzenden Schildes — hatten die meisten der am Hof von Tenuchtitlan lebenden Könige und Fürsten die Wasserstadt verlassen, teils weil sie sich dort nicht sicher mehr fühlten, teils weil sie es nicht ertrugen, der Schmach Montezumas untätig zuzusehen, und auf Abhilfe sannen. Grollend hauste, abgeschlossen von der Welt, Montezumas Bruder, der kränkliche Überwältiger, in seinem Wunderschloß Itztapalapan. Der Durch-Zauber-Verführende lebte in seiner Königsstadt Tlacopan und zerstreute sich mit der Wasserwildjagd. Der Edle Traurige aber hatte sich mit seinem Bruder Ohrring-Schlange nach Tezcuco begeben und überaus rührig schürte er seitdem den Haß gegen die christlichen Unterdrücker und traf Anstalten für eine Erhebung der Azteken.

Er hatte sofort von Tezcuco aus einen Aufruf an den mexikanischen Adel erlassen. Ein Kriegsruf war es gewesen, ein sorgenbeschwingter, mahnender, flehender Lockruf — doch seinem hellen Klang war ein mattes Echo gefolgt. Die Azteken mochten nicht handeln, solange der Zornige Herr nicht handelte: auch in Gefangenschaft war er noch immer der Herr der Welt und solange er das Zeichen nicht gab, mußten die Waffen ruhen.

Der Adel der Azteken fühlte sich eins mit seinem König wie ein Bienenschwarm mit seinem Weisel. Der Adel war gelähmt und willenskrank und vergnügungssüchtig wie Montezuma. Noch nie war in Tenuchtitlan so viel getanzt, gelacht und getrunken worden wie seit dem Einzug der Söhne der Sonne. Im Wirbel des Leichtsinns sich betäubend, sträubten sich die Verschreckten, die furchtbare Wahrheit zu glauben. Zu unwahrscheinlich waren die Geschehnisse, zu plötzlich hereingebrochen. Ein böser Traum mußte es wohl sein, aus welchem man eines Tages zur freudigen Wirklichkeit des Ehedem erwachen werde. Und genau wie der Zornige Herr, hoffte und harrte auch der Adel auf ein Wunder.

Die anderen Schichten der Bevölkerung waren und blieben stumpf und gleichgültig. Des Alltags Antlitz war ja unverändert. Der König lebte unsichtbar irgendwo, übergesiedelt in einen anderen Tecpan, — auf den Kanälen aber wimmelten die Boote lustig wie stets. Die Handelsherren hatten ihren Verdienst; und selbst die armen Federmosaikarbeiterinnen, Wasserträgerinnen und Entenjäger fanden noch immer ihren kärglichen Lohn. Eine

Knechtschaft war durch eine andere Knechtschaft ersetzt — doch was ging es sie an! Was gingen sie die Streitigkeiten der Zwingherren an, solange es an Mais nicht fehlte für den täglichen Bedarf!

Nur der höhere Adel hatte sich durch den Sammelruf Cacamas aus der schreckbewirkten Lethargie emporreißen lassen. Schon seit Jahren grollten die Fürsten der sträflichen Schwäche Montezumas und führten alles Übel auf sie zurück. Wenn nicht mit dem Zornigen Herrn, so ohne ihn, ja gegen ihn wollten sie kämpfen. Ein König war nicht unersetzlich wie die Ehre des Landes. Starb ein König, so schritt man zur Königswahl. Und der Zornige Herr war ein Verblichener, seit er der Hinrichtung des Schwelenden Holzes in Ketten zugeschaut hatte. Aus Feigheit blieb er bei den weißen Göttern wohnen, weil er sich bewußt war, daß er nicht mehr das Antlitz eines Königs hatte; — im Huei-Tecpan wäre er verloren gewesen. Die Fürsten waren entschlossen, seine Befreiung nicht abzuwarten, ihn jetzt schon zu ersetzen. . .

Mehr Erfolg hätte Cacama gehabt, wäre ihm die Aufrüttelung des Volkes geglückt, wäre es ihm gelungen, den niederen Adel um sich zu scharen. Doch die Fürsten, eigensüchtig und eifersüchtig auf ihre Macht, dachten mehr an die Königswahl als an die Rettung des Landes.

20.

Prinz Ohrring-Schlange erschien am Schloßtor. Die Schwarze Blume teilte ihm kurz mit, was ihn und seine Schwester den Gegnern der weißen Götter in die Arme

trieb: die Geschmeide des Herrn des Fastens wurden eingeschmolzen, und das Christenheer verlangte den Tod der Prinzessin.

„Cacama und ich haben dich seit lange erwartet!" sprach Prinz Ohrring-Schlange. Und auf eine Frage der Schwarzen Blume, wer an der Versammlung teilnehme, zählte er ihm die Könige und Fürsten auf. Sie alle legten seiner Feindschaft gegen Montezuma mehr Gewicht bei als seiner Hinneigung zu den Sonnensöhnen, daher hätten sie gegen seine Anwesenheit nichts einzuwenden — wofern er sich durch einen Schwur verpflichte, von der Beratung nichts zu verlautbaren.

Die Schwarze Blume erklärte sich bereit, den Eid der Verschwiegenheit zu leisten.

Zur Schwester sich wendend sagte Ohrring-Schlange, sie solle sich in die inneren Gemächer zur Herrin von Tula begeben, welche um diese Zeit noch am Webstuhl sitze, um wach zu sein, falls einer ihrer Söhne ihres Rats bedürfe.

„Sprich ein Gebet, Schwester," fügte er hinzu, „sprich ein Gebet zu Ipalnemoa — durch den alles geschieht —, daß unsere Mutter dich vorlasse! Denn seit du dich zur flüchtigen Hindin gemacht hast, grollt sie dir gar sehr!"

21.

Während Ohrring-Schlange die Schwarze Blume in den Versammlungssaal führte, begab sich Perlmuschel in die inneren Gemächer und trat in die Kammer, wo ihre Mutter webte.

Zwei dreiarmige, kupferne, milchgrün patinierte Kerzenhalter mit fingerdünnen Harzfackeln erhellten den mit Kolibrifederteppichen verhängten Raum. Rings um die webende Königin-Witwe hockten auf Schemeln fünf junge Mädchen, mit langen offenen Haaren; ihre Gesichter waren mit gelblichem Markasitpuder bestreut.

Die Königin von Tula unterbrach ihre Arbeit nicht. Mit dem Webemesser schlug sie gleichmäßig die in den Webekamm gefügten Baumwollfäden fest. Durch den mitleiderregenden Anblick der heimgekehrten Tochter ließ sie sich nicht rühren. Kalt und finster wies sie die Prinzessin aus ihrem Gemach hinaus. Und als Perlmuschel dennoch blieb, warf die Herrin von Tula das Webemesser nach ihr.

Perlmuschel verließ die Kammer, kniete draußen vor dem Perlenvorhang der Tür nieder, jammerte, schluchzte und schrie. Und schreiend schlug sie sich mit der Hand auf den offenen Mund.

Nachdem sie eine Stunde lang draußen gekniet hatte, ließ ihr die Herrin von Tula durch eine alte Sklavin eine verschlossene Majolikaschüssel bringen. Gestank dünstete der Prinzessin entgegen, als sie den Deckel abhob: in der Schüssel befanden sich menschliche Exkremente.

Und durch den Perlenvorhang erscholl die schneidende Stimme der Mutter:

„Nähre dich von Unrat, Tochter, — du dienst ja der Göttin des Unrats, dem Frosch mit dem blutigen Maul! Auch du bist eine Kotfresserin, eine Sünderin . . . !"

Die Prinzessin kreischte gell vor Entsetzen wie ein durchschossener Adler.

Und sie schlich hinaus in den Garten, ging zum Landungsplatz und ruderte zurück nach Tenuchtitlan.

22.

Im hellerleuchteten Saal, wohin Ohrring-Schlange die Schwarze Blume geführt hatte, waren die Fensteröffnungen schwarz verhängt. Die sonst in einem der Schloßhöfe stehenden heiligen drei Herdsteine waren in die Mitte des Saales gestellt worden: bei der heiligen Flamme legten die Verschwörer den Eid ab, die Geheimnisse ihrer nächtlichen Zusammenkünfte nie zu verraten, und warfen zum Wahrzeichen Maiskörner in den Feuermund des alten Herrn mit der weißen Perücke, des gelbgesichtigen Feuergottes. Obgleich Christ und Hernando getauft, opferte auch die Schwarze Blume dem Herrn des Türkises, streute Körner ins Feuer und leistete den Eid.

Die anwesenden Verschwörer waren: der Edle Traurige, König von Tezcuco; der Überwältiger, König von Itztapalapan; der Durch-Zauber-Verführende, König von Tlacopan; ein König von Matlatzinco; und ein König von Coyoacan. Ferner Prinz Ohrring-Schlange, die Schwarze Blume und der Herabstoßende Adler. Es war dem Prinzen Ohrring-Schlange gelungen, eine Versöhnung zwischen Cacama und Guatemoc zuwege zu bringen.

Die Beratung in dieser Nacht führte zu keinem Ergebnis, und die Meinungsverschiedenheit artete bald in häßlichen Hader aus. Einig waren sich zwar alle, daß Mexico königslos sei und eines neuen Herrschers bedürfe. Aber gerade

dies rief die Uneinigkeit hervor. Die Verschwörer gönnten einander die Krone Mexicos nicht.

Der König von Matlatzinco, ein großer, dicker, allzu selbstbewußter Herr, geriet in Streit mit dem Edlen Traurigen und beschuldigte ihn, er werfe sich zum Anführer auf, nicht weil ihm Mexicos Rettung am Herzen liege, sondern weil er als Neffe und Schwiegersohn Montezumas glaube, ein Anrecht auf die Türkismosaikbinde der Könige Mexicos zu haben; es gebe aber andere, die mehr Anrecht darauf hätten als er.

Der König von Matlatzinco war nämlich ein mexikanischer Prinz, ein Sohn des Königs Kreideweiß. Erst vor kurzem hatte er Prinzessin Nephrit, die jüngste Tochter Montezumas, geheiratet und war daraufhin mit dem Königreich Matlatzinco belehnt worden. Sein Großvater, König Himmelspfeil, hatte drei Söhne gehabt: Wassergesicht, Kreideweiß und Molch. Die Söhne des Königs Wassergesicht waren der Zornige Herr und der Überwältiger; der Sohn des Königs Molch war der Herabstoßende Adler. Da die Azteken ein Wahlkönigtum hatten, kam der haltlose Sohn des Zornigen Herrn, der Vom-Himmel-Gestiegene, als Nachfolger nicht in Betracht. Doch nur Agnaten konnten gewählt werden; und hätte der Grad der Verwandtschaft allein entschieden, so wär als Thronanwärter der König von Matlatzinco der Nächste gewesen nach dem Überwältiger. Er durfte ohne zu lügen behaupten, daß er mehr Anrecht habe als sein Schwager Cacama, der bloß ein Verwandter mütterlicherseits, ein Sohn von Montezumas hingerichteter Schwester Smaragd-

Lingam war. Freilich hatte noch niemand im König Matlatzinco den künftigen Weltherrn gesehen — außer er selbst; weder der Adel noch das Volk hatte je an ihn oder Cacama gedacht. Der Adel schätzte den stillen tatkräftigen Überwältiger, während des Volkes Sehnsucht sich auf den Herabstoßenden Adler, den grundlos Verbannten, richtete, dessen Name schon lange ein heimlicher Schlachtruf der Unzufriedenen war.

Beim Streit mit Cacama gestand der König von Matlatzinco unverhüllt ein, daß er sich für den würdigsten Nachfolger Montezumas halte, und für seine weitere Teilnahme an der Verschwörung machte er zur Bedingung, daß ihm die Führerschaft zugebilligt werde.

Indes die Vorwürfe gegen den Edlen Traurigen waren ungerecht. Ohne eigensüchtige Hintergedanken hatte Cacama den Aufruf an die Azteken erlassen und die Fürsten nach Tezcotzinco geladen. Mehr als andere litt er unter der Schmach Mexicos und lechzte nach der Austilgung der räuberischen Eindringlinge; bloß aus Liebe zu Heim und Herd wollte er zu den Waffen greifen; und wenn er so leidenschaftlich den Vertilgungskrieg forderte, so tat er es mit keinem anderen selbstsüchtigen Ziel, als um seine Schuld an den Bewohnern Anahuacs wieder gutzumachen: denn er war es gewesen, der bei den letzten Kronratssitzungen in Tenuchtitlan stets ritterlich dafür eingetreten war, die weißen Götter müßten eingelassen werden.

Es gelang ihm nur halb, die maßlosen Angriffe seines Schwagers abzuwehren. Er war zu stolz, sich rein zu

waschen, da er sich reinen Herzens fühlte. Der Schein war gegen ihn.

Der Überwältiger, der Herabstoßende Adler und die Schwarze Blume verhielten sich zurückhaltend, ließen ihre Gedanken nicht erraten. Im Herzen mißbilligten sie die Erörterung der Thronfolge, solange Montezuma am Leben war. Der König von Coyoacan stimmte dem König von Matlatzinco bei. Ohrring-Schlange und der junge König von Tlacopan verteidigten Cacama, erhitzten sich und reizten die Gegner zu immer neuen Ausfällen.

Unversöhnt, wenn auch äußerlich versöhnt, trennten sich gegen Morgen die Verschwörer.

23.

Der Garten des Huei-Tecpan war von der Lagune umspült. Ein mit der Lagune durch einen kurzen und schmalen Kanal verbundener Teich befand sich unweit vom Parkufer; er diente als Hafen für die königlichen Boote und war von einer Steinmauer eingefaßt.

Drei Tage nach jener nächtlichen Zusammenkunft schritt Prinzessin Maisblüte durch den Schloßgarten, singend mit ihren Begleiterinnen.

„Auf die Erde herab fiel die Blume,
Auf die Erde brachte sie herab Tezcatlipoca,
Die schöne Blume, die gelbe Blume . . .“

Ein junger Ruderknecht rief die Prinzessin an, als der Weg sie am Bootshafen vorbeiführte.

Er gehörte zu ihrem Haushalt, war mit ihr von Chapultepec nach dem Huei-Tecpan übergesiedelt. Als sie

noch unverheiratet war, hatte stets nur er sie auf dem See gefahren. Seit sie ihres Bruders Gattin war, mußte er auch ihn rudern.

Wie einer Gottheit war er ihr ergeben und mißachtete seinen neuen Herrn, den Vom-Himmel-Gestiegenen, weil er dessen Untreue fast allnächtlich sah.

Als er Maisblüte anrief, war sie stehengeblieben, erstaunt über diese Kühnheit eines Knechtes.

Er habe ihr Wichtiges mitzuteilen, sagte er entschuldigend, als ihr harter Blick ihn traf.

Da hieß sie ihre Mädchen sich entfernen. Sie setzte sich auf die Steinbrüstung und senkte den Kopf herab, um deutlicher zu hören, was er — der aufrecht im Boot stand — ihr ins Ohr flüsterte. Ihr offenes Haar fiel auf die Mauer nieder, und vom Wind gebläht streiften zuweilen einzelne Strähnen sein schönes Knabengesicht.

Ein Gespräch, das ihr Brudergemahl, der Vom-Himmel-Gestiegene, mit dem nasenlosen Coxtemexi geführt hatte, war vom Ruderknecht erlauscht worden, und davon machte er ihr Mitteilung. Aus dem Gespräch ging hervor, daß der König von Matlazinco die Verschwörung und die Namen der Verschwörer dem jungen Prinzen verraten hatte, damit durch diesen Montezuma erfahre, daß seine Absetzung geplant sei. Noch hatte der Vom-Himmel-Gestiegene mit Montezuma nicht gesprochen und schien nicht Lust zu haben, Cacama und die anderen Fürsten seinem Vater und damit auch den weißen Göttern auszuliefern. Coxtemexi aber hetzte den Prinzen auf, hielt ihm die sündige Liebe des Herabstoßenden Adlers zur

Prinzessin Maisblüte vor und mahnte ihn an seinen Racheschwur. Wolle er aber Guatemoc verderben, so dürfe er auch die anderen nicht schonen. Und schließlich beschwichtigte er des Prinzen Bedenken, indem er ihm einen Plan entwarf, wie er die Prinzessin Perlmuschel, die er so liebe, jetzt erlangen könne. Er solle dem Anführer der Sonnensöhne, dem Grünen Stein, anbieten, ihm fünf aufständische Fürsten zu fangen, und sich dafür Perlmuschel von ihm versprechen lassen.

Als der Ruderknecht den Bericht beendet hatte, sagte ihm Maisblüte mit seltsam flackerndem Lächeln.

„Ich will dich überreich belohnen! Du sollst mich küssen!"

Noch tiefer beugte sie sich über die Brüstung, legte ihren linken Arm um seine nackte braune Schulter, näherte ihr Gesicht seinem schreckgelähmten Gesicht. Mit der rechten Hand aber suchte sie ihren Obsidiandolch. Und während ihre Lippen sich berührten, durchschnitt sie ihm die Kehle.

Er hatte zu viel gewußt — darum durfte er nicht leben. Doch weil er schön war und jung, hatte sie ihm das Sterben versüßt.

Sie rief ihre Mädchen und sagte: getötet habe sie ihn, weil er ihr einen unsittlichen Antrag gestellt habe. Und sie befahl den Mädchen, die Leiche des Jünglings auf den Schilfsee hinauszurudern und sie dort zu versenken.

Sie selbst ging in den Tecpan, rief ihre Sänftenträger und ließ sich in die Gelehrtenwohnung des Annalenschreibers Feuer-Juwel tragen, durch welchen sie öfters Botschaften vom Herabstoßenden Adler erhalten hatte.

24.

Das Arbeitszimmer Feuer-Juwels war angefüllt mit Altertümern, Chroniken, Sammlungen heiliger Gesänge und astronomischen Werken. Doch er schrieb heute nicht, er malte nicht mit Zypressenharz auf Hirschhautpergament, als die Prinzessin anlangte. Inmitten der Bilderhandschriften und umringt von Urnen, aus Gräberstätten herstammenden toltekischen Fundstücken, saß er mit seinen Freunden, dem Alten Wickelbär (welcher, als er noch als Zauberer in Tenuchtitlan lebte, sich den Namen Zacatzin beigelegt hatte) und dem Spinner, dem jungen rauschseligen Dichter.

Düster redeten sie vom Untergang ihres Volkes, ihrer Welt. Die aufdämmernde Welt, die ihre Welt ablösen kam, bedurfte eines Fundaments von Scherben.

„Wird nichts, nichts was wir liebten, bleiben?" fragte der Spinner.

„Nichts!" sagte Feuer-Juwel. „Alles wird hinschwinden — wie einst, als der Jaguar die Sonne fraß."

„Auch die herrliche Adlerpforte, der Stolz Mexicos?" fragte der Spinner zaghaft.

„Sie wird im See versinken!"

„Auch die Bücher, die du geschrieben hast?"

„Nichts wird von ihnen bleiben!"

„Auch die Lieder, die ich gedichtet habe? . . . Wenn alles verschlungen wird — wozu stieg dann Mexicos Schönheit aus dem See hervor?"

„O Dichter," sagte der Alte Wickelbär, „auch die Wasserrose steigt aus dem See hervor und blüht nur drei Tage lang!"

Da schlug Feuer-Juwel eine noch unfertige Bilderhandschrift auf, sein Lebenswerk, worin er seine neugeborenen Gedanken in altheilige Gewänder kleidete. Und er las:

Als Unser Herr Quetzalcoatl, das Land der Sehnsucht Tlillan-Tlapallan suchend, an Cholula, der heiligen Stadt, vorbeizog, hielten ihn die Bürger fest und zwangen ihn, des Landes Krone zu tragen. Nur noch vier Jünger und eine Jüngerin, ein schönes stilles Mädchen, folgten ihm in die heilige Stadt; denn die meisten seiner Anhänger und alle Singvögel der Gärten Tulas waren im Schneegebirge erfroren.

Auch das Mädchen, vergewaltigt von einem Cholulteken, starb verzweifelt und wurde von den vier Jüngern beweint.

Da fragte Unseren Herrn der treueste der Jünger, der ihm die mit Türkismosaik überkrustete Schädelmaske geschenkt hatte:

„O Unser Herr, wozu ist die Welt da?"

„Um vom Dasein erlöst zu werden!" erwiderte die Grüngefiederte Schlange.

„O Unser Herr, erkläre es mir!" bat der Jünger.

Da sagte Quetzalcoatl:

„Alles Etwas ruht im Nichts. Die Welt ist nicht endlos: die Welt grenzt an die Nicht-Welt. Und auch die Zeit hat Anfang und Ende und ist von der Nicht-Zeit begrenzt."

„Verzeih, o Herr", unterbrach ihn der Jünger. „Mein Herz kann es nicht fassen. Was ist die Nicht-Welt?"

„Die Nicht-Welt", fuhr Quetzalcoatl fort, „ist das nie Gewandelte, ist das noch Ungewordene, ist das Gestaltenlose. Die Nicht-Welt ist wie Wasser und die Welt ist wie Eis, das im Wasser schwimmt. Die Erlösung des Eises aber ist das Wasser."

„Ach, wozu gerinnt das Eis, wenn es doch schmelzen muß!" rief der Jünger. „Immerfort weinen möchte ich über die grundlose Welt!"

„Sieh dort das Wölkchen am blauen Himmel!" sagte Quetzalcoatl. „Keine Wolke ist Tränen wert. Mag sie wie Perlmutter schimmern oder wie purpurnes Gold im Abendschein glimmen, ehe sie zerrinnt — der kristallene Äther ist schöner ohne sie. Keine Wolke ist beweinenswert — es bilden sich immer neue. Wenn du Tränen hast, so vergieße sie um die Ameisen, die dein Fuß zertritt!"

Als Feuer-Juwel zu lesen aufgehört hatte, entsann sich der Spinner der redenden Palastwand beim Fest des Kinderrausches. Und leise murmelte er vor sich hin:

„Tanze, tanze, mein schöner Schenkel! Denn bald faulst du begraben im tiefen See! . . ."

25.

Ein Sklave meldete: eine Edelfrau, gekleidet wie eine Prinzessin des königlichen Hauses, wünsche den Annalenschreiber zu sprechen. Feuer-Juwel begab sich mit dem Sklaven hinaus. Nach einer Weile kehrte er mit Maisblüte zurück. Der Alte Wickelbär und der Spinner hatten sich erhoben und wollten sich entfernen. Doch

Feuer-Juwel bat sie dazubleiben: was die Prinzessin zu sagen habe, ginge sie beide nicht weniger an, als ihn.

Maisblüte hatte schon früher durch Feuer-Juwel erfahren, daß der Herabstoßende Adler in der unterirdischen Mumienkammer der Schilfinsel beim Alten Wickelbär und dem Spinner Zuflucht gefunden hatte. Sie wußte, daß es Freunde ihres Geliebten waren, daß sie offen vor ihnen reden durfte, — um so mehr, als ihnen das Ziel der nächtlichen Bootfahrten Guatemocs nicht unbekannt sein konnte, mochten sie selbst auch an den Zusammenkünften der Fürsten nie teilgenommen haben.

Sie hatte sich auf einen hölzernen, mit blaugelb gestreiftem Kissen bedeckten Schemel niedergehockt, dicht neben die in engem Kreise hockenden Männer. Flüsternd sprach sie, doch so erregt, daß das Perlengehänge ihres Ohrpflocks klirrte und die Strahlenscheibe aus weißen Federn, die sie auf dem Rücken trug, wie ein Fächer hin und her schwankte. Um ihren glitzernden, schöngewölbten Mund huschten schwermütige Schatten, während sie vom Verrat des Königs von Matlatzinco erzählte und vom Racheplan des nasenlosen Cortemeri, der, um den Herabstoßenden Adler zu verderben, auch die anderen Fürsten nicht schonen wollte.

Und als sie geendet, erhoben sich die drei Männer schnell und auch sie erhob sich. Der Alte Wickelbär drängte. Es sei keine Zeit zu verlieren; schon senke sich die Sonne; in der kommenden Nacht wollten die Verschwörer im Schloß von Tezcotzinco zusammentreffen. Um die Schwarze Blume und den Überwältiger zu

warnen, solle sich Feuer-Juwel in den Tecpan des Königs Wassergesicht und von dort nach Itztapalapan begeben. Der Spinner solle nach Tezcotzinco rudern, den Edlen Traurigen und Ohrring-Schlange in Kenntnis setzen und sie veranlassen, Ruderer auf den See hinauszuschicken, um den Durch-Zauber-Verführenden und den König von Coyoacan abzufangen und an der Landung in Tezcotzinco zu hindern. Er selbst aber wolle unverzüglich seine unterirdische Wohnung aufsuchen, wo er den Herabstoßenden Adler noch anzutreffen hoffe, da dieser erst nach Sonnenuntergang aufbrechen wollte.

26.

Es gelang nur zwei der Verschwörer zu retten.

Der Alte Wickelbär erreichte noch rechtzeitig die Toteninsel und hielt den Herabstoßenden Adler zurück, als er eben ins Boot steigen wollte. Feuer-Juwel konnte im Tecpan des Königs Wassergesicht die Schwarze Blume allein sprechen und von der Gefahr benachrichtigen; als er aber in Itztapalapan anlangte, befand sich der Überwältiger bereits auf dem See, zu weitab, als daß er hätte eingeholt werden können.

Der Spinner hatte sich, seit er bei den Mumien hauste, immer nur nachts auf den See oder auch in die dunklen Kanäle Tenuchtitlans gewagt, wollte er seinem Freund, dem Annalenschreiber, einen Besuch abstatten. Und er pflegte — ebenso wie der Alte Wickelbär — den Tag über in der Gelehrtenwohnung zu verweilen und erst in der darauffolgenden Nacht zurückzu-

rudern. Diesmal indes, wo Höheres auf dem Spiel stand als bloß ihr Leben oder ihre Freiheit, ließen beide die Vorsicht aus der acht. Weniger vom Glück begünstigt als der Alte Wickelbär, erreichte der Spinner sein Ziel nicht. Er hatte gehofft, unbehelligt im Menschengewühl untertauchen, sich durchschleichen zu können. Doch er wurde erkannt und wurde festgenommen, da von Montezuma ein Preis für seine Auffindung ausgesetzt worden war. Man brachte ihn in den alten Tecpan und führte ihn vor Montezuma. Erfreut war der Zornige Herr den oft Vermißten, seit lange Ersehnten wieder vor sich zu sehen. Weder nahm er ihm die Freiheit, noch gab er sie ihm zurück. Er beschenkte ihn und hieß ihn bei ihm bleiben, mit farbenprächtigen Gedichten sein Freudebringer und Sorgenbrecher zu sein.

Siebzig weiße Götter, befehligt von Olid, setzten in Kanoes über den See, drangen in Tezcotzinco ein, metzelten die zur Wehr sich setzenden Palastwächter und Schildträger nieder und nahmen den Edlen Traurigen, Prinz Ohrring-Schlange, den Überwältiger, den Durch-Zauber-Verführenden und den König von Coyoacan gefangen, nachdem diese in verzweifelter Gegenwehr schwere Wunden davongetragen hatten.

Die Herrin von Tula und Königin Silber-Reiher, die Frau des Edlen Traurigen, kamen, die Gefahr mißachtend, an die Landungsstelle, wo in den Händen von Geharnischten große Pechfackeln vom Sturmwind zerzaust wurden. Qualm und Flammenlocken trug der Wind fort, grellrot leuchtete das Gestein des Felsenkaps,

goldene Schlagschatten fielen auf Zypressen, Edelweidenstämme und Menschen.

Mit finsterer Wut schauten die beiden Königinnen zu, wie die vier Könige und der Prinz, gefesselt an Händen und Füßen, blutbesudelt, mit klaffenden Wunden, zu den Booten gebracht, in die Boote gesetzt wurden.

„Diese Gelbhaarigen", rief die Herrin von Tula ihrem Sohn Cacama zu, „diese Gelbhaarigen greifen wie Affen nach dem glitzernden Gold! Schmach meinen Söhnen, daß sie sich von Affen fangen ließen!"

Der Edle Traurige schwieg. Sein Bruder Ohrring-Schlange antwortete für ihn:

„Von deinem liebsten Sohn, Mutter, ließen wir uns fangen! Melde unserem Bruder, der Schwarzen Blume, daß wir dem Verräter fluchen und noch am Kreuzweg der Unterwelt ihm fluchen werden für diese Schandtat!"

Auch die anderen Gefangenen stießen Verwünschungen aus gegen die Schwarze Blume. Sie waren überzeugt, daß niemand anders Cortes benachrichtigt haben konnte.

In Tenuchtitlan angekommen, übergab Cristóbal de Olid die Gefangenen den Häschern Montezumas. Mit großem Pomp wurden die blutüberströmten Könige in goldenen Tragsesseln durch die Stadt zum Tecpan des Königs Wassergesicht getragen.

Der Edle Traurige verlangte, vor den Zornigen Herrn geführt zu werden. Doch Montezuma lehnte es ab, ihn zu sehen. Die Gefangenen wurden vor Cortes geführt.

Er saß auf dem Jaguarfellsitz, als wäre er der Herr

der Welt, befugt, über Könige Recht zu sprechen. Neben seinem Thron standen Marina und die Feldobristen.

Streng ließ er den Edlen Traurigen fragen: ob er nicht bereue, das befreundete Volk der Azteken zum Krieg aufgehetzt zu haben? Ob er nicht einsehe, daß den Krieg zu entfachen leicht, ihn jedoch zu beenden schwer sei? Ob er vergessen habe, daß es seine Pflicht sei, dem mächtigen König des Sonnenaufgangs ein treuer Freund zu sein?

Mit blitzenden Augen entgegnete der leidenschaftliche Jüngling:

„O großer Krieger, o weißer Gott! Von deinem mächtigen König weiß ich nichts und will ich nichts wissen! Und wenn — wie du forderst — der endlose Krieg nicht entfacht werden soll, mußt du Anahuac verlassen. Sonst aber — magst du den Weltherrn und vier Könige gefangenhalten — werden andere ausführen, was wir vorhatten und für Mexico die Ehre zurückerobern, die von Räubern entwendet wurde!"

Die Schmiede Hernán Martín und Juan García (der Mann der Feuerlilie) wurden beauftragt, die Könige von Tezcuco, Tlacopan, Itztapalapan, Coyoacan und den Prinzen Ohrring-Schlange an eine Eisenkette zu schmieden. Auf den Fußboden der unterirdischen Kammer, die bis vor kurzem den Hort des Herrn des Fastens beherbergt hatte, wurde Maisstroh gelegt, das Schatzhaus in einen Kerker verwandelt.

Rohe Soldaten rissen den schwerverwundeten Gefangenen den fürstlichen Juwelenschmuck, die königlichen

Gewänder vom Leibe. Nackt wurden die Könige an die dicke Eisenkette und die Eisenkette wurde an die Mauer des Schatzhauses geschmiedet.

Lichtlos war der Raum, Nacht umhüllte das Leid und die Tränen. Ratten raschelten im Stroh, Skorpione krochen an den Wänden. Nur Ines Florin, die gutherzige Samariterin, kam zuweilen, brachte Wasser und Brot, ersetzte das stinkende Stroh durch frisches und verband die eiternden Wunden.

27.

Die Gefahr einer Erhebung war im Keime erstickt, Grabesruhe herrschte in mexikanischen Landen. Cortes war jetzt in den Stand gesetzt, sich von einem Teil seiner Kampfgenossen zu trennen, sie als Pfadfinder, als fahrende Ritter — wie Ordás es bezeichnete — in die Welt hinauszusenden, um sie den Brunnen der Verjüngung und andere verborgene Erdenschätze suchen zu lassen. Die Entfernung des Pazifischen Ozeans sollte dabei festgestellt und Umschau gehalten werden nach neuen — vielleicht günstiger als Vera Cruz gelegenen — Hafenplätzen am Atlantischen Ozean. Der Bergmann Ortiz hatte nicht gefeiert und hatte eine Liste zusammengestellt über Fundstätten von Gold, Silber, Magneteisen, Zink, Kupfer, sowie von Türkis, Opal, Smaragd und Saphir. Und Montezuma beschenkte Cortes mit farbig auf Agavepapier gemalten geographischen Karten, auf denen außer Bergen, Tälern, Seen, Flüssen auch Städte, Dörfer, Bollwerke nebst Wegen und Brücken verzeichnet waren.

Der Hauptmann Andrés de Tapia erhielt den Auftrag, bis an die Meeresküste der Südsee vorzudringen und nach Edelmetallen in der Umgegend der Stadt Tequantepec zu suchen. Der Bergmann und Tanzmeister Ortiz brach in das nördlich von Huexotzinco sich erstreckende Goldland Çacatlan auf. Ordás ritt in den Nordwesten des Hochtals von Mexico, wo es einen kleinen Ort gab, Tollan oder Tula geheißen, wie die Stadt Quetzalcoatls. Diego Pizarro, ein erst zwanzig Jahre alter Neffe des Cortes, erbat sich die Erlaubnis, das südwestliche an die Tabascoküste grenzende Zapotekenland zu erforschen und nahm als Begleiter den alten Heredia, den jungen Escalona und den Narren Madrid mit. Velázquez de León aber zog mit hundertundfünfzig kastilischen Soldaten nach Cholula, um der heiligen Stadt zur Strafe für den Überfall eine Kontribution aufzuerlegen und von dort aus im benachbarten Tlascala den Fürsten Fichtenzweig wegen des Mordes an der Als-Schlange-Lebenden dem Scharfrichter zu überantworten.

Auch die gegen La Azteca-Perlmuschel eingegangene Verpflichtung zu erfüllen, war Cortes jetzt in der Lage, nachdem durch die Einkerkerung des Edlen Traurigen der Thron von Tezcuco erledigt war. Als durch die Schwarze Blume am Chalcosee La Azteca ihm zugeführt worden war, hatte er ihren Pflegling und Adoptivbruder Menschen-Puma drei Erziehern — dem weißhändigen Sánchez Farfán und dessen zwei Ehegattinnen — mit dem Auftrag übergeben, sie sollten ihm königliche Manieren, die Haltung und das Gehaben eines christlichen Potentaten

beibringen; er hatte es aber verschieben müssen, ihm die Krone aufs Haupt zu setzen. Das nachzuholen war nunmehr die Zeit gekommen. Die anderen Brüder des Edlen Traurigen hatten ihr Erbrecht verscherzt: Ohrring-Schlange war mit den vier Königen an eine Kette geschmiedet; und dank dem Verrat des Königs von Matlatzinco war Cortes in Kenntnis gesetzt, daß auch die Schwarze Blume an der Verschwörung teilgehabt hatte. Cortes ließ sich nicht anmerken, daß er darum wußte, behandelte die Schwarze Blume nach wie vor mit ausgesuchter Zuvorkommenheit, schloß ihn jedoch von der Nachfolge aus. Da der Schein aufrechterhalten werden mußte, als wäre Montezuma Alleinherrscher und immer noch das Haupt des Drei-Städte-Bundes, wurde ihm nahegelegt, den unmündigen Menschen-Puma zum Großen Chichimecatl, zum Herrscher der Acolhuas, zu ernennen. Und Montezuma berief Königswähler aus Tezcuco, welche wählten, wie befohlen war. Nachdem der kleine König in einen mit Totenschädeln und Knochen bemalten Frauenrock gekleidet, nachdem die Nasenscheidewand ihm durchbohrt worden war und er auf der Tempelpyramide Unseres Herrn des Geschundenen geräuchert hatte, band eigenhändig Montezuma die Türkismosaikbinde um seine Stirn, gab ihm den blauen, an der Spitze gebogenen Herrscherstab in die Hand und thronte ihn neben das heilige Feuer, den Türkisherrn, „der der Vater aller Götter ist".

Schuldig fühlte sich Cortes vor La Azteca. Nicht nur, daß er sie überdrüssig war; nicht nur, daß er am Dock gezeigt hatte, wieviel mehr wert die Brigantinen ihm

waren als sie, seine Geliebte. Er hatte dem Sohn Montezumas, dem Vom-Himmel-Gestiegenen, als dieser La Azteca zum Lohn für die Auslieferung der Verschwörer forderte, die Prinzessin nicht abgeschlagen. Und wenn er für Menschen-Puma den Thron erwirkte, so bewog ihn — neben anderen, politischen Gründen — auch der Wunsch, sich dadurch von einer Schuld zu entlasten.

Fortgewiesen, hohnvoll hinausgestoßen von der Herrin von Tula, war La Azteca ins kastilische Quartier zurückgekehrt, den Tod mißachtend, ja, den Tod herbeisehnend. Doch in jener Nacht hatte Cortes Gold verteilen lassen; — und die Meuterei war bald ausgebrannt und erloschen wie ein Strohfeuer. Keiner der Schreier entsann sich mehr, daß er der Prinzessin Kopf gefordert hatte. Sie wurde nicht behelligt und kaum beachtet.

Fortan war ihr Leben ohne Hoffnung, ohne Ziel. Menschen-Puma trug den Smaragd-Pflock in der durchbohrten Nase. Ihr toter Gemahl, Prinz Grasstrick, Montezumas grausam geschlachteter Bruder, und der Blütenbaum von Yuquane bedurften keiner Rache mehr. Und ihre tote Liebe rief nicht nach Rache, klagte nur sich selbst an.

Rabenblume, Alvarados Gattin, erbarmte sich der Bedauernswerten und wurde ihre Freundin. Auch mit Prinzessin Maisblüte hatte Rabenblume Freundschaft geschlossen. Und eines Tages überbrachte sie eine Botschaft von Maisblüte an La Azteca: sie solle sich vom Grünen Stein nicht verschenken lassen, der sie gern los wäre; dem Vom-Himmel-Gestiegenen habe er sie verkauft für seinen

Verrat. Bereits habe der Vom-Himmel-Gestiegene sich taufen lassen, um sie, die Getaufte, zu ehelichen. Doch sei den Christen nur ein Eheweib gestattet. Und noch sei die Geschwisterehe des Prinzen nicht geschieden. Und Perlmuschel solle nicht fürchten, daß Maisblüte je in die Lösung der Ehe einwilligen werde. Denn sie hasse ihren Bruder und Gemahl und werde ihm die Freiheit nicht zurückgeben.

28.

Trockenen Auges trat La Azteca vor Cortes und fragte ihn, ob das möglich sei, daß er sie an den jämmerlichen Sohn Montezumas verhandelt habe.

Er wich ihrem trauervollen Blick nicht aus.

„Hat der Prinz dir das gesagt?" fragte er leichthin.

„Nein, ich weiß es von Prinzessin Maisblüte, der Tochter Montezumas."

„So — also Maisblüte war es . . ." Und Cortes' Augen wurden hart. „Sie ist eine Christenfeindin wie ihr Vater. Sie lächelt immerzu und ist im Herzen verstockt wie er. Geweigert hat auch sie sich, die Taufe zu empfangen. Was hast du mit der Heidin zu schaffen! Wie kannst du ihren Worten Glauben schenken!"

„Maisblüte ist zu stolz, als daß sie fähig wäre zu lügen!" sagte La Azteca.

Cortes war weniger stolz. Er log, weil er sich schämte. Richtig sei sein dem Prinzen gegebenes Versprechen. Er habe ihm, um die Namen der Verschwörer zu erfahren, mit gutem Gewissen die Erfüllung seines Wunsches in

Aussicht stellen können, denn ihm sei sofort klar gewesen, daß unübersteigbare Hindernisse der Vollziehung der Ehe entgegenstünden.

Welche Hindernisse es seien, fragte La Azteca.

Der Prinz habe die Taufe empfangen, erklärte Cortes. Und die christliche Religion verdamme die Tat des Prinzen, die Verführung der eigenen Schwester, als eine Todsünde. Daß der Prinz in ehelicher Gemeinschaft mit seiner Schwester gelebt, sei ein so unsühnbares Verbrechen, daß bloß der Heilige Vater in Rom Ablaß davon zu erteilen vermöchte. Die schmachvolle Geschwisterehe dürfe nicht länger geduldet, müsse möglichst bald geschieden werden — dafür werde er Sorge tragen. Jedoch nicht, um den Prinzen mit La Azteca zu verheiraten; vielmehr um ihn auf einem kastilischen Schiffe — sobald ein solches den Hafen von Vera Cruz anlaufen werde — nach Europa, nach Rom zum Papst zu senden. Fraglich erscheine es ihm allerdings, ob ein indianischer Königssohn bis nach Rom gelangen, den Papst sprechen, Verzeihung für seine tödliche Sünde erlangen könne. Doch sollte ihm das auch gelingen, so würden Jahre darüber hingehen — und bis dahin werde La Azteca längst eines anderen Mannes Weib sein.

„Ich war die Geliebte des Grünen Steines," erwiderte die Prinzessin, „darum bin ich zu hoch und zu niedrig für einen rechtschaffenen Mann. Doch irrst du, wenn du glaubst, du könntest die Geschwisterehe lösen. Maisblüte wird sich weigern, ihren Gatten freizugeben."

„Die Tochter Montezumas wird sich fügen, wenn ich befehle!" sagte Cortes.

Indes bald erfuhr Cortes, daß der Trotz der Prinzessin Maisblüte härter war als sein Wille. Genötigt den Beweis zu liefern, daß er der Herr in Mexico sei, ließ er durch Pater Olmedo die erfolgte Scheidung feierlich verkünden. Damit erreichte er wenig. Die Prinzessin blieb bei ihrer Weigerung, belächelte alle Drohungen. Allmächtig war der weiße Gott, doch seine Allmacht zerbrach am Lächeln dieses Mädchens, wie Meeresbrandung an einem Riff. In seiner Wut beschloß er sie zu strafen. Zufällig kam ihm eine der zahllosen Bittschriften des red- und schreibseligen Querulanten Alonso de Grado in die Hand. Obgleich ihm bekannt war, daß Alonso de Grado ein Schnapphahn und ein Wüstling war, verlobte er ihn mit der Tochter Montezumas. Und nicht schwer fiel es ihm, des Königs Zustimmung zu erlangen, da dieser bereits vor längerer Zeit beim Patolli-Spiel dem Redegewandten seine liebste Tochter halb und halb versprochen hatte.

29.

Einen Trost und eine letzte Freude hatte La Azteca: ihr Liebling Menschen-Puma war König von Tezcuco. Auch um diese Freude wurde sie gebracht durch die Rachsucht des Hauptmanns Avila.

Er hatte sich von Cortes den Auftrag erteilen lassen, die Stadt Tezcuco zu brandschatzen, die Adelshäuser nach Gold zu durchsuchen und im Königsschloß das Schatzhaus zu durchforschen, ob vom Hort des Herrn des Fastens nicht ein Teil zurückgeblieben sei. Mit sechzig Kastiliern

und einigen hundert Tlascalteken setzte er über den Schilfsee. Und er nahm Menschen-Puma mit, als Geisel gewissermaßen, damit das Volk Tezcucos aus Rücksicht auf den kleinen König sich nicht zusammenrotte. Sánchez Farfán, der Königserzieher, begleitete seinen Zögling.

In Tezcuco langte ein Schnellbote Montezumas an, nahm Menschen-Puma — der eben erst der königlichen Galeere entstiegen war — beiseite und flüsterte ihm einen Befehl Montezumas zu, er solle den Christen alle Wünsche erfüllen und nicht etwa versuchen, Gold zu verheimlichen; Montezuma sei daran gelegen, daß die Gelbhaarigen befriedigt nach Tenuchtitlan zurückkehrten.

Avila hatte dies heimliche Gespräch beobachtet. Gehört hatte er nichts, behauptete aber, der Knabe habe vor, das Volk Tezcucos zu den Waffen zu rufen. Sánchez Farfán wagte nicht einmal den Versuch, den kleinen König in Schutz zu nehmen, welchen Avila in rohester Weise schlug. Und ohne Kriegsgericht ließ Avila Menschen-Puma an einen Zedernast hängen.

Sánchez Farfán schnitt nachts die Leiche des gehenkten Knaben ab und brachte sie seinen beiden Frauen.

Zwei Tage darauf verließ Perlmuschel den Tecpan des Königs Wassergesicht. Mit einigen ihrer Juwelen erstand sie sich eins der vielen Schwitzbäder Tenuchtitlans. Und sie, die in Yuquane eine goldgekrönte Königin gewesen, hauste dort mit einer Dienerin; und jedem Mexikaner der das Bad betrat, mochte er reich oder arm, jung oder alt sein, gab sie sich hin, nachdem sie sich von ihm hatte schwören lassen, daß er, sein Leben nicht schonend, helfen

werde, das Christentum auszurotten und die Christen dem Wunderbaren Huitzilopochtli darzubringen.

30.

Velázquez de León befand sich seit mehr als einer Woche in Cholula, als die Ankunft eines aus Vera Cruz von Sandoval abgesandten Kastiliers ihm einen Vorwand gab, gegen den Fürsten Fichtenzweig einzuschreiten, ohne ihn ahnen zu lassen, daß er in Mordverdacht stehe.

Jener Kastilier hatte durch Tlascala ziehend bei Atlihuetza — dem Wasserfallschloß — einen Streit mit einem Untergebenen des Fürsten gehabt. Der von ihm gezüchtigte Mann eilte in die Felsenburg, sich bei seinem Herrn zu beklagen. Und Fichtenzweig, begleitet von einem Haufen Schildträger, holte den weißen Gott ein und züchtigte ihn, Gleiches mit Gleichem vergeltend. Als Gefangener sollte der Kastilier ins Felsenschloß geschleppt werden, als es ihm gelang, sich durch Preisgabe von Gold, das er bei sich trug, loszukaufen. Ohne sein Gepäck, welches er gleichfalls hatte zurücklassen müssen, langte er gänzlich ausgeraubt in der heiligen Stadt an.

Nach einem nächtlichen Marsch erschien Velázquez de León mit seinem kleinen Heere überraschend vor Atlihuetza, umzingelte die Burg und stürmte sie. Fichtenzweig wurde überwältigt und in Ketten gelegt; und auch jene vier Diener wurden ergriffen, von denen die Als-Schlange-Lebende in die Kaktuswildnis hinabgestoßen worden war. Smaragd-Puppe entwich während des Kampfes aus der Burg.

In der Stadt Tlascala, wohin die Verhafteten gebracht worden waren, ließ Velázquez de León Fichtenzweig den Prozeß machen — anfänglich bloß wegen Beraubung eines Christen. Die Leitung des Prozesses lag in den Händen des Richters Moreno Madrano. Er kam aus Tenuchtitlan nach Tlascala und brachte das Protokoll der Aussagen Kreideschmetterlings mit.

Zwei Tage nahm es in Anspruch, einen Weg durch die Kaktuswüste zu bahnen. Eine weibliche Leiche fand sich an der vom Eremiten und von Kreideschmetterling bezeichneten Stelle; Gesicht und Körper waren von Geiern zerhackt und halb verwest, doch die Kleider und Schmucksachen ließen sich als die der vermißten Frau feststellen. Auf Grund dieses Fundes befahl Moreno Madrano die vier Diener zu foltern. Sie legten ein Geständnis ihrer Schuld ab, gaben an, Fichtenzweig habe sie zum Mord verleitet. Als ihnen mitgeteilt wurde, Fichtenzweig leugne seine Mitschuld, klagten sie ihn an, außer seiner Gattin auch seinen ältesten Sohn, den Kleinen Pfeil, getötet zu haben; — man solle im fürstlichen Tecpan in der Götterkammer nachgraben, dort werde man die Überreste des Kindes finden.

Der Richter veranlaßte nun den Prior des christlichen Klosters in Tlascala, Juan de las Varillas, die jüngeren Brüder des Kleinen Pfeiles, die mit anderen Adelskindern eine spanisch-katholische Erziehung erhielten, auszufragen, ob sie vom Kindesmord wüßten. Bisher hatten die Knaben aus Furcht vor ihrem Vater geschwiegen. Jetzt sagten sie aus. Sie hatten in der Mordnacht nicht geschlafen;

und als sie gellende Schreie ihrer Mutter vernommen hatten, waren sie heimlich auf die Dachterrasse emporgestiegen und — durch eine Lichtöffnung in das Gemach ihres Vaters hinabblickend — hatten sie das Martyrium des armen Kindes mit angeschaut. Sie beschrieben alle Einzelheiten und wiederholten sie später vor dem Richter, der bei ihrem Bericht — ebenso wie vor ihm Juan de las Varillas — in Tränen ausbrach. Die Anklage der Kinder besiegelte des Fürsten Geschick.

Als die Kastilier in der Götterkammer des Tecpans nachgruben, stießen sie auf den verscharrten Knaben. Als ein Wunder des Himmels deuteten sie es, daß des Kleinen Pfeiles Antlitz wachsgelb, doch lieblich wie schlummernd aussah und — wohl infolge von Ausdünstungen im vulkanischen Boden, gleich den tepanekischen Leichen der Toteninsel — kaum eine Spur von Vermoderung aufwies. Beim Leichenbegängnis in der Kapelle des Klosters nannte der Prior ihn den ersten Blutzeugen der neuen Welt.

Zum Tod durch den Strang wurde der Fürst verurteilt. Er nahm die Urteilsverkündung mit erstaunlichem Gleichmut hin.

Velázquez de León glaubte es wagen zu können, den Galgen inmitten der Stadt Tlascala zu errichten. Fern, in Tenuchtitlan, weilte Prinz Kriegsmaske; sein und des Fürsten Fichtenzweig Anhänger waren führerlos. Seit Montezumas Gefangennahme triumphierten die Christenfreunde Tlascalas. Und selbst die Tetrarchen und die anderen Stammeshäupter im Hohen Rat billigten die Hin-

richtung des stolzen Tlascaltekenfürsten; — nicht, weil er ein Gatten- und Kindesmörder war, sondern weil er anders dachte als sie und die Mehrheit des Volkes.

Unter dem Galgen hielt Fichtenzweig eine Rede an die Tlascalteken:

„O ihr tapferen Tlascalteken, ihr meine Oheime und Brüder! Seid ihr gekommen zuzuschauen, wie der letzte Tlascalteke stirbt? Oder seid ihr waffenlos gekommen, mich mit Tränen vom Tod zu befreien? Denn Feiglinge seid ihr, sonst stünde ich nicht hier, sonst stünde ich an der Spitze eurer Adler und Jaguare und würde mit Schnabel und Klaue das Fleisch der Gelbhaarigen zerhacken. Doch wo sind eure Adler und Jaguare? Ist dies noch Tlascala? Schaut zu, wie der letzte Tlascalteke stirbt und erzählt es euren Enkeln, daß er lachend ins Land der Sonne ging und zum funkelnden Schwirrvogel wurde, froh im Herzen, die Schmach Tlascalas nicht mehr zu sehen!“

31.

Die Verlobung der Prinzessin Maisblüte mit Alonso de Grado war bekanntgegeben worden. Ganz Mexico entsetzte sich darüber, daß die Tochter des Herrn der Welt mit einem christlichen Soldaten das Bett teilen sollte. Für das Adelsgefühl der Azteken war das eine ruchlose Entweihung, eine Schändung, eine Prostitution.

In einer Nacht wurde Maisblüte in den Garten des Huei-Tecpan hinausgerufen. Der Alte Wickelbär hatte sich von seinem blinden Knaben heranrudern lassen. Als

sie ans Ufer der Lagune trat, stieg er ans Land und setzte sich mit ihr in einen kleinen Lorbeerhain, wo sie unbelauscht reden konnten.

„O Prinzessin", sagte der Greis. „Einst kamst du dir Rat von mir holen, suchtest mich auf in meiner armseligen Zaubererwohnung. Seitdem hat der Zornige Herr meine Wohnung niederreißen lassen bis auf den letzten Stein, so daß das Wasser des Sees dort flutet, wo die Grundmauern einst gestanden. Du könntest mein Haus nicht finden, selbst wenn du zu den Wasserjungfrauen hinabstiegest. Und da ich weiß, daß du in Not bist, komme ich zu dir."

„O Zauberer", sagte die Prinzessin. „Bald werde ich zu den Wasserjungfrauen hinabsteigen, daß sie mich retten vor dem Gelbhaarigen, dem ich angelobt ward. Sterben werde ich vor dem Tag der Hochzeit."

„Auch damals sprachst du, du müßtest sterben. Doch dann befolgtest du meinen Rat . . ."

„Weißt du einen Rat für mich, Alter? Die Blume der Liebesgöttin hat den Herabstoßenden Adler und mich berührt. Ihm bin ich verloren, wenn der weiße Gott mich schändet! . . ."

„Mein Rat ist derselbe wie damals: vollbringe eine Schreckenstat, die deine Reinheit dartut vor aller Welt!"

„Mein Tod wird sie dartun!"

„Nein — sein Tod! Du hast ein steinernes Herz . . ."

„Ja, und mein Messer ist scharf — meine linke Brust bezeugt es. Doch vermag ich Weib ein wildes Tier zu töten? Mein Verlobter geht nie ohne Waffen aus. Seine

Brust deckt ein Panzer. Mein Messer könnte zu seinem Herzen nicht hinfinden."

„O Prinzessin, wilde Tiere fängt man in Fallen. Locke ihn in ein Schwitzbad. Und sobald er sich dort entkleidet und sich seiner Waffen entledigt hat, mache ihn nieder wie ein schädliches Tier."

„O kluger Zauberer, einst sagtest du, die Weisheit der Sterne habe keinen Preis. Und du batest mich, meine Dankbarkeit zu verwahren, sie aufzuheben für dich."

„Nicht vergessen habe ich es, o Prinzessin. Und jetzt will ich den Dank von dir fordern."

„Was begehrst du, o Greis?"

„Sage dem Zornigen Herrn, daß ich bereit bin, seinem Ruf zu folgen. Den Spinner soll er nach Zacatzin senden, wenn er meines Rates bedarf."

Maisblüte versprach, es ihrem Vater auszurichten. Und der Alte Wickelbär stieg ins Boot und ließ sich vom blinden Knaben zur Toteninsel heimrudern.

32.

Schon am folgenden Tage sandte Montezuma den Spinner nach dem alten Zauberer. Denn ratlos war Montezuma: von Cortes war ihm eröffnet worden, er und seine aztekischen Vasallen müßten dem großen König des Ostens den Lehnseid leisten; und er selbst solle zur feierlichen Ablegung des Schwures die Fürsten Anahuacs in den alten Tecpan laden. Zugesagt hatte er, wie er jeden Wunsch seiner Peiniger bewilligte. Doch er sträubte sich diesmal, sein Treuwort einzulösen, da er klar erkannte,

daß der Eid die Besiegelung seiner Schmach werden würde, daß auch der letzte Schein seiner Oberherrschaft damit hinschwinden würde. Hoffnungslos richtete er — nachdem Maisblüte sich heimlich ihres Auftrages entledigt hatte — eine letzte schwache Hoffnung auf die Klugheit des alten Zauberers, der die Gabe hatte zu geißeln durch mannhafte Worte, aufzupeitschen, zu ermannen, aufzurichten. Zurückgewünscht hatte er letzthin oft den Geächteten, den er fürchtete, haßte und beinahe liebte . . .

Am Nachmittage kam der Zauberer. Seinem Wunsche gemäß empfing ihn der Zornige Herr in seinem Schlafgemach ohne Zeugen.

„O großer Zauberer, du Kluger! Einst habe ich auf den Herrn des Fastens nicht gehört, als er, der sechshundert Zauberkünste und Zauberzeichen kannte, mir die Schrift der Sterne gedeutet hatte. Und auf dich habe ich nicht gehört, als du mich ins Land der Nebeltoten hinabführtest zu Huemac, dem ich vier Menschenhäute überbringen ließ durch dich. Nun aber, o Greis, will ich auf dich hören, wie man dem Schicksalsspruch der Götter lauscht."

Und er legte ihm dar, was sein Herz bedrückte.

„O großer König, o Herrscher!" sagte der Alte Wickelbär. „Sende heute noch Boten an die Fürsten Anahuacs und lade sie ein als Eideshelfer in den alten Tecpan. Tun mußt du das, damit die weißen Götter keinen Verdacht schöpfen. Doch den Treueid wirst du nicht leisten!"

„O Zauberer," sagte Montezuma bitter, „ich wohne bei meinen Freunden. Freiwillig zog ich zu ihnen als

Gast. Wie kann ich meinen Freunden eine Bitte abschlagen!"

„O großer König, o Herrscher! Heute nacht wirst du in den Huei-Tecpan zurückkehren!"

Freude und Schrecken verzerrten das Gesicht Montezumas. Mit beiden Händen faßte er die Schultern des Zauberers, starrte ihm entgeistert in die Augen.

„O Greis, was redest du! Vermagst du die Pforte zu öffnen . . .?"

„Nein", sagte der Alte Wickelbär. „Nicht die Tore des Tecpans werden sich dir auftun. Aber öffnen werde ich die Mauer dieses Schlafgemachs — an jener Wand dort, die an die Straße grenzt. Mit meinen Freunden werde ich gegen Mitternacht die Steine herausbrechen . . . Wo pflegt der Krieger zu stehen, der dich nachts bewacht?"

„Auf dem Gang draußen vor der Tür."

„Von dort aus kann er die Wand hinter dem Vorhang des Bettes nicht sehen. Und er kann draußen auch das Geräusch der ausbrechenden Steine nicht hören. Laß ihn nicht in dein Gemach treten — sonst ist die Mühe vieler Wochen verloren. Fast jede Nacht kamen meine Freunde und ich, und wir lockerten die Mauersteine. So leise taten wir es, daß dein Schlummer nicht gestört ward."

33.

Überaus gesprächig und aufgeräumt war Montezuma beim Patolli-Spiel mit den kastilischen Kavalieren und vergeudete Goldbarren mehr als sonst. Je näher die Nacht

heranrückte, um so ausgelassener war seine Heiterkeit, um so quälender aber auch seine heimliche Rastlosigkeit.

Früh begab er sich zur Ruhe. Wie gewöhnlich scherzte er mit dem Pagen Orteguilla und den Sklaven, die ihm beim Entkleiden halfen. Er entließ sie. Und kaum allein geblieben im Schlafgemach, band er selbst sich die Türkissandalen wieder an die Füße, kleidete und schmückte sich von neuem. Unschlüssig, teils freudescheu, teils sorgengehetzt fing er an, auf und ab zu gehen. Doch dann fiel ihm ein, daß dem Wachtposten draußen sein Hin- und Herschreiten auffallen könnte. Und er legte sich angekleidet auf das königliche Bett.

Fieberhaft jagten die Gedanken, jagten Schreckensbilder durch sein Hirn. Er sah die Befreiung mißglückt, sah sich auf der Flucht, verfolgt, eingeholt, wieder eingefangen. Angstschweiß näßte seine Stirn.

Das Schlafgemach war von einem irdenen Öllämpchen, einem Geschenk Alvarados, dämmrig erleuchtet. Herrliche Federteppiche, von Cortes an die Wände gehängt, sollten über die Traurigkeit des königlichen Kerkers hinwegtäuschen. Dumpf und eintönig hallte der schwere Tritt des Wachtpostens draußen vor der Tür.

Den Wachdienst beim König hatte in dieser Nacht Alonso de Ojeda — der Bruder Isabels de Ojeda, der olivenbleichen, — ein hübscher, kaum neunzehnjähriger Bursche. Montezuma kannte ihn und mochte ihn gut leiden. Jüngst hatte er eine seidene, noch nicht in Gebrauch genommene Geldbörse mit vielen kleinen Täschchen in den Händen des Jünglings gesehen, hatte sie sich zeigen lassen, sie

bewundert und sie sich ausgebeten. Und da Ojeda nicht gezögert hatte, sich mit einer artigen Redewendung vom hübschen aus Sevilla stammenden Seidenbeutel zu trennen, hatte er ihm als Entgelt zwei außerordentlich schöne Mädchen aus dem Haus der Vierhundert Frauen und eine Ladung Kakao zum Geschenk gemacht.

Immer wieder lauschte Montezuma an der Wand hinter dem Pfühl, auf dem sein Kopf ruhte. Doch noch regte sich nichts. Eine halbe Stunde mochte es vor Mitternacht sein. Das Fieber seiner Angst stieg und stieg.

Und plötzlich kam eine Erschlaffung über ihn und er dachte: Wozu noch hoffen! Wozu sich ängstigen! Daliegen, regungslos, gedankenlos daliegen ist besser! Schlummern, tot sein, — nur das wäre Befreiung, nur das!

Und seine Mutlosigkeit empörte sich gegen die unerbetenen Befreier. Ein Feind war der Zauberer immer gewesen; — Gutes konnte von ihm nicht kommen. Unheimlich wie er mochten wohl auch seine ungenannten Helfer sein. Wer waren sie? Warum verschwieg der Zauberer ihre Namen? War der Herabstoßende Adler einer von ihnen? und andere Verbannte, die in Schlupflöchern hausten . . .? Hatten sie vor, sich seiner zu bemächtigen, um ihn nicht minder zum Schattenkönig zu machen, als es die Christen taten . . .? Nein, lieber im Ballspielhaus mit krankem Herzen lachen Tag für Tag, als die Freiheit erlangen durch die Geächteten, die Erzfeinde!

Doch dann verwarf er seinen Kleinmut. Für Mexikaner, selbst wenn sie ihn haßten, war er ja der Herr der Herren,

ein Gott von Fleisch und Bein. Und er jubelte, daß sie ihn retten kamen. Einerlei durch wen — nur wieder frei sein! Herrschen, strafen, sich rächen . . . Und er malte sich seine Rückkehr in den Huei-Tecpan aus und wie alles dann sein werde wie ehedem . .

Wieder lauschte er gespannt . . . Nein, noch war kein Laut zu hören.

Und plötzlich wurde er inne, daß nichts mehr sein könne wie ehedem; daß es Selbstbetrug gewesen war, wenn er bisher auf das Orakel des Schlangenbergs gehofft und gewartet hatte. Er wußte tief und klar, daß er in den Huei-Tecpan niemals zurückkehren konnte, daß sein Leben an das Leben seiner neuen Freunde, der Christen, gebunden war. Nur noch mit ihnen konnte er Herrscher sein, mit ihnen mußte er untergehen.

Nein, er durfte nicht fort, das Schicksal hatte ihn in einem unzerreißbaren Netz gefangen. Ein Fisch kann im Netz leben, solange das Netz im Wasser bleibt. Wer das Netz ans Land zieht, vernichtet den Fisch.

Montezuma erhob sich vom Bett, ging an die Tür, rief den Wachtposten in das Schlafgemach herein.

Erstaunt sah Ojeda, daß Montezuma angekleidet war. Sofort auch fiel ihm auf, wie fieberhaft des Königs Augen flackerten, wie seine Knie und Hände bebten.

Ob seine Majestät aus einem bösen Traum erwacht sei, fragte Ojeda in fehlerhaftem Mexikanisch.

Ja, er habe einen furchtbaren Traum gehabt, sagte Montezuma. Und hastig erzählte er einen erfundenen Traum. Ein riesenhafter Adler habe sich auf sein Bett

niedergelassen, habe ihn gepackt, habe ihn durch die Lüfte getragen. In eine Grotte habe er ihn getragen, ihn wie einen Leichnam auf den Boden gelegt, und sich dann in einen Mann verwandelt, der auf einem steinernen Sessel thronte und zu Gericht saß über ihn . . .

Gleich als er zu reden begonnen hatte, war sein Gesicht wie von einem Blitz durchzuckt worden. Das längst erharrte Geräusch an der Wand — nun endlich hatte er es vernommen. Ganz leise klang es, ein Rascheln, ein Bröckeln und Rieseln von gelockertem Mörtel. Um es zu übertönen, hatte er dann immer schneller und lauter gesprochen, unbekümmert darum, daß der Wachtposten kein Wort verstand. Eisiger Schweiß überdeckte ihn. Denn obgleich er Ojeda ins Schlafgemach gerufen hatte, um sich selbst die Flucht unmöglich zu machen, grauste ihm vor dem Augenblick, wo das Geräusch deutlicher werden und von Ojeda vernommen werden mußte. Er wollte es und wollte es auch nicht. Darum erhob er die Stimme und schrie wie ein Kranker im Fieberschauer. Und plötzlich — mitten in einem Satz — verstummte er. Seine und Ojedas Augen erstarrten aufeinander gerichtet. In die jähe Stille hinein fiel dumpf und unverkenntlich das schreckliche Geräusch. Ojeda hob die Hand, wies mit dem Zeigefinger auf die Wand. Flüsternd sagte er:

„Das muß ich dem General-Kapitän melden, Majestät!"

Und er eilte zur Tür. Doch ehe er sie erreichte, blieb er stehen. Ein Loch war jetzt in der Wand und vergrößerte sich geschwind. Unsichtbare Hände rissen Steine heraus. Länger durfte Ojeda nicht warten, er stürmte davon.

Durch die nur wenige Fuß hohe Öffnung kroch der Zauberer herein.

„O großer König! Du hast meinen Rat nicht befolgt, du hast den Gelbhaarigen hereingelassen! Doch noch ist Zeit — darum schnell, schnell, komm! . . . Der Huei-Tecpan erwartet dich!"

„Flieh, Alter! Flieh, ohne mich!" rief Montezuma. „Gleich werden sie hier sein und draußen den Palast umstellen. Rettet euer Leben. Ich aber bleibe. In den Huei-Tecpan will ich nicht zurück!"

„O unser Herr, warum nicht?"

Da richtete sich Montezuma mit müder Lässigkeit auf, als würde er sich ein letztes Mal seiner einstigen Herrlichkeit bewußt. Und mit stolzer Feigheit sagte er:

„Ein König schreitet durch offene Tore. Ich bin kein Schakal, der durch Löcher kriecht!"

Da verließ ihn der alte Zauberer.

Und Montezuma vernahm von der Straße her die Stimme seines verbannten Vetters, des Herabstoßenden Adlers:

„Von jetzt an hofft Mexico nicht mehr auf dich, verlorener König!"

34.

Den Kastiliern gelang es nicht, der Befreier des Königs habhaft zu werden.

Strenger wurde die Bewachung Montezumas seit dieser Nacht: der Fähnrich Rodrigo Alvarez Chico hatte hinfort mit sechzig Mann die Rückseite und die Seiten-

flügel des Tecpans zu bewachen, Andrés de Monjaráz mit zwanzig Mann die Vorderseite.

Die Eidesablegung verlief als eindrucksame Feier, wie sie von Cortes geplant worden war. Mit Ausnahme des Königs von Matlatzinco, der seinem Schwiegervater eine freche Absage geschickt hatte, waren die Fürsten Anahuacs und der hohe Adel Mexicos, gehorsam dem Ruf ihres Oberherrn, vollzählig erschienen. Tausende von Federkronen wehten und schimmerten buntfiedrig im Schlangensaal — jenem großen Audienzsaal, wo jüngst La Azteca mit Avila gefochten hatte. Und, verschwindend neben den Quetzalbüschen, spiegelten wasserhaft kastilische Stahlhelme, dunkelgrau und nüchtern.

Mit leiser Stimme hielt Montezuma eine Rede an die Versammelten. Und ein ihm zur Seite stehender Höfling schrie die Königsworte hinaus in den Saal.

Montezuma setzte seinen Vasallen auseinander, wozu er sie berufen habe. Er sprach lange und eingehend von Quetzalcoatl, dem Urkönig, dessen Stellvertreter alle späteren Beherrscher Anahuacs bis zu ihm herab gewesen seien. Auch er habe die Goldkrone Mexicos nur als Vertreter des ostwärts hinweggezogenen Gottkönigs getragen. Und da jetzt bekannt geworden sei, daß der wahre Nachfolger Quetzalcoatls jenseits des Himmelswassers lebe, stehe er nicht an, jenes Erben Rechte anzuerkennen. Er sei gewillt, dem Herrn des Ostens Treue zu schwören, und er bitte seine Vasallen, ein gleiches zu tun.

Mit tränenerstickter Stimme hatte Montezuma geflüstert,

hatte — unfähig weiter zu reden vor Ergriffenheit — sich mehrmals unterbrechen müssen. Als seine Rede beendet war, rollten ihm Tränen über die Wangen.

Ganz still war es im Saal. Nur hier und da ein verschluckte Räuspern. Männer weinten, Indianer weinten . . .

Aber zwanzig im Vordergrund stehende Fürsten weinten nicht.

Cortes fürchtete einen Umschlag der gedrückten Stimmung, einen jähen Aufschrei mit unberechenbaren Folgen. Durch Marina ließ er verkünden: er verpfände sein Ehrenwort, daß der König Don Carlos de Austria vom Lehnsrecht nie Gebrauch machen werde. Es handle sich ja nur um die Anerkennung einer von niemand angezweifelten Tatsache — die vielleicht aber nach Jahrhunderten in Vergessenheit geraten könnte. Darum müsse sie eidlich festgelegt werden — aus keinem anderen Grunde habe ihn sein Herr über das Weltmeer nach Anahuac gesandt. Sei erst die Eidesleistung erledigt, so sei auch seine Aufgabe in diesem Lande erledigt. Und befriedigt werde er dann Tenuchtitlan mit dem Christenheer verlassen und zu seinem Kaiser zurückkehren können, ihm die Kunde vom beschworenen Lehnseid zu überbringen.

Wundersam schmerzlindernd wirkten die heuchlerischen Worte. Wie Cortes wußten auch Montezuma und die Fürsten, daß die Christen aus freien Stücken die Wasserstadt nie verlassen würden. Und dennoch horchten sie auf, als hätte die Hoffnung mit Zauberstimme hinter einem Vorhang gelockt und getröstet .

Sie seien einverstanden, der Zornige Herr solle für sie alle schwören, riefen einige. Und die Mehrzahl der Versammelten äußerte keinen Widerspruch. Nur die zwanzig im Vordergrund stehenden Fürsten widersetzten sich, riefen: „Laßt erst die Gelbhaarigen abziehen, dann wollen wir schwören . . .!"

Da öffnete sich die Tür, die in die ausgeplünderten Schatzkammern hinabführte. Klirrend schlürften Kettenringe über Steinstufen.

Geschleppt, gezerrt von kastilischen Soldknechten kam — einer Riesenschlange ähnlich — eine lange, mit rotem Rost bedeckte Eisenkette in den Saal, an der, mit den Handgelenken angeschmiedet, fünf menschliche Wesen hingen, nackt, verwahrlost, schmutzstarrend, mit Eiterwunden bedeckt.

Ein Ächzen huschte durch die Totenstille, verstummte sofort. Keiner, den dies Bild des Jammers nicht lähmte, nicht zur Bildsäule versteinerte. Goldgeschmückte Könige waren diese Ärmsten gewesen und glichen kaum noch Menschen, ausgezehrt durch Hunger, Wundfieber und Verzweiflung.

Cacamas wegen hatte Cortes sie heraufholen lassen. Menschen-Puma war tot; und für diesen einen Tag sollte der Edle Traurige noch einmal König von Tezcuco heißen, um mit dem Zornigen Herrn und dem gleichfalls angeschmiedeten König von Tlacopan das Imperium der drei Häupter — den Drei-Städte-Bund — zu vertreten.

Als Marina die Eidesformel sprach, welche im Namen

des Drei-Städte-Bundes und der versammelten Fürsten und Adligen Montezuma nachzusprechen hatte, spie der Edle Traurige Montezuma an:

„Du Aasgeier Mexicos! Gib deinen eigenen Leichnam den fremden Schakalen zu fressen! Wirf ihnen nicht auch Mexico vor, das du selbst schon halb erwürgt, zerhackt und zerfetzt hast!"

Wie Wahnsinnige brüllten die fünf Männer an der Kette, hoben rasselnd die angeschmiedeten Fäuste. Doch sie konnten nicht hindern, daß der Zornige Herr den Lehnseid schwor.

Als es geschehen war, versuchten die zwanzig dicht vor Montezuma stehenden Fürsten Selbstmord zu begehen. Mit Knochendolchen brachten sie sich furchtbare Wunden bei. Palastdiener eilten herzu, entrissen ihnen die Waffen. Doch drei der Verletzten erlagen ihren Verwundungen.

35.

Gegen Mitte Mai war der Bau der Brigantinen beendet. Geteert, gekalfatert und dann weiß bemalt, wurden die Schiffe vom Stapel gelassen, wurden mit Takelwerk und Segel versehen. Jede der Brigantinen hatte Raum für mehr als zweihundert Mann. Das Ereignis wurde von den christlichen Offizieren mit einem Festbankett gefeiert, und Lugo erklärte befriedigt: die Mausefalle Tenuchtitlan sei von jetzt ab keine Mausefalle mehr — und nicht einmal eine Lachsfalle, da man aus ihr entschwimmen könne! . . .

Aber die Sicherung, welche die Fahrzeuge verliehen, mußte gesichert werden. Und da zu befürchten war,

daß bei einer Volkserhebung die erste Tat der Azteken die Zerstörung der beiden Schiffe sein würde, ließ Cortes einen Kanal und einen kleinen Hafen eigens für die Brigantinen im Palastgarten anlegen und Tag und Nacht von vielen Posten bewachen.

Als Montezuma in Begleitung von Cortes und vieler, allzu vieler Musketiere und Hellebardiere seine erste Ausfahrt über den Schilfsee unternahm, wunderte er sich, daß die „Wasserhäuser" — die ja ihm zum Vergnügen erbaut sein sollten — je zwei Kanonen an Bord hatten. Marina beschwichtigte sein aufflackerndes Mißtrauen: die Monarchen Europas pflegten so Boot zu fahren; und keinen anderen Zweck hätten die Schiffsgeschütze, als durch Böllerschüsse dem Volk bekanntzugeben, daß der König das Deck bestiegen habe.

Wie im Ballspielhaus und beim Patolli-Spiel vergnügte sich nun Montezuma mit den Feldobristen auf den Brigantinen. Lustfahrt reihte sich an Lustfahrt. Laut donnerten die Böllerschüsse, und nicht minder unbändig scholl Montezumas Gelächter. Seine Krüppel und Narren, der greise Weibliche Zwilling und andere Würdenträger wurden seekrank, und Montezuma lachte. Seine Konkubinen zuckten zusammen beim Donner der Geschütze oder hielten sich die Ohren zu — Montezuma aber lachte. Fischerboote wurden totgefahren, und Montezuma lachte. Die königlichen Galeeren erhielten Befehl, mit den Brigantinen um die Wette zu fahren; — ungelenk, nur mit Ruderern bemannt, blieben sie weit zurück hinter den Seglern. Und Montezuma lachte.

Er stand am Bug, blickte den azurblauen, hochgewölbten Wasserfurchen nach, wie sie fortgleitend sich erweiterten. Graue Möwen umkreischten ihn. Und lachend dachte er: Ein Sprung jetzt — und verstummt ist mein schreiendes Herz! . . . Doch dann dachte er weiter: sie werden mir nachspringen, mich herausfischen, mich strenger bewachen als vordem . . .

Meist nahm er den Spinner, zuweilen auch den alten Musikmeister Löffelreiher-Schlange und seinen Sängerchor mit auf die Lustfahrten. Ein großes Segeldach war über das Deck gespannt, die sengenden Sonnenstrahlen abzufangen. Inmitten einer zartgliedrigen Schar von kniend auf den Hacken sitzenden Schönen aus dem Hause der Vierhundert Frauen hockte er auf niedrigem Schemel, ließ sich vom Dichter neue Lieder oder vom Musikmeister alte, berühmte Gesänge vortragen.

Eines Tages sagte er zum Gesangmeister:

„Ich will das Lied ‚Blumen sind die Großherrlichkeiten' hören!"

Es war dies ein viel bewundertes Gedicht, das von einem König Tezcucos, dem Vater des Herrn des Fastens, verfaßt worden war.

„O Herr, o König," sagte Löffelreiher-Schlange beklommen, „gar traurig ist das Lied des Hungrigen Schakals . . ."

„Mich kann nichts mehr traurig machen!" sagte Montezuma. „Auch ein Lied vermag es nicht! Darum singe!"

Und Löffelreiher-Schlange setzte sich vor die Holzpauke und begleitete den Gesang des Chores:

„Blumen sind die Großherrlichkeiten der Erde.
Flüchtige Dauer haben in den Blumenkönigreichen die Dynastien
der Blumen.
Knospen, welche am Morgen stolz, kraftvoll und schön erwachen,
Weinen schon am Abend über ihrer Kronen wehvolle Vernichtung

Die Erde ist ein Grab, dem nichts entgeht.
Und nichts ist so vollkommen, daß es nicht zusammenstürzt und
schwindet.
Die Flüsse, Bäche, Quellen fließen fort,
Sie eilen Tlalocs weiten Reichen zu
Und kehren nie zu ihren heiteren Ursprungstätten heim.

Der Erde Höhlen sind gefüllt mit staubigem Moder,
Mit Fäulnis — Fleisch einstmals, Gebein und Körper großer
Herren,
Die auf Goldthronen sitzend über Völker richteten,
Heerscharen führten, Länder eroberten, Schätze errafften,
Sich selbst mit Macht, Glück, Stolz und Lob umschmeichelten —
Ihr Ruhm ist fortgezogen wie der Rauch,
Den die Brandglut des Rauchenden Berges ausstößt.

Oh! Oh! Wollt ich euch in die dunklen Eingeweide
Der Gräberkammern dieses Tempels führen,
Wollt ich euch fragen: welche dieser Knochen
Dem Könige ‚Smaragd-Glanz', dem wunderbarsten der Toltekenkönige, gehörten?
Und welche Knochen dem hochweisen ‚Ich-schieße-den-Pfeil', dem
demütigen Götterdiener?
Wollt ich erforschen: wo die maßlose Schönheit
Der hehren Königin ‚Frau-der-grünen-Felder' blieb?

Wollt ich's erfragen — welche Antwort könntet ihr mir geben?
Die gleiche Antwort, die ich gebe: — ich weiß nicht, ich weiß
nicht!
Die Ersten und die Letzten sind vermischt im Staub —
Ihr Los wird unseres sein und aller, die uns folgen werden ..."

Montezuma belohnte die Sänger und lachte nicht minder gellend als vordem.

36.

Am folgenden Tage ließ sich Montezuma mit seinen aztekischen Hofjägern von den Brigantinen an das südöstliche Ufer bringen und veranstaltete in einem seiner bewaldeten Jagdgärten eine Pumajagd. Treiber hatten die Raubtiere von den Abhängen der Weißen Frau herab ins Hochtal und bis in die Forsten am See gescheucht, und sie trieben sie jetzt dem Könige zu. Bei solchen Jagden hatte niemand außer dem König das Recht, einen Puma zu erlegen. Und Cortes und Alvarado, die Montezuma begleiteten, waren übereingekommen, ihm dies Vorrecht zu lassen.

Sie standen neben Montezuma als, aus dem Unterholz hervorbrechend, ein ausgewachsener Puma auf sie zutrottete. Montezuma erhob den Speer, zielte und lächelte. Dann aber warf er den Speer hoch über den Rücken des Pumas hinweg. Das Tier, das sich von allen Seiten umstellt sah, brüllte wild auf, tat einen Sprung auf den König zu. Im selben Augenblick deckte ein indianischer Jäger mit seinem Leibe den König. Pranken entfleischten seine Armknochen, Reißzähne durch-

bissen seine Kehle, Tierleib und Menschenleib wälzten sich ineinander verknäult am Boden.

Das Tier wurde niedergemacht. Und Cortes bestand darauf, daß die Jagd abgebrochen werde. Während der Rückfahrt teilte er Montezuma mit, daß er in Zukunft keine Raubtierjagden mehr gestatten könne, da das Leben des Königs ihm und den Azteken zu wertvoll sei.

37.

Einige Tage später beklagte sich Montezuma, er werde vom schweifenden Haupte verfolgt; — nur der Aufenthalt auf den Dachterrassen des Tecpans sei imstande, ihm vor dem Schreckgespenst Schutz zu gewähren. Cortes hatte nichts dawider einzuwenden, daß das Königszelt auf dem Dache aufgeschlagen wurde; nur die zwanzig Wachtposten murrten, daß sie sich droben dörren lassen mußten von der Junisonne Anahuacs.

Und wieder machte Montezuma den Versuch, seinen Gefängniswärtern hohnlachend zu entfliehen. Er ging mit Marina — die bereits hochschwanger war — scherzend auf und ab und näherte sich unauffällig dem Dachrand. Zehn Klafter hoch ragte der Tecpan. Ein Fall in die Tiefe war der gewisse Tod.

Montezuma hatte sich vorgenommen, nicht nach der Tiefe hinzuschielen. Er blickte Marina in die Augen.

„Wie großäugig sie mich anblickt!" dachte es in ihm. „Schön ist meine Feindin! Klug ist sie — doch ich bin klüger! . . ."

Und er bat sie, ihm sein Sehwerkzeug zu reichen,

das er, auf einem Sessel liegen gelassen hatte; — er wolle die Türme Tenuchtitlans betrachten, denn noch nie sei ihm die Stadt inmitten des Kolbenrohrs berückender erschienen als heute.

Das Sehwerkzeug war eine tellerähnliche kreisrunde Silberplatte mit einem winzigen Loch in der Mitte, durch welches man ins grelle Sonnenlicht blicken konnte, da die Strahlen abgeblendet waren.

Doch Marina wandte sich nicht ab, sie rief einem Posten zu, er solle das Sehwerkzeug bringen.

Da wußte Montezuma, daß sie ihn durchschaut hatte. Und obgleich immer noch Lachen seine Lippen kräuselte, stieg Groll und Haß in ihm auf gegen sie, seine Kerkerhüterin.

Jetzt sofort, bevor der Posten hinzukam, mußte es geschehen. Wollte sie es hindern — um so schlimmer für sie!

Er gab ihr einen Stoß, daß sie zur Seite taumelte, und er eilte an den Dachrand.

Doch sie war geschwinder als er berechnet hatte. Schon hatte sie seinen Mantel gepackt, seinen Arm umklammert. Sie rang mit ihm geschmeidig, als wäre sie ein Jüngling, der mit einem alten Manne ringt.

Dabei sausten blitzartig die Gedanken durch ihr Hirn. Das Kind in ihrem Leibe war gefährdet. Durfte sie das Kind des Cortes opfern, um den König zu retten? Durfte sie den König opfern, um das Kind zu retten?

Montezuma hörte laufende Schritte des Postens, laufende Schritte vieler Posten.

„Du Jaguarin, du sollst mit hinab!" schrie er und zerrte sie zur Tiefe hin.

Eiserne Soldatenfäuste rissen die beiden ineinander Verschlungenen und schon Abstürzenden vom Dachrand fort.

38.

Rodrigo Rangel hielt an Cortes diese Ansprache:

„Euer Liebden Herrschaft in diesem gesegneten Fabellande ist ein Siebenmonatskind — aber das muß man ihr lassen: sie ist ein ausgewachsener, kräftiger, pausbackiger Säugling! Im November zogen wir ein, richteten uns häuslich ein — Olid und andere Hauptleute haben sich ja schon Häuser gekauft — und jetzt schreiben wir den achten Juni anno domini 1520, und noch ist keiner von uns totgeschlagen! Wie ist das möglich? Geht das mit rechten Dingen zu? Ich wage zu behaupten: Nein! mit ganz unrechten Dingen geht das zu (— wenn man in einem Fabelland, wo alles märchenartig verläuft, von unrechten Dingen reden kann!) . . . Das Totgeschlagenwerden ist ja doch das Natürliche — Euer Liebden brauche ich das nicht weiter zu erläutern — und das Am-Leben-bleiben ist ganz wider die Natur des Menschen! Wir aber legen alles darauf an, totgeschlagen zu werden, und es will uns durchaus nicht gelingen. Unsere braven Soldaten pilgern allnächtlich ins große Freudenhaus von Tlatelolco und holen sich dort allerlei, nur nicht den Tod. La Medina tanzt öffentlich vor den schamhaften Mexikanern und wird nicht einmal verprügelt. Der Seemann Alvaro (der auf Kuba

dreißig Kinder hatte) wandert unbewaffnet durch die Dörfer Anahuacs, um Spuren seiner Tätigkeit zu hinterlassen. Alonso de Ojeda hat mit einem christlichen Räuberhaufen die Getreidespeicher Montezumas ausgeplündert und trägt seinen hübschen Kopf noch immer auf den Schultern, weil Alvarado ein stiller Teilhaber des Unternehmens war. Und Euer Liebden haben in einem der beiden Heiligtümer auf der Schlangenberg-Pyramide ein Kreuz und ein Bild der heiligen Jungfrau aufgestellt, so daß jetzt das Te-deum-laudamus und das Heil-dir-Vitzliputzli, zum Himmel schwebend, sich vermählen, ein höchst ungleiches Ehepaar. Ich bezweifle, daß die Azteken diesen Neuvermählten eine silberne, goldene und demantene Hochzeit wünschen. Und dennoch schlagen uns die Azteken nicht tot! Wie ist das zu verstehen? Wie ist das möglich? Ist es nicht widernatürlich? (muß ich nochmals fragen.) Und — um auf die Kühe Andalusiens zurückzukommen — warum läßt ein Stier sich von einem Kinde führen? . . . Ist die Macht ein Kind? Ist sie wohl gar ein Siebenmonatskind? Ignotus (ein sehr berühmter Mann!) hat gesagt: Die Macht ist eine kleine Nähnadel; — zwängt sich die erst durch ein Loch, so zieht sie den längsten Faden nach. Ich aber sage: Die Macht ist ein Kuckucksjunges! Es kommt nur darauf an, das Kuckucksei ins Finkennest zu schmuggeln (das haben Euer Liebden im November überaus geschickt gemacht!). Alles andere besorgen die dummen Finken selber: sie brüten den Vielfraß aus; zitternd und zagend füttern sie ihn, daß er wächst und wächst; und sie denken

nicht daran, ihn, solange es noch Zeit wäre, zum Nest hinauszuwerfen — weil er einen sehr großen, gelben Schnabel hat und frecher ist als sie."

So sprach Rodrigo Rangel.

39.

Mit der Errichtung der christlichen Kapelle auf dem großen Teocalli hatte Cortes den Mexikanern ins Weiße des Auges gegriffen. Ihm, dem Feinhörigen, wurde seitdem ein unterirdisches Rollen und Grollen wohl vernehmbar. Die Schwüle in Mexico war plötzlich atembeklemmend geworden.

Häufiger als bisher kam der hohe Adel in den alten Tecpan und hielt Beratungen mit dem gefangenen König ab. Orteguilla, der sonst immer zugegen gewesen war, wurde ausgeschlossen. Und Cortes, mochte er auch ungern auf die Auskünfte seines kleinen Spions verzichten, konnte es diesmal nicht durchsetzen, daß die Anwesenheit des Knaben bei den Gesprächen geduldet wurde. Er stieß auf einen so hartnäckigen Widerstand, daß er — unsicher geworden — die Sache auf sich beruhen ließ. Orteguilla aber weinte viel und sagte zu Rabenblume: er fühle, Böses sei im Gange, und gewiß werde er bald verspeist werden . . .

Eines Tages erwirkte der Vorsteher des Hauses der Teppiche einem Boten — einem soeben von der östlichen Meeresküste nach Tenuchtitlan gelangten Steuereinnehmer — Zutritt zum Zornigen Herrn. Nach einem stundenlangen heimlichen Zwiegespräch mit diesem Boten, war Monte=

zuma verwandelt, als wäre er von einem Zauberstab berührt worden.

Achtzehn große Wasserhäuser, bemannt mit weißen Göttern, erzählte ihm der Steuereinnehmer, seien eine Sonne — eine Tagreise — südlich der christlichen Hafenfestung an der Meeresküste erschienen. Und er zeigte ein von seinem Menschenmaler bemaltes Hirschhautpergament vor. Als mexikanischer Beamter habe er es für seine Pflicht gehalten, nachzuforschen, wer die Ankömmlinge seien, und habe sich an das Wasserhaus des Führers heranrudern lassen. Dort auf dem Wasserhaus habe er zwei Gelbhaarige wiedererkannt, die er vor weniger als einem halben Jahr in Tenuchtitlan gesehen hatte. Der eine trage je einen Buckel auf dem Rücken und auf der Brust —

Der werde der Narr genannt, unterbrach ihn Montezuma.

Der andere, hasenschartig, kropfig, einbeinig sei der häßlichste Mensch . . .

Dem sei von den Totonaken — unterbrach Montezuma von neuem — der Name „Großer Zauberer von Tzimpantzinco" verliehen worden. Der Grüne Stein habe beide mit seinem Neffen in das an die Tabascoküste grenzende Zapotekenland geschickt, wo sie nach weißem und gelbem Götterdreck forschen sollten.

Der Steuereinnehmer setzte seinen Bericht fort. Der Bucklige und der Häßliche hätten sich ihm als Dolmetscher angeboten, und der Oberfeldherr, ein großer stämmiger Mann, habe ihn überaus freundlich empfangen und ihm durch die Dolmetscher sagen lassen: er sei ein Abgesandter

des mächtigen Königs, der in der östlichen Welt herrsche; und er sei gekommen, Montezuma zu befreien und die Verbrecher in Ketten zu legen und zu züchtigen, welche ihn wider alles Recht gefangen hielten: keinerlei Befehl vom östlichen König habe der Grüne Stein; der lügnerischen Anmaßung dieses Rebellen und Seeräubers werde er nun bald ein Ende bereiten, denn er habe auf seinen achtzehn Schiffen dreizehnhundertfünfzig weiße Götter — fast dreimal soviel wie der Grüne Stein — dazu achtzig Hirschungeheuer und zwölf große Donnerwaffen; sobald er sein Heer ausgeschifft habe, werde er nach Sempoalla ziehen, den Totonakenkönig zwingen, die Oberherrschaft Montezumas wieder anzuerkennen, und gemeinsam mit den Totonaken dem Grünen Stein eine Schlacht liefern — falls dieser so unsinnig sein sollte, die Schlacht anzunehmen.

Und der Steuereinnehmer überreichte Montezuma eine Halskette aus brillantierten Glasperlen. Sie war ihm vom Feldherrn gegeben worden mit der Bitte, sie eilends dem Könige Mexicos zu bringen und ihm vom weißen Gott auszurichten: nicht verzweifeln solle er, — die Erlösung nahe!

Montezuma hieß den Steuereinnehmer sofort an die Meeresküste zurückkehren. Doch solle er Seitenpfade einschlagen, damit der Grüne Stein von dem Botengang nichts erfahre. Lastträger gab ihm Montezuma mit, die Goldgeschenke schleppten — von gleichem Wert wie die einst Cortes zugesandten Begrüßungsgeschenke. Und er gab ihm auch einen Brief mit, worin bildlich ausgedrückt war: ich warte, ich hoffe, ich vertraue.

40.

Mehrere Tage hütete Montezuma streng sein Geheimnis. Nur einem Manne, nur dem Mexikaner-Priesterchen, verriet er die ungeheuerliche Kunde. Gleich nach seinem Gespräch mit dem Steuereinnehmer hatte er den Hohenpriester zu sich beschieden und mit erstaunlicher, ihn selbst fremd anmutender Willenskraft darauf bestanden, daß nun endlich das Götter-Orakel sich vernehmen lasse.

Bedrückt und kleinlaut war der Hohepriester. Längst hatte er eingesehen, wie kurzsichtig seine Handlungsweise gewesen war. Weil ihm sein Wunsch, den Sternhimmel des Huitzilopochtli-Turmes mit Edelsteinen zu verkleiden, abgeschlagen worden war, hatte er den Groll des Himmels gegen den König verkündet und damit nicht wenig zur Entmannung des Aztekenreiches beigetragen. Mitgetroffen von der Strafe, die er auf den Zornigen Herrn herabgefleht hatte, seufzte Mexico, seufzte das aztekische Priestertum. Ein Gefangener war der König, aber auch die Götter Mexicos waren Gefangene. Und christliche Gesänge erschollen auf dem Schlangenberge.

Doch in den letzten Monaten hätte er kein günstiges Orakel vorbringen können, ohne dem Glauben an die Götter Abbruch zu tun. Erst jetzt — dank dem Geheimnis, das niemand in Tenuchtitlan bekannt war außer dem König und ihm — durfte er es wagen und den Umschwung verkünden.

Er drang darauf, Montezuma müsse in den Schlangenberg kommen und bei der Befragung des heiligen Nopalbaumes zugegen sein. Montezuma versprach, von Cor-

tes die Genehmigung zu fordern und sich nicht abweisen zu lassen . . .

41.

Hundertfünfzig Kastilier begleiteten tags darauf den König und den königlichen Hofstaat in den Haupttempel Mexicos. Es war das erste Mal, daß Montezuma das Gelände der großen Pyramide, daß er überhaupt ein Heiligtum seit seiner Gefangennahme betrat. Die Erlaubnis, den Schlangenberg zu besuchen, war ihm von Cortes zuerst abgeschlagen und schließlich nur unter der Bedingung gewährt worden, daß kein Menschenopfer falle. Als aber Olid, Lugo und Tapia mit dem König die Pyramidentreppe emporklommen, hörten sie Jammerschreie vom Menschenwürgeplatz herabschallen und, oben angelangt, sahen sie — wenn auch die Leichen fortgeschafft waren — die furchtbaren Spuren der Opferhandlung: karminrot troff der Adlerstein; und das Mexikaner-Priesterchen hatte noch nicht Zeit gefunden, sein weißes Schlächtergewand und seine weiße Haube abzulegen. Die Kastilier sahen es und taten als sähen sie es nicht. Denn Cortes wünschte keinen Konflikt.

Im Sanktuar des Kriegsgottes räucherte Montezuma. Dann stieg er wieder in den Tempelhof hinab und begab sich mit dem Mexikaner-Priesterchen und dem Orakel-Künder in die — einen kleinen Felsen krönende — altersmorsche Kapelle des heiligen Nopalbaumes.

Den Feldobristen war der Eintritt verwehrt worden. Wartend standen sie vor dem Mittelpunkt-der-blauen-

Erdscheibe, dem heiligsten der Heiligtümer, dessen weißgetünchtes Gemäuer den zeitzermürbten Orakelbaum umgab. Deutlich hörten sie das Wimmern eines einjährigen Kindes.

„Was schaffen die dort?" fragte Olid „Die drei trugen kein Kind . . ."

„Es muß vordem hineingebracht worden sein", bemerkte Tapia.

„Montezuma wird doch nicht das Kind verspeisen?" fragte Lugo scherzend, wie er immer scherzte, auch wenn er empört war.

„Nein, er fastet noch", versetzte Olid. „Marina sagte mir, daß ein Adler das Kind frißt, und das sei das Orakel."

„Dieser Schuft von König", stieß Lugo leise hervor, „hält seine Versprechen wie ein Trunkener die Richtung hält! Der Besuch dieser prunkstarrenden Fleischbänke wurde ihm ja nur gestattet, nachdem er sein Wort gegeben, daß heute nicht gemetzgert wird!"

„Vorhin als wir über den Tempelhof gingen," sagte Olid, „schaute ich in eins der kleineren Höllenhäuser dieser Teufelspriester hinein. Da brutzelte es lustig auf dem Herde. Lauter volle Schüsseln dampften da — in der einen Schüssel ein gekochter Menschenfuß, in der anderen ein geschmorter Menschenkopf, in der dritten ein gebratener Menschenarm. Und einige schwarzgeschminkte Pfaffen kauerten rings umher, knabberten und schmatzten . . ."

„Und wenn sie derlei herunterschlingen, sagen sie: ich esse und kaue meinen Gott: — nitlaqua noteouh!" ergänzte Tapia.

„Es soll genau wie Schweinefleisch schmecken — ein Schiffbrüchiger beschrieb es mir, der es wissen mußte . . . Da! jetzt kreischt das Kind! . . . Hört Ihr's?" flüsterte Lugo.

„Was schert es uns! Don Hernando hat uns angewiesen, meine Herren, in dieser Hölle nichts zu hören und nichts zu sehen!" knurrte Tapia und spuckte wütend auf den Boden, als wollte er sich damit Luft machen.

„Don Hernando ist eines Fingernagelgeschwürs wegen daheim geblieben und hat es leichter als wir, blind zu sein! . . . Es soll allerdings Vulkane geben, die zu brodeln anfangen, wenn man sie ansieht . . ."

Mit den beiden Priestern trat jetzt Montezuma strahlend aus dem Heiligtum. Die Frage Olids, ob er mit der Botschaft seiner Götter zufrieden sei, bejahte er einsilbig. Den Wortlaut des Orakels verschwieg er den Feldobristen.

Der Wunderbare Huitzilopochtli hatte den Vernichtungskrieg gegen die Söhne der Sonne anbefohlen.

42.

Orteguilla weinte immerzu. Er war wie ein Vogel, der vor Beginn eines Erdbebens hin und her flattert und selbst nicht weiß, was ihn ängstigt. Er fühlte, daß eine Veränderung vor sich gegangen war und hätte doch nicht angeben können welche — außer daß Montezuma ihn nicht mehr verhätschelte, nicht mehr beschenkte, nicht mehr so herzlich mit ihm sprach wie früher.

Bald nach dem Besuch im Schlangenberg sagte Mon-

tezuma zum Vorsteher des Hauses der Teppiche, es sei sein Wunsch, daß das große Freudenhaus von Tlatelolco zerstört werde. Der Befehl wurde sofort ausgeführt, das Gebäude wurde niedergerissen, und die Freudenmädchen wurden im Schilfsee ertränkt. Und nachdem dies geschehen war, führte Montezuma ein ernstes Gespräch mit Cortes.

Die Zeit sei um. Nach dem Lehnseid habe Cortes mit dem Christenheer in das Land jenseits des Meeres zurückkehren wollen. Das müsse er jetzt ausführen. Nicht daß die Anwesenheit der Christen in Tenuchtitlan ihm selbst etwa lästig wäre. Im Gegenteil. Er habe die Söhne der Sonne liebgewonnen und trenne sich ungern von ihnen. Doch weil er sie lieb habe, wünsche er ihren Tod nicht. Er würde sie aber, falls sie länger blieben, vor dem Untergang nicht bewahren können. Denn der Kriegsgott Huitzilopochtli verlange neuerdings die Ausrottung der Sonnensöhne.

Cortes erwiderte mißmutig:

„Euer Kriegsgott sagt, was Eure Priester sagen. Und den Mund Eurer Priester könnten Majestät wohl stopfen . . . Doch sei dem wie ihm wolle. Ich habe unseren Aufenthalt in Mexico stets als vorübergehend betrachtet und habe vor, in meine Heimat zurückzukehren. Das ist jedoch so leicht nicht auszuführen, wie Euer Majestät anzunehmen scheinen. Die elf großen Schiffe, die uns über das Meer brachten, sind ein Raub der Flammen geworden. Ich muß erst an der Küste elf neue große Schiffe bauen lassen, ehe ich — frühestens nach einem

Jahr — an die Rückreise denken kann. Sofort werde ich meinen Schiffbaumeister nach Vera Cruz senden und ersuche Euer Majestät, mir aztekische Zimmerleute zur Verfügung zu stellen."

Montezuma spürte den Hohn so deutlich, daß er fürchtete aufzubrausen, ein unbedachtes Wort zu sprechen. Mit aller Mühe zwang er sich, seinen lächelnden Gleichmut zu bewahren. Und er sagte zu, die Zimmerleute zur Verfügung zu stellen. Auch das war ein grimmer Hohn, da er wußte, was an der Meeresküste vorging. Und fast hätte er hell aufgelacht.

Martin Gutiérrez, der Schiffbaumeister, brach mit vielen hundert aztekischen Zimmerleuten und Arbeitern nach Vera Cruz auf — noch bevor Cortes von Sandoval einen Brief erhielt, der ihn aus dem Himmel seiner Ahnungslosigkeit riß.

43.

Der Schiffbaumeister hatte bereits den Popocatepetl hinter sich, als er in einer engen Schlucht laufenden Lastträgern begegnete, welche wunderliche Lasten trugen. Über und über mit Stricken verschnürt saßen auf Tragsesseln sechs Europäer, unfähig ein Glied zu rühren, als wären sie Warenballen. Ein siebenter ungefesselter Kastilier wurde hinterdrein getragen; und in ihm erkannte Martin Gutiérrez näher kommend einen gewissen Ruy de Venegas, einen Untergebenen Sandovals.

So eng war die Schlucht, daß die Träger ihren Lauf unterbrechen und im Schritt am langen Zug der

aztekischen Arbeiter sich vorbeidrängeln mußten. Die Zungen der lebenden Warenballen waren nicht gefesselt, und eine Schlammflut von Schimpfereien und Flüchen ergoß sich über den baß erstaunten Schiffbaumeister. Als er an Ruy de Venegas vorbeikam, hielt er ihn an, begrüßte sich mit ihm und fragte nach Ursache und Zweck des merkwürdigen Transportes.

„Wer sind die Leute?" fragte er.

„Die ersten Racheengel des Gobernadors von Kuba, Vorboten einer größeren Schar!"

„Wo kommen sie her?"

„Aus Sempoalla."

„Was?! . . ."

„Ja. Pánfilo de Narváez, der Neffe des Diego Velázquez, hat im Süden von Vera Cruz dreizehnhundertundfünfzig Mann aus achtzehn Karavellen ausgeschifft, ist ins Totonakenland gezogen, hat Freundschaft mit unserem dicken Kaziken geschlossen und residiert nun in Sempoalla. Dort hat er eine Gerichtssitzung abgehalten — seine eigenen Soldaten verlachten die Afferei — und er hat Cortes zum Tode verurteilt!"

„Zum Teufel! Das weiß Cortes noch nicht!"

„Inzwischen wird er es durch einen Schnellboten Sandovals erfahren haben. Erst vor drei Tagen zog Narváez in Sempoalla ein. Wir hörten's von einem totonakischen Kundschafter und auch, daß Narváez Absichten auf die Hafenfestung habe. Unsere kleine Mannschaft beschloß, Cortes Treue zu halten. Wir ließen uns nicht blicken, als sechs Mann angerückt kamen."

„Warum nicht mehr?"

„Don Pánfilo meinte vermutlich, seine Aufforderung sei wie die Trompeten von Jericho und reiße Mauern nieder ohne Schwertstreich. Als Herolde seines Willens hatte er einen Geistlichen, namens Guevara, ferner einen gewissen Amaya — einen Verwandten des Diego Velázquez —, einen Gerichtsschreiber Vergera und drei Zeugen abgesandt. Wir aber hatten beschlossen, diese Narren, die uns Verrat zumuteten, gehörig abblitzen zu lassen. Daher ließen wir uns nicht blicken, als sie herankamen, so daß sie bloß schaufelnde Indianer an den Festungswerken sahen. Sie schritten durchs Stadttor, schritten durch die Gassen und begegneten keiner Menschenseele, mußten wohl glauben, in einer verzauberten Stadt zu sein. Am Marktplatz gewahrten sie, daß die Kirchentür offen war; sie traten ein, knieten, beteten und dann überlegten sie, welches wohl das Haus des Kommandanten sein möge, denn niemand war, den sie hätten fragen können. Weil es ihnen am größten schien, gingen sie geradewegs in Sandovals Haus hinein. Dort, im Sitzungszimmer versammelt, hatten wir auf der Lauer gelegen, hatten durchs Erkerfenster die Großspurigen beobachtet. Herablassend rief uns der Geistliche ein ‚Wohl ergehe es Euch' zu, und schmunzelnd erwiderten wir den Gruß. Als er sich aber darüber ausließ, wieviel Geld Don Diego Velázquez in die Ausrüstung der verbrannten Schiffe gesteckt habe, und als er Cortes einen Dieb nannte, der das ihm anvertraute Gut schmählich veruntreut habe, wurde es uns doch zu bunt, und einige von uns hätten den Verleumder

übel zugerichtet, hätte Sandoval sie nicht abgehalten. Sandoval verwies dem Clerigo die Lügenreden und sagte sich erhitzend: nur aus Rücksicht auf seinen geistlichen Rock wolle er von einer Bestrafung absehen. Aber auch Pater Guevara geriet in Wut, drohte uns den Galgen an, falls wir uns Narváez nicht ergeben wollten, und befahl seinem Sekretarius ein Schriftstück zu verlesen. ‚Das verbiete ich!‘, rief Sandoval. ‚Zeigt den Wisch meinetwegen in Mexico vor! Wer ihn hier verliest, erhält hundert Stockprügel!‘ Guevara wiederholte den Befehl, Sandoval wiederholte das Verbot. So ging das eine Weile, bis Sandoval alle sechs auf Tragsessel binden ließ und mir den Auftrag gab, sie nach Tenuchtitlan zu bringen und die Tlamamas an allen Rastorten zu wechseln, damit wir im Laufschritt Tag und Nacht reisend am vierten Tage bei Cortes sind."

„Cortes versteht es, fliegenden Pfeilen auszuweichen," sagte Martin Gutiérrez. „Sogar fliegende Musketenkugeln vermag er aus der Bahn zu lenken, sie wohl gar ins Feuerrohr zurückzubannen . . . Ich hab's erlebt . . . Doch ob diesmal seine Waffensalbe stark genug sein wird . . .?"

„Wollt Ihr nicht umkehren, Señor?"

„Nein. Sandoval kann Leute brauchen."

„Laßt Euch von Narváez nicht abfangen!"

„Es gibt viele Wege nach Vera Cruz!"

Sie trennten sich. Und Martin Gutiérrez schwenkte nach Nordosten ab, um Sempoalla zu umgehen.

Montezuma blieb es nicht verborgen, daß ein aus der Hafenfestung von einem Schnellboten überbrachter Brief Cortes in große Bestürzung versetzt hatte. Doch als er bald darauf mit Cortes zusammenkam, war jede Spur der Bestürzung geschwunden. Sie spielten Patolli und lachten. Ihre Augen aber lösten derweilen Rätsel. Ihre Blicke suchten sich zu ergründen, einzudringen in die tiefsten Verließe ihrer Seelen. Weißt du's oder weißt du's nicht? forschten die Augen des Cortes. Weißt du's oder weißt du's nicht? forschten die Augen Montezumas.

Und eine schlaflose Nacht hatte darauf Montezuma. Er überlegte: je später Cortes das Geheimnis erfährt, um so vernichtender muß der unerwartete Schlag ihn treffen. Allzuspät wiederum darf er es nicht erfahren, sonst würde er sich rächen für die Verheimlichung . .

Und als Cortes mit Offizieren und Soldaten am folgenden Morgen Montezumas Gemächer betrat, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, brach Montezuma in ein helles, beinahe krankhaftes Lachen aus und war längere Zeit nicht imstande es niederzukämpfen. Cortes besaß genug Humor, sich nicht gekränkt zu fühlen.

„Es freut mich, daß Euer Majestät so munter sind. Ich darf wohl mit Recht annehmen, daß Majestät einen besonderen Grund zu solcher Heiterkeit haben!"

„Freilich habe ich Ursache, mich zu freuen!" sagte Montezuma, plötzlich ernst werdend. Und er ließ sich vom Weiblichen Zwilling ein Hirschhautpergament reichen.

„O Grüner Stein", sagte er vorwurfsvoll das Pergament

entfaltend. „Warum bist du nicht offen gegen mich! Warum hast du es vor mir verborgen gehalten! Eben habe ich es durch einen Boten erfahren: achtzehn große Wasserhäuser sind — nicht weit von deiner Meeresfestung — an der Küste erschienen, und viele eurer Brüder und Hirschungeheuer sind an Land gegangen. Du mußt das schon lange gewußt haben . . ."

„Ich habe es nicht gewußt!" rief Cortes erregt.

Montezuma reichte ihm lächelnd die Bilderhandschrift hin, auf der die achtzehn Schiffe und ihre Bemannung gemalt waren.

„O großer Krieger, o weißer Gott!" sagte Montezuma mit unverhohlenem Hohne. „Ich hätte wohl Ursache, gekränkt zu sein. Doch mehr Ursache habe ich, froh zu sein. Wir werden nicht mehr ein Jahr lang Wasserhäuser bauen müssen an der Meeresküste. Du und alle Söhne der Sonne werdet nun bald auf den Wasserhäusern eurer Brüder ins Land des Sonnenaufgangs zurückkehren!"

Kastilische Soldaten eilten laut jubelnd zum Saal hinaus, ihren Kameraden die Glücksnachricht zu verkünden, daß der Kaiser Don Carlos ihnen ein Hilfsheer gesandt habe. Alle christlichen Soldaten, Lagerdirnen und Tlascalteken lärmten jauchzend, von einem Taumel gewirbelt. Und während draußen Freudenschüsse aus Musketen- und Feldschlangenrohren erschollen, brachte Cortes es übei sich, den König anlächelnd zu sagen:

„Dank sei dem Allmächtigen, der im rechten Augenblick hilft!"

45.

Wutschnaubend kam der Priester Guevara in Tenuchtitlan an. Luis Marín war ihm von Cortes entgegengeschickt worden, um ihn und seine fünf Leidensgefährten von den Tragsesseln loszubinden und Entschuldigungen im Namen des General-Kapitäns vorzubringen. Doch die Entschuldigungen hatten die Wut nur gesteigert. Und Cortes gegenübertretend zeterte der Priester und schleuderte Bannflüche.

Geduldig ließ Cortes die Zornwellen über sich ergießen. Er wartete ab, bis die rotverquollenen Strafpredigeraugen abblaßten, abschwollen, wieder fähig wurden, die Umwelt zu schauen. Dann schlug er einen Rundgang durch die Stadt vor.

Der Anblick der Pracht Tenuchtitlans tat seine Wirkung. Verdutzt und ein wenig beklommen gab Guevara zu, daß es kein Kinderspiel gewesen sei, ein so mächtiges Reich der spanischen Krone anzugliedern.

„Und wenn alles Erreichte in Frage gestellt wird, Padre, — meint Ihr, daß der Kaiser Don Pánfilo dafür loben wird? Ihr seid doch ein kluger Mann — wie denkt Ihr darüber?" fragte Cortes bestrickend liebenswürdig.

Guevara gab keine Antwort — und das konnte als Antwort gedeutet werden. Die Liebenswürdigkeit des General-Kapitäns machte ihn befangen.

Und dann wurde er vor die angehäuften Goldschätze geführt.

„Noch ist dies Gold das Eigentum unseres Kaisers . . ." sagte Cortes.

„Gott verhüte . . .!“ rief Guevara erschreckt aus.

Sie hatten sich verstanden.

„Gott hat es in Eure Hand gelegt, Señor!“ sagte Cortes. „Vergeßt auch nicht das Kreuz auf der großen Tempelpyramide . . .“

Und er ließ an Guevara und seine Begleiter reiche Goldgeschenke verteilen.

In weniger als vierundzwanzig Stunden waren aus Feinden Freunde geworden.

Guevara versprach, bevor er nach Sempoalla aufbrach, Narváez' Heer günstig zu beeinflussen. Cortes gab ihm drei Briefe mit: einen an Narváez, einen an Lucas Vázquez de Aillón, Auditor beim Hieronymitenorden auf Haïti, und einen an den Sekretär des Gobernadors von Kuba, Andrés del Duero, der einst seine Bestallung zum General-Kapitän „mit bester Tinte“ geschrieben hatte. Im Brief an Narváez erinnerte Cortes ihn an ihre einstige Freundschaft, an ihre gemeinsam erlittenen Strapazen bei der Pazifizierung der Insel Kuba; er machte ihm freundschaftliche Vorwürfe, daß er keinen Brief gesandt, daß er von seiner Ankunft und seinen Absichten ihn nicht verständigt habe, daß er den Titel General-Kapitän sich beilegend in den dem Kaiser gewonnenen Provinzen schalte und walte, friedliche Völker zum Kampf aufstachele; und er beschwor ihn, das glücklich begonnene Werk der Bekehrung dieser Heidenvölker nicht zu zerstören, sondern vereint mit ihm das Werk zu fördern, auf daß sie beide es zu Gottes und des Kaisers Ruhm und Vorteil zu Ende führen könnten.

Pater Olmedo schloß sich Guevara an und nahm viele schwere Koffer mit nach Cempoalla.

46.

Drei Tage später — nach schwerstem, innerem Kampf, denn das gärende Tenuchtitlan in diesem Augenblick zu verlassen war ein Wagestück ohnegleichen — zog Cortes mit nur siebzig Mann Narváez entgegen. Olid, Avila, Lugo, Tapia und Ordás — der vor kurzem von seinem ersten, mißglückten Versuch, den Jungbrunnen zu entdecken, plänereich und unbeirrbar zurückgekehrt war — begleiteten ihn. Den Rest des Heeres, hundertundfünfzig Soldaten, Beamte und Handwerker, ließ Cortes unter dem Oberbefehl Alvarados zur Bewachung Montezumas und der Goldschätze in Tenuchtitlan zurück.

Es wurden jetzt in mexikanischen Landen viele Briefe geschrieben. Sandoval hatte Guevara ungefähr hundert Briefe abgenommen, Drohbriefe, Schmähbriefe, Mahnbriefe, Bestechungsbriefe an die Anhänger des Cortes. Und von Velázquez de León, der — nachdem er in Cholula eine Kriegssteuer erhoben und in Tlascala den Fürsten Fichtenzweig dem Gericht übergeben hatte — in die Provinz Coazacualco (das Land der Schlangenpyramide) am Südostmeer mit seinen hundertfünfzig Mann gezogen war, dort eine Kolonie zu gründen, erhielt Cortes — noch in Tenuchtitlan — einen Brief, dem ein Brief des Narváez beigeschlossen war. Im Brief Don Pánfilos wurde Velázquez de León an seine Verwandtschaft mit der Familie Velázquez gemahnt und aufgefordert, vom

Rebellen und Piraten Cortes abzufallen, sich dem Heer des Gobernadors von Kuba anzuschließen. In seinem Brief an Cortes aber versicherte ihn Velázquez de León seiner Freundschaft und teilte mit, er verlasse das Land der Schlangenpyramide, um in Cholula, wenn Cortes nach Sempoalla ziehe, mit ihm zusammenzutreffen und ihm seine hundertfünfzig Mann zuzuführen.

Beim Lesen dieser Briefe war wohl ein Schatten von Mißtrauen durch Cortes' Seele gezogen und hatte sofort klarer Einsicht weichen müssen, wie ein Gespenst dem Tagesschein weicht. Auf wen war Verlaß, wenn nicht auf den Treuesten der Treuen. Und dennoch eine Spur, unsichtbar wie ein Duft, hatte der Schatten zurückgelassen — ein kaum bewußtes Angstgefühl. León hieß Velázquez. Er war einst an den Sanddünen ein erbitterter Gegner gewesen. Und seit am Süßwassersee von Xochimilco La Aztecas wegen Marina Tränen vergossen hatte, war zwischen ihm und Cortes eine leise Verstimmung . . .

Cortes ließ Marina in Tenuchtitlan zurück. Sie hatte beim Ringkampf mit Montezuma Schaden genommen und mußte das Bett hüten. Zum erstenmal verließ er sie, voll böser Ahnungen verließ er sie, die ihrer schweren Stunde entgegensah, während Trompeten auf dem Blachfeld schmetterten.

Von Montezuma Abschied nehmend sagte er: nach Sempoalla ziehe er aus keinem anderen Grunde als nur um seine Brüder zu begrüßen und zu hindern, daß sie mexikanisches Land verwüsteten. Auch wolle er sie bitten,

ihn und sein Heer — sobald sie die Rückreise antreten sollten — mit auf ihre Schiffe zu nehmen. In wenigen Wochen werde er nach Tenuchtitlan zurückkehren und hoffe, daß Montezuma in der Zwischenzeit die Azteken zügeln und eine Kränkung der zurückbleibenden, Alvarado unterstellten Christen nicht dulden werde.

Montezuma versprach es.

Zweimal schon — vor bald einem Jahr — hatte Cortes während kurzer Abwesenheit sich von Alvarado vertreten lassen und beide Male hatte er es bereut: der Tod des alten Suárez in der Tonne, langwierige Zwistigkeiten mit Avila waren die Folgen gewesen. Und dennoch hatte er ihn jetzt wieder zu seinem Stellvertreter ernannt, weil niemand besser mit Indianern umzugehen wußte; — den Tlascalteken sowohl wie den Azteken war er die Sonne — eine funkelnde, schöne wenn auch sengende Sonne — und so sehr stand er in Gunst bei Montezuma, daß er fordern und erwirken konnte was er wollte.

Vor der Abreise hatte Cortes ihm oft und eindringlichst eingeschärft, Frieden mit den Azteken zu halten um jeden Preis. Und bei seinem letzten Gespräch mit ihm sagte er:

„Die Gefahr ist furchtbar. Kennte ich nicht die Fehler und Schwächen Don Pánfilos, ich müßte verzweifeln. Auch hoffe ich auf die Klugheit Pater Olmedos und das Gold in seinen Koffern . . . Fast noch größere Gefahr droht euch Zurückbleibenden. Geht der Gefahr geflissentlich aus dem Wege! Und sollten die Azteken sich dennoch erheben, so rettet mein Heer und den Goldschatz auf den

Brigantinen! Daß wir die Brigantinen gebaut haben, ist mein bester Trost. Ohne die Brigantinen wäre ich nicht imstande, Narváez entgegenzuziehen . . . !"

47.

In Geschwindmärschen wurde der Wassergau durcheilt, die erste Kordillerenkette überklommen. Als Cortes sich der heiligen Stadt näherte, pochte sein Herz und ließ sich nicht zur Ruhe zwingen. Alles war verloren, wenn León ihn im Stiche ließ. Und kein Bote hatte bisher die Ankunft des Hauptmanns gemeldet. Unerträglich wurde die Spannung.

Doch Cortes hatte seinem Freunde Unrecht getan. Am Stadttor Cholulas kam León ihm entgegengeritten. Sie umarmten sich, zerdrückten sich die Hände, und ihre Augen schwammen in feuchtem Glanz.

Und weiter zogen sie ostwärts. Schon hatten sie Tlascala und die Große Mauer hinter sich, als ihnen, in einer von Tlamamas getragenen Sänfte, Pater Olmedo begegnete. Er brachte gute Nachrichten. Narváez stand bei seinen eigenen Leuten wenig in Ansehen, war unbeliebt, seine Großprahlereien wurden nicht ernst genommen. Guevara hatte den Leuten den Mund wässerig gemacht mit seiner Beschreibung der Herrlichkeiten Mexicos. Die Worte und Gaben Olmedos waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Fruchtlos freilich war sein Versuch geblieben, Narváez selbst für den Frieden zu gewinnen, obgleich Lucas Vázquez de Aillón, der Auditor des Hieronymitenordens, seinen Bitten und Ermahnungen beigetreten war.

Der heißspornige Auditor hatte sich sogar hinreißen lassen, Narváez den Tod und die Beschlagnahme seiner Güter anzudrohen, da er durch einen frevelhaften Krieg, nur um Diego Velázquez zu rächen, die Heidenbekehrung vernichten, Gott und den Kaiser schädigen wolle. Zu feige, Vázquez de Aillón zu strafen, hatte Narváez ihn auf eines der achtzehn Schiffe bringen lassen und nach Kuba zurückgeschickt. Von Olmedos schon beschlossener Einkerkerung war Narváez durch den Sekretär Andrés del Duero abgebracht worden. Doch wurde Olmedo aus Sempoalla hinausgewiesen.

Er überbrachte Cortes einen frechen Brief Don Pánfilos. Cortes sandte eine höfliche Antwort zurück und setzte den Weg nach Osten fort.

Beim Weißen Mondgefilde stieß Sandoval mit sechzig Mann aus Vera Cruz zu ihm.

Zwei von diesen, Alfonso Palanco und Bernardo Mendez, hatten vor wenigen Tagen als indianische Fruchthändler verkleidet und bemalt — sie sprachen ausgezeichnet Mexikanisch — sich in Sempoalla eingeschlichen und, frei unter den Leuten des Narváez umhergehend, gekundschaftet. Cortes erfuhr von ihnen alles, was ihm zu wissen nötig war.

Unter anderem hatten sie in Erfahrung gebracht, daß Narváez vom Narren Madrid und dem alten Heredia gänzlich falsch unterrichtet worden war. Diese beiden Überläufer hatte Pizarro, Cortes' Neffe, in Tabasco zurückgelassen; und zufällig waren sie an die Meeresküste gekommen, als die Armada nahte. Sie hatten sich noch

vor der Landung auf das Flaggschiff begeben, wo ihnen Narváez gutes Essen und noch besseren Wein vorsetzen ließ. Und essend und trinkend hatten sie, sei es aus Dankbarkeit, sei es aus Großsprecherei, die Bewirtung und den Gastgeber in den Himmel gehoben und über die schmale Kost, die Hungerleiderei und Plackerei in Mexico Klage geführt: fast nur von Mais und Maiswürmern nährten sich die Soldaten des Cortes; Wein bekämen sie überhaupt nicht zu sehen; ein Hundeleben führten sie; Cortes gönne ihnen keine freie Stunde, strafe die geringsten Vergehen mit dem Tode und habe siebenhunderttausend Dukaten in die eigene Tasche wandern lassen — darum verabscheuten ihn seine Soldaten und würden Don Pánfilo als Befreier begrüßen.

In Sempoalla bewohnte Narváez den Haupttempel wie Cortes vor einem Jahre. Ohne Schwertstreich hatte der dicke Kazike die Stadt übergeben, nachdem der Narr Madrid, als Gesandter des Narváez, ihm auseinandergesetzt hatte, daß Cortes gar kein weißer Gott sondern ein Räuber sei. Eifriger als Narváez betrieb seitdem der dicke Kazike den Krieg gegen Cortes, dessen Räubertum er von jeher durchschaut zu haben behauptete. Und er bedauerte, keine zweite dicke Prinzessin zu haben, die er Narváez zur Ehefrau geben könnte. Die dicke Prinzessin aber war Mutter geworden und glaubte, ihrem Vater zum Trotz, an die Göttlichkeit ihres Sprößlings.

Viel Lustiges wußten die Kundschafter auch vom besten Freunde des Narváez, dem Hauptmann Salvatierra zu berichten. Dieser Eisenfresser und miles gloriosus nannte

Cortes nie anders als Cortesillo, „das Corteslein". Er verschwor sich, Cortes die Ohren abzuschneiden, sie zu braten und zu essen. Als die beiden Kundschafter Sempoalla verlassen wollten, sahen sie das Pferd Salvatierras unbewacht vor einem Hause und führten es fort. Auf einem anderen Pferde eilte Salvatierra den vermeintlichen Indianern nach und erwies sich, zur Schadenfreude seiner ihm von der Stadtmauer nachblickenden Kameraden, als erbärmlicher Feigling. Alfonso Palanco und Bernardo Mendez setzten sich zur Wehr, verjagten ihn und brachten das Pferd nach Vera Cruz.

48.

Die letzten Höhenzüge wurden überwunden, das Irdische Paradies wurde erreicht. Cortes hielt eine Musterung seines Heeres ab. Er zählte zweihundertsechsundsechzig Mann und fünf Pferde.

Der Sekretär Andrés del Duero hatte — nicht ohne Mühe — von Narváez die Erlaubnis erwirkt, Cortes besuchen zu dürfen. Noch vor kurzer Zeit hätte Cortes sich ungern daran mahnen lassen, daß er auf Kuba einst für seine Ernennung zum General-Kapitän dem Sekretär eine Beteiligung an den Erträgnissen des Unternehmens versprochen hatte. Doch jetzt war seine Freude aufrichtig, Andrés del Duero wiederzusehen, dessen eigennütziger Vorteil ihm Erfolg wünschen mußte. In stundenlangem Gespräch erörterten sie die Möglichkeiten einer friedlichen Lösung. Schließlich nahm der Sekretär den Hauptmann Velázquez de León — der erst sich wei-

gerte und von Cortes überredet werden mußte — mit zu Narváez.

Narváez saß mit seinen Hauptleuten — Salvatierra, Gamarra, Juan Juste und anderen — beim Mittagsmahl, als León und Duero ankamen. Jovial lud Don Pánfilo seinen Vetter zu Tisch: bei ihm gebe es noch Wein — Pedro Ximenes — und gepökeltes Fleisch. Daß Don Pánfilo und seine Tischgenossen dem Wein zugesprochen hatten, war an ihren geröteten Gesichtern und ihrem derben Gelächter ersichtlich. León entschuldigte sich, seine Zeit sei kurz bemessen; nur sich mit seinem Verwandten zu begrüßen, sei er gekommen und nach einer Lösung zu suchen, die den Streitfall beilegen könnte.

„Kommt, eßt und trinkt, Don Juan, und sucht nicht den Stein der Weisen!" lachte Narváez. „Den Streitfall werde ich auf dem Schlachtfeld beilegen — das wird die glücklichste Lösung sein!"

Die anderen lachten.

„Wenn es Euch glückt!" bemerkte León.

„Oho! wir haben die vierfache Übermacht!"

„Die hatte auch Goliath — und doch blieb David Sieger!"

„Er hält zum Cortesillo! zu diesem Nichts, zu diesem Weniger-als-nichts!" feixte Salvatierra. „Für unsereins lohnt's ja gar nicht den Fuß zu heben, solch ein Insekt, solch eine Milbe zu zertreten wie den Cortesillo — der kleine Finger genügt! Da schaut: so wischt man's weg! — und nicht einmal ein Fleck bleibt auf dem Tischtuch!"

„Seid vernünftig, Don Juan, bleibt bei uns! Ihr wißt nicht, daß Cortes verloren ist, aber ich weiß es!"

„Was wißt Ihr . . .?"

„Warum soll ich es Euch nicht sagen?" lachte Narváez. „Fünf Tage bevor Cortes von unserer Ankunft erfuhr, stand ich mit Montezuma schon in Verbindung!"

„Das kann nicht sein, Don Pánfilo! Montezuma erfuhr von Euch später als wir! Und er machte Cortes Vorwürfe, daß er es verschwiegen . . ."

„Montezuma ist klüger als Ihr glaubt! Wir sandten uns mehrmals Boten — dreimal sandte er mir unschätzbare Goldgeschenke. Wir sind Bundesgenossen. Seinetwegen darf ich auf Friedensvorschläge nicht eingehen."

„Seinetwegen . . . ? Wie meint Ihr das?" fragte León.

„Weil ich ihn nicht im Stich lassen will! Wir schlossen einen Pakt gegen euch. Während ich mit Cortes kämpfe, wird er mit Alvarado kämpfen. Und das könnt Ihr Euch selbst sagen, was das heißt . . .!"

León schwieg eine Weile niedergeschlagen, zerschmettert. Als aber Narváez fortfuhr ihn zu überreden, er solle vom Hochverräter Cortes ablassen, brauste León auf und verbat sich, daß in seiner Gegenwart von einem Ritter ohne Tadel wie Cortes solche Ausdrücke gebraucht würden. Das Lachen verstummte. Salvatierra und die anderen Trinkkumpane Don Pánfilos hetzten: León verdiene für seine Freimütigkeit den Kerker. Andrés del Duero und ein alter Oberrichter beschwichtigten und versöhnten die Entzweiten. Schließlich schlug Narváez vor, er wolle León seine Truppen zeigen. Und er hieß sein Heer sich in Reih und Glied aufstellen, hieß es vor León exerzieren.

Dieser gewann so die gewünschte Einsicht in die Zahl und Beschaffenheit der gegnerischen Streitkräfte.

Als er Abschied nahm, rief einer seiner Vettern:

„Ihr seid ein schlechter Velázquez, Don Juan, wenn Ihr zu den Schnapphähnen zurückkehrt!"

León griff an den Degenknauf, sagte, seine Kameraden seien ehrliche Männer, kein schlechterer Velázquez sei er als andere Velázquez, und er bat sich von Narváez die Erlaubnis aus, die Wahrheit seiner Worte mit der Klinge zu erweisen. Doch Narváez erteilte die Erlaubnis nicht. Und Salvatierra gab León den Rat, sich schleunigst zu entfernen, da er sonst Specksalat aus ihm machen würde.

Mit dem ungesühnten Schimpf beladen kam Velázquez de León zu Cortes und hatte einen Weinkrampf vor Wut.

„Dieser Hund Montezuma hat mich genasführt!" schrie Cortes, als er alles vernommen hatte.

„Vielleicht hat Narváez gelogen!" meinte León.

„Nein! er lügt nie; — um so häufiger irrt er sich. Er irrt auch diesmal, weil er Montezumas Feigheit nicht kennt. Eben hatte ich einen Brief von Alvarado: dort ist alles in bester Ordnung. Erst wenn wir besiegt sind, wird Montezuma den Überfall wagen. Doch wir sind nicht besiegt — wir werden, wir müssen siegen, weil wir Verzweifelte sind! Und wenn . . . Mag er! Es ist vorgesorgt — Alvarado hat die Brigantinen . . .!"

49.

Gleich nachdem, verfolgt vom Hohngelächter Salvatierras und des ganzen Heeres, Velázquez de León Sempo-

alla verlassen hatte, kam mit königlichem Gefolge der dicke Kazike zu Narváez, der sich inzwischen wieder an die Zechtafel gesetzt hatte. Der Narr Madrid wurde gerufen, die Reden des Königs zu verdolmetschen.

„O großer Krieger, o Sohn der Sonne!" sagte der dicke Kazike. „Du trinkst Wein; — doch Cortes trinkt keinen Wein!"

Schallendes Gelächter rauschte durch den Saal.

„Armer Cortesillo!" gröhlte Salvatierra. „Armer Wassertrinker! Hat nicht einmal Wein, die Sorgen hinunterzuschwemmen! Ist nüchtern wie sein leerer Magen!"

„O Sohn der Sonne!" fuhr der dicke Kazike, zu Narváez gewendet, fort. „Du lebst unbekümmert — doch Cortes kümmert sich um alles, weiß alles durch Kundschafter."

„Das glauben wir dir, Dickwanst," hohnlachte Salvatierra, „das glauben wir dir, daß Cortes bekümmert lebt! Er fürchtet für seine Ohren!"

„O Sohn der Sonne!" sagte der dicke Kazike. „Am anderen Ufer des Flusses Nahutla steht bereits Cortes! Zieh ihm entgegen, bevor er eine Brücke baut oder eine Furt findet! Sonst wird er plötzlich wie ein Sturmwind hier sein und uns alle seiner weißen Göttin opfern!"

So dröhnendes Gelächter riefen diese Worte hervor, daß der dicke Kazike sich eingeschüchtert zurückzog.

Doch der Narr Madrid blieb und flüsterte in ernstem Tone mit Narváez, während Salvatierra neue Lachsalven hervorrief, indem er seinen Zechgenossen versicherte, er zittere wie Espenlaub vor Cortes. Überredet von Madrid,

den Rat des dicken Kaziken nicht in den Wind zu schlagen, machte Narváez dem Trinkgelage ein Ende und gab bekannt, daß er das Heer an den — kaum eine Stunde von Sempoalla entfernten — Nahutla-Fluß führen wolle. Die Hauptleute widersetzten sich erst: ein Nichts wie der Cortesillo sei so viel Beachtung nicht wert. Dennoch blieb Narváez bei seinem Entschluß und gab Befehl, sich zur Schlacht zu rüsten.

50.

Der Abend dunkelte, bevor das Heer marschbereit war. Als Narváez seine Truppen durch das Stadttor Sempoallas führte, begann es zu nieseln, und als das bewaldete und morastige Ufer des Nahutla erreicht war, fegte ein tropischer Regenorkan über die nachtschwarze Landschaft. Kundschafter des dicken Kaziken hatten geführt und versicherten, die Wehrmacht des Feindes befinde sich gegenüber am anderen Ufer. Doch nichts regte sich drüben, nichts ließ sich in der Dunkelheit erkennen. Narváez schickte Leute aus, um nach einer Furt zu suchen — sie kehrten unverrichteter Dinge zurück: durch Regengüsse angeschwollen, war der Fluß undurchschreitbar.

Die Strapazen nicht gewöhnte Truppe murrte, die Offiziere und Hauptleute murrten, und selbst Narváez murrte, triefend im stürzenden Platzregen. Nach einer Stunde Aufenthalt führte Don Pánfilo sein Heer wieder heim in das wirtliche Sempoalla und ließ am Fluß als Schildwachen und Beobachtungsposten seinen Kämmerer Hurtado und einen gewissen Carrasco zurück.

51.

Der Astrolog Botello hatte ein gutes Horoskop gestellt. Cortes faßte den Entschluß, in dieser Nacht den entscheidenden Schlag zu führen. Eine Furt hatte er ausfindig gemacht, war durch Kundschafter, die er über den Fluß geschickt, unterrichtet über das mutige Anrücken Don Pánfilos und sein sinnloses Zurückweichen.

In drei Teile teilte Cortes sein Heer. Sandoval unterstellte er Velázquez de León und Ordás mit siebzig Mann und erteilte ihm den Auftrag, sich Don Pánfilos zu bemächtigen, ihn zu fangen oder zu töten. Den Oberbefehl über das Gros des Heeres übertrug er Olid und gesellte ihm Avila, Tapia und Lugo als Unterfeldherren zu. Und er selbst behielt sich die Führung einer dritten, kleinen Abteilung von bloß fünfundzwanzig Hellebardieren vor.

Bei strömendem Regen, peitschendem Orkan und nächtlicher Finsternis las Pater Olmedo die Messe; Cortes, die Feldobristen und sämtliche Soldaten beichteten, nahmen das heilige Abendmahl, erhielten Absolution

Gespenstisch der Aufbruch, ohne Trompetensignal, ohne Gerufe. Durch Urwaldgestrüpp ging es zur Furt. Das Wasser reichte bis an die Schultern. Dennoch wurde das andere Ufer erreicht. Dort stand ein Mann. Fast wäre er erschossen worden. Es war der alte, halberblindete Juan Torrés, der Einsiedler Unserer Frau der blutroten Rosen auf der Pyramide von Sempoalla. Man brachte ihn vor Cortes.

Torrés war von der dicken Prinzessin gesandt. Sie

sei in der Nähe versteckt, meldete er, sie fürchte sich vor Cortes zu treten, da ihr Vater Verrat begangen. Doch lasse sie ihm sagen: nicht bereuen werde er es, wenn er sie gnädig aufnehme.

Viel Lust hatte Cortes nicht. Aber da die dicke Prinzessin zu ihm zu halten schien, konnte sie von Nutzen sein. Er ließ sie holen.

Aus ihrer Sänfte hervorquellend, hielt sie ihm ihren Sprößling entgegen. Für Vaterfreuden fehlte es ihm an Zeit. Hastig fragte er, was sie herführe.

Sie erwiderte: Ein unterirdischer Gang verbinde den Tecpan ihres Vaters mit den Kellerräumen des Teocalli — den Weg könne sie ihm zeigen; und aus den Kellerräumen führten Treppen bis zur Spitze des Teocalli hinauf — den Weg könne Juan Torrés ihm zeigen. Stehe er aber erst auf der Spitze des Teocalli, so könne er auf die Feinde hinabschießen und sich der achtzehn Kanonen bemächtigen, die Narváez auf die zweite Plattform des Tempels hatte hinaufschaffen lassen.

Den Vorschlag fand Cortes einleuchtend. Der alte Torrés aber schüttelte traurig den Kopf:

„Ach, Señor Capitan, das tue ich ungern . . .“

„Was?“

„Zu meinen Vögeln droben sage ich immer: liebt euch untereinander! . . . Ich sage nie: haßt euch untereinander! . “

„Doch auch das tun Vögel, guter Mann! Und wir haben jetzt Krieg!“

„Gewiß, gewiß . . . Wer so hoch wohnt wie ich, muß

ja auch Falken füttern können ... Der liebe Gott ist eine Taube; — der liebe Gott ist auch ein Falke ... Er wird schon wissen, wozu er Raubvögel erschaffen hat nach seinem Bilde! ..."

52.

Damit die Soldaten nicht ermüdet in Sempoalla ankämen, und um den Feinden Zeit zu lassen, sich zu entwaffnen und sorglos in Schlaf zu versinken, hatte Cortes beschlossen, langsam vorzurücken. Nach einer halben Stunde Weges sah er sich gezwungen, entweder umzukehren oder voranzueilen. Die beiden von Narváez zurückgelassenen Schildwachen waren entdeckt worden; Carrasco wurde festgenommen, Hurtado, Don Pánfilos Kämmerer, entkam. Aus Carrasco ließ sich nichts herausholen; und als er von Olid, der ihn schrecken wollte, an einen Baumast gehängt und von Rodrigo Rangel aus der peinlichen Lage befreit worden war, blieb er sogar seinem Befreier gegenüber standhaft verschwiegen. Nach der Flucht Hurtados aber durfte Cortes nicht mehr hoffen, dem im Schlummer liegenden Feind unversehens nahen zu können. An eine Verfolgung des Entkommenen im Dunkel der Sturmnacht war nicht zu denken. Und daß Hurtado nach Sempoalla laufen und dort Lärm schlagen werde, war allzu gewiß. Trotzdem verzichtete Cortes auf seinen Plan nicht und näherte sich der Stadt im Eilschritt. Konnte er nicht den schlafenden Feind, so wollte er den eben geweckten, durch Alarm verwirrten, noch nicht gesammelten Feind überfallen.

Es glückte — weil Narváez und Salvatierra Hurtado auslachten, ihn einen gespenstersichtigen Feigling schalten, als er — gegen Mitternacht — atemlos in Sempoalla ankam und schrie: Cortes sei ihm auf den Fersen! Don Pánfilo, im Nachtgewand, lachte, fluchte und putzte seine Diener herunter, daß sie es gewagt hatten, ihn wegen solcher Alfanzerei zu wecken. Cortesillo mit seinem winzigen Häuflein solches wagen! Zu unglaublich war es, als daß es Glauben finden konnte. Viele Soldaten aber, erschreckt durch Hurtados Geschrei, hatten begonnen, sich anzukleiden und zu waffnen, alles lief bei strömendem Nachtregen durcheinander, Sturmböen heulten, Trompetensignale erschollen. Narváez verbot den Alarm, befahl, sich wieder schlafen zu legen. Nachtregen und Sturmböen gehorchten nicht, die Soldaten widersetzten sich. Und Hurtado gab nicht Ruhe. Obgleich mit Spott fortgewiesen, kehrte er von einigen Einsichtigen begleitet wieder, erzwang sich Zutritt, mühte sich ab, seinem Herrn zu beweisen, daß er nicht geträumt habe, daß man Unrecht tue, seine Meldung zu verlachen! Narváez widerlegte ihn: baren Unsinn habe er gemeldet! Es sei undenkbar, sei unmöglich, den Fluß zu überschreiten! Und schließlich erhitzte er sich: er sei kein Narr, der sich Ammenmärchen aufbinden lasse! Eine halbe Stunde stritten sie so hin und her. Bis es zu spät war. Bis — während sie noch stritten — Sandovals siebzig Mann mitten unter den alarmdurchwirrten, nur zum Teil bekleideten, nur zum Teil bewaffneten Truppen standen und sie niedermähten.

In wenigen Augenblicken war der Sieg entschieden. Die Geschütze auf dem Teocalli zielten ins Dunkel, trafen niemand, schossen über die Köpfe der Anrückenden hinweg und vermehrten durch ihr Getöse die Verwirrung. Narváez fand gerade noch Zeit, gepanzert und behelmt die Pyramidentreppe hinaufzurasen. Mit nur neunzehn Mann wehrte er sich gegen Sandoval, der ihm sofort hinaufgefolgt war. Auf der schmalen Treppe, wo kaum drei Mann nebeneinander fechten konnten, hätte sich Narváez längere Zeit halten können, wäre nicht Cortes mit seinen fünfundzwanzig — brennende Fackeln tragenden — Hellebardieren aus der Tür des Sanktuars auf der obersten Plattform hervorgestürmt. Narváez erkannte Cortes und warf sich ihm entgegen. Da wurde ihm von der Hellebarde des weißhändigen Sánchez Farfán die Wange durchbohrt, das linke Auge ausgestoßen. „Santa Maria!" schrie er, taumelte, stürzte ohnmächtig zusammen. Eine Weile noch tobte der Kampf um ihn. Seine neunzehn Mitstreiter auf der Plattform zahlten den Versuch, ihn zu bergen, mit dem Tode. Der Ohnmächtige wurde die Pyramidentreppe hinabgeschleppt. Sein Anblick — man hielt ihn für erschlagen — versteinerte seine am Fuß des Tempels kämpfenden Truppen. Sie streckten die Waffen. Siegesgeschrei überbrüllte den Orkan.

Inzwischen hatte Olid zwei benachbarte Teocalli erstürmt und vom Feind gesäubert. Im Heiligtum eines dritten Teocalli hielt sich Salvatierra verschanzt, nachdem Velázquez de León ihn von Terrasse zu Terrasse

hinaufgedrängt hatte. Da Salvatierra sich nicht ergeben wollte, ließ León das Binsendach des Sanktuars in Brand stecken. Von der Glut zur Verzweiflung getrieben, trat Salvatierra mit seiner kleinen Mannschaft aus dem Asyl hervor, ließ sich gefangennehmen. Und nicht nur er, auch jener Vetter fiel Velázquez de León in die Hände, der ihn einen schlechten Velázquez genannt hatte. León rächte sich an ihm, indem er ihm die Wunden verbinden, ihn sorgsam pflegen ließ.

Narváez war — noch ohnmächtig — verbunden, dann aber in Ketten gelegt worden. Erwachend brüllte er wie ein Stier — schlimmer als der körperliche Schmerz war der seelische.

In Ketten wurde er vor Cortes geführt.

„Ihr habt Grund, Eurem Glück zu danken, Señor Hernando Cortes!" sagte er mit einer Grabesstimme. (Sein tiefer Baß klang immer als käme er aus einem Keller.)

„Gott gebührt mein Dank!" entgegnete Cortes. „Doch seid versichert, Don Pánfilo, von allen meinen Siegen in diesem Lande war dies der leichteste!"

Am nächsten Morgen erst offenbarte es die Sonne, wie beschämend die Niederlage für die Besiegten war.

53.

In Tenuchtitlan hatte Alvarado täglich, seit er Cortes vertrat, mit Montezuma Ball und Patolli gespielt oder war mit ihm auf einer der Brigantinen gesegelt und hatte die erste Zeit keinerlei Veränderung im Benehmen

des Königs, des Adels und des Volkes wahrgenommen. Ihm, dem beliebten Sonnenherrn, begegneten alle mit unverminderter Freundlichkeit. Doch war er auf der Hut, spürte Gewitterluft, ahnte ein Wetterleuchten, wenn er auch nicht sagen konnte, von wo die Wolken sich heranwälzten.

Montezuma beabsichtigte indes nicht, den Schlag jetzt schon zu führen. Er war, seit er das günstige Orakel erhalten, wieder einmal seiner Zauderei verfallen. Trotz des Paktes, den er durch seine Gesandten mit Narváez geschlossen, wollte er erst abwarten, ob das Waffenglück sich Narváez oder Cortes zuneigen werde. Und er fürchtete eine günstige Entscheidung ebensosehr wie eine ungünstige. Wieder in den Sinn gekommen war ihm das Bild vom Fisch im Netz, der nur so lange noch lebte, als das Netz im Wasser blieb. Er wußte, daß er an Cortes — dessen Untergang er ersehnte und auch nicht ersehnte — gebunden war. Er wußte, daß das Ehemals unwiederbringlich dahin war; daß er in den Huei-Tecpan nie zurückkehren werde. Und er wußte zutiefst, daß er der Herr der Welt nicht mehr war und sterben mußte, wenn er leben wollte wie einst.

Eine Woche etwa nachdem Cortes die Wasserstadt verlassen hatte, kamen zwei vornehme Azteken zu Alvarado und baten — im Namen des Adels von Mexico — um die Erlaubnis, das Toxcatl-Fest des Furchtbaren Huitzilopochtli (das mexikanische Neujahrsfest) mit Aufzügen und feierlichen Reigen im großen Tanzhof des Schlangenberg-Tempels begehen zu dürfen. Alvarado

gab die erbetene Bewilligung, stellte aber zwei Bedingungen: das Fest müsse ohne die üblichen Menschenopfer gefeiert werden; und die Tanzenden dürften keine Waffen tragen.

Prinz Kriegsmaske, der neuerdings in auffallender Weise Alvarado sich angeschlossen hatte und, seit dieser den General-Kapitän vertrat, kaum von seiner Seite wich — Prinz Kriegsmaske hatte sofort abgeraten und machte, als die beiden Würdenträger sich entfernt hatten, seinem Schwager ernste Vorhaltungen wegen der leichtfertig erteilten Erlaubnis. Ein Vorwand sei das Fest. An das Verbot, Waffen in den Tanzhof zu bringen, würden die Mexikaner sich nicht halten. Ihnen käme es bloß darauf an, sich unauffällig in großer Zahl zu versammeln. Nicht zu bezweifeln sei es, daß die Tänze mit der Niedermetzelung der Christen enden würden, falls Alvarado den bösen Plan nicht durchkreuze.

Die Gattin Alvarados, Rabenblume — des Prinzen Kriegsmaske Schwester — kam hinzu, während ihr Gatte und ihr Bruder noch erörterten, ob die erteilte Erlaubnis zurückgenommen werden solle. Sie mißtraute ihrem Bruder und fürchtete seine Ratschläge. Kreideschmetterling war ihm genommen worden, sein Freund Fichtenzweig war hingerichtet worden ... Bis jetzt hatte sich Kriegsmaske nicht gerächt. Rabenblume aber kannte seine Rachsucht. Und weil er gegen die Mexikaner sprach, sprach sie für die Mexikaner. Sie hatte viel Einfluß auf Alvarado; daher siegte ihre Meinung. Kriegsmaske entfernte sich, ohne Groll zu zeigen, und versprach, Beweise zu bringen.

Einen Tag vor dem Fest brachte er Beweise. Er führte Alvarado einen aztekischen Steinschneider zu, welcher aussagte nachts seien Tausende von Sägeschwertern, Speeren und Schilden in den Schlangenberg geschafft worden; und schon würden die Frauen aufgefordert, ihre Schüsseln bereitzuhalten, da es viel Fleisch zu kochen geben werde in den nächsten Tagen . . Doch wieder kam Rabenblume hinzu und flüsterte Alvarado ins Ohr, der Mann sei bestochen. Und dann stellte sie an den Steinschneider die Frage: ob er die Waffen im Tempel mit eigenen Augen gesehen habe. Da mußte jener eingestehen, daß er es auf der Straße von einer Frau gehört habe, deren Namen er nicht kenne. Und Alvarado brach in sein sonnenhelles, sorgloses Knabenlachen aus und schickte den Angeber heim.

Aber in der Nacht vor dem Fest geschah ein Ereignis, das Alvarado umstimmte und ihn hart gegen die Mexikaner machte.

54.

Die Hochzeit Alonso de Grados mit der Prinzessin Maisblüte war verschoben worden, als Cortes gegen Narváez zog. Seitdem litt Don Alonso Tantalusqualen. Er kam sich wie ein Fastender vor, dessen Fastenzeit wider alles Recht verlängert wurde; — und er war es doch gar nicht gewohnt zu fasten.

Maisblüte begriff, was seine gierigen Blicke wollten. Sie verbarg ihren Schauder. Sie lächelte rätselhaft und ließ ihn seufzen. Von Tag zu Tag wurde er frecher.

Schließlich sagte er es unumwunden: er wolle sein Glück vor der Hochzeit genießen.

Darauf hatte sie gewartet. Sie wies ihn nicht in die Schranken. Demütig sagte sie:

„Der weiße Gott ist der Herr und ich bin die Sklavin."

Und er drängte: wann und wo sie die Seine werden wolle?

Da befolgte sie den Rat, den der alte Zauberer ihr gegeben hatte. Sie lud ihn ein, gegen Abend in ein kleines Badehaus zu kommen, das sich im Garten des Huei-Tecpan befand.

Zur verabredeten Stunde kam er. Sie hatte das Schwitzbad für ihn richten lassen. Demütig ließ sie ihn vorangehen. Als er eingetreten war, schloß sie die Tür hinter ihm. Er merkte bald, daß er in eine Falle gegangen war. Doch wie sehr er an der Tür auch rüttelte, er vermochte sie nicht aufzubrechen.

Maisblüte rief ihre Mädchen. Diese hatten in der Nähe gelauert, trugen Reisbündel in den Armen. Die Heizung befand sich unterhalb des Schwitzbades. Schon war der Ofen überheizt; und immer mehr Holz fütterte die hungrigen Flammen. Bald begann der steinerne Fußboden des Schwitzbades glühheiß zu werden.

Ein kleines Fenster hatte Maisblüte in der Mauer anbringen lassen. Alonso de Grado steckte seinen wulstigen, schwammigen Kopf durch das Fenster. Er bat, jammerte, drohte, fluchte und schrie. Aber die Mädchen der Prinzessin hatten Flöten und Trommeln zur Hand, stimmten wilde, schrille, tosende Chorgesänge an. Lange

übertönten sie die Schreie des Sterbenden. Und als schließlich Höflinge aus dem Palast herbeieilten, lebte Alonso de Grado nicht mehr.

Es ließ sich nicht verheimlichen, und Maisblüte wollte es nicht verheimlichen. Sie rühmte sich ihrer Tat. Denselben Abend noch — es war der Vorabend des Festes — erfuhr es die ganze Stadt. Und Alvarado befahl, Maisblüte festzunehmen, sie in den Tecpan des Königs Wassergesicht zu bringen und sie in einer der unterirdischen einstigen Schatzkammern, wo die vier Könige an der Kette schmachteten, gefangenzuhalten.

Auf Alvarado hatte die Nachricht eine ungeheuere, verwirrende, umwälzende Wirkung geübt. Bisher hatte er sich gesträubt, Kriegsmaske Glauben zu schenken, der immerzu vor dem Haß der Mexikaner gewarnt hatte; — jetzt glaubte er ihm.

Während die Prinzessin, von kastilischen Hellebardieren eskortiert, zum Kerker geführt wurde, kam ihr im großen Audienzsaal Montezuma entgegen.

„O Zorniger Herr, o mein Vater", rief ihm Maisblüte zu. „Der Herabstoßende Adler wird es erfahren: vollführt habe ich die Schreckenstat, die meine Reinheit dartut vor aller Welt!"

„O meine Schmuckfeder, o mein Edelstein!" sagte Montezuma. „Meine Augen sind voll Asche! Du brachtest Verderben dir und mir!"

„Nein, o Zorniger Herr, o mein Vater! Denn nun wirst du bald das Wort sprechen, das dich und mich befreit!"

Obgleich Alvarado zugegen war, machte Montezuma keinen Versuch, die Freilassung seiner Tochter zu erwirken; kopfschüttelnd entfernte er sich. Alvarado deutete diese Zurückhaltung des Königs als ein übles Zeichen. Die schnell gesprochenen Wechselreden zwischen Vater und Tochter hatte er nur halb verstanden. Orteguilla mußte sie ihm Wort für Wort übersetzen. Und Alvarado legte sich den Sinn so zurecht: Maisblüte habe die Ermordung des weißen Mannes wagen können, weil ihr bekannt war, daß der kommende Tag Mexico die Freiheit bringen werde . . .

55.

Marina lag in Kindeswehen, als das Tanzfest begann. Einzelschicksale und Völkerschicksale wachsen gleichzeitig wie Früchte, die sich runden, reifen, sich lösen vom tragenden Zweig, ihrer Nabelschnur. Die Menschen können nur Gärtner des Werdens sein, sie pflanzen oder roden aus, die Sonne aber — die Zeitmesserin — wärmt, zündet, färbt und schwellt; und sie fragt nicht, ob süß oder bitter, ob heilsam oder todbringend die Frucht ist, das Schicksal, das durch sie heranreift.

Alvarado war die funkelnde, schöne und sengende Sonne Anahuacs. Er war weder böse noch gut, er war ein unglückbringendes Gestirn. Andere hatten das Pulver angehäuft; er brachte es zur Entzündung.

Die Blüte des Adels von Mexico, sechshundert jugendliche Tänzer in Kriegertanztracht, das Haar in Zöpfe geflochten, mit goldenem Rasselschmuck behängt, hatten

früh am Morgen aus dem Dornentempel das aus Maisteich geknetete Idol Huitzilopochtlis abgeholt, in feierlicher Prozession durch die Hauptstraße Tenuchtitlans getragen und in einem der Tempelhöfe des Schlangenbergs auf eine hölzerne Estrade niedergestellt. In den Händen große Seerosen und Rasselstäbe schwingend, hatten sie den heiligen Reigen begonnen. Die eingeladenen fünfzig Kastilier — alle bewaffnet, da sie ja nie anders als bewaffnet ausgingen — blickten von der untersten Plattform der Pyramide auf den Tanz hinab. Da hob Alvarado die Hand. Ein Musketenschuß erscholl. Es war das verabredete Zeichen. Hellebardiere erschienen plötzlich an den Toren des Tanzhofes, versperrten alle Ausgänge. Die Kastilier verließen die Plattform, warfen sich auf die Wehrlosen. Es war kein Kampf, es war ein Gemetzel wie in Cholula. Grauenvoll wie in Cholula verwandelte sich der Tanzhof in einen karminenen Teich. Wie in Cholula spießten sich die zu den Toren flüchtenden Menschenhaufen in die Lanzen der Hellebardiere. Keinem der Azteken gelang es, die glatte Schlangenmauer zu erklimmen. Und das Greuel endete wie in Cholula: von den sechshundert Tänzern blieb nicht ein einziger am Leben.

Noch entsetzlicher war das Nachspiel. Die Mörder wurden zu Plünderern, zu Leichenfledderern. Aasvögeln gleich beugten sie sich über die Getöteten, sammelten Goldschmuck und Edelsteine.

Das Maß war voll. Allzuviel hatte Mexico schweigend getragen; nun war es aufgerüttelt, und sein Zornschrei gellte zum Himmel. Tiefste Not ermannt. Ausgerottet

war der Adel, das Volk stand auf. Und die verzehrende Feuerschlange — der Krieg — stieg herab vom Himmel.

Den Großen Tempel trennte nur ein freier Platz vom alten Palast. Doch selbst diese kurze Strecke Weges konnte Alvarado nicht mehr ungefährdet seine Mannschaft zurückführen. Als die Kastilier aus dem westlichen Tempeltor traten, wurden sie mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, Tausende von Bewaffneten versperrten ihnen den Weg. Sie mußten eine Straßenschlacht liefern und sich hindurchhauen durch die Menschenmauer bis in ihr Quartier.

In dieser Stunde gebar Marina Cortes einen Sohn. Sie lachte und weinte und kannte doch ihres Sohnes Zukunft nicht, der einst als Statthalter Mexico beherrschen und auf dem Schafott enden sollte . . .

56.

Die Waffen ruhten nicht mehr. Angriff folgte auf Angriff. Eingeschlossen im alten Tecpan war Alvarado, abgeschnitten von aller Welt, ein Belagerter in einer schwer zu haltenden Festung. Und die beiden Brigantinen, die ihn und sein kleines Heer mitsamt allen erbeuteten Schätzen aus der Wasserstadt hätten hinausretten können — die beiden Brigantinen waren zerstört. Diese Schreckensbotschaft erfuhr er, als er nach der Straßenschlacht den Tecpan des Königs Wassergesicht mit der Absicht betrat, sogleich die Truppen einzuschiffen, das noch friedliche Tezcuco zu erreichen und auch Montezuma mit fortzuführen. Kriegsmaske hatte Rache genommen

für den Tod des Fürsten Fichtenzweig. Kriegsmaske war, gleich nachdem Alvarado sich zum Tanzfest begeben, mit einigen seiner tlascaltekischen Adler und Jaguare über die bei den Brigantinen aufgestellten christlichen Wachtposten hergefallen, hatte sie niedergemacht, hatte die Schiffe in Brand gesteckt. Dann war er spurlos verschwunden. Und während die Feindseligkeiten begannen, hatten auch nahezu tausend Tlascalteken — Anhänger des Prinzen Kriegsmaske — heimlich Tenuchtitlan verlassen.

57.

Zwei Wochen später kehrte Cortes mit seinem durch die Truppen des Narváez vergrößerten Heer nach Tenuchtitlan zurück. Die Mexikaner waren benachrichtigt, daß er zum Entsatz der Belagerten heranrückte, und sie unternahmen nichts, es zu hindern, ja, sie ließen sogar die Holzbrücken auf den Dammdurchstichen stehen. Es war ihnen recht, daß der Grüne Stein kam, daß er in die Falle ging; je größer sein Heer, um so schneller würde es sich aushungern lassen, um so größer würde die Zahl der Huitzilopochtli und Tezcatlipoca dargebrachten weißen Opfersklaven sein!

Einer Verabredung gemäß, hielten die Azteken sich versteckt, während das Christenheer in die Stadt einrückte. Auch kein Weib und kein Kind ließ sich sehen. Durch eine menschenleere, tote Stadt hallte das grelle Harnischgeklirr, ächzten die Räder der Geschütze, dröhnten die schweren Soldatentritte und das Stampfen von Pferdehufen.

Die nicht gepflasterten Straßen waren vom Regen aufgeweicht. Dicht beim Stadttor glitt Romo aus und warf stürzend Cortes ab. Doch sofort, noch während das Pferd sich aufrichtete, hatte sich Cortes wieder in den Sattel geschwungen.

„Señor Capitan, nehmt es für ein gutes Omen!" sagte der Italiener Botello, der nebenher ging. „Was auch kommen mag, Ihr werdet immer wieder fest im Sattel sitzen!"

Und Rodrigo Rangel bemerkte:

„Euer Liebden wollten wie Brutus den mütterlichen Boden küssen! . . ."

„Den stiefmütterlichen Boden!" verbesserte Cortes mit bitterem Lachen.

An der Spitze des Heeres langte Cortes vor dem Tecpan des Königs Wassergesicht an. Kein Bote hatte sein Herannahen gemeldet; — so abgeschlossen, so ahnungslos waren die Belagerten, daß Alvarado vom flachen Dach des Tecpans herab die anrückenden Reiter anrief und fragte: ob sie die Leute des Narváez oder des Cortes seien. Sobald er Cortes erkannte, eilte er hinunter und öffnete mit seiner vor Jubel sich heiser schreienden Mannschaft das durch schwere Balken verrammelte Tor. Und er küßte Cortes die Hände, überreichte ihm die Schlüssel des zur Festung gewordenen Palastes. Auch Cortes war bewegt. Unerhörtes hatten sie beide erlebt, hatten sich tausenderlei zu sagen. Doch schon bald, als das erste Brausen der Freude verklungen war, begann Cortes nach den Ursachen des Aufstandes zu forschen.

Und sowie er von der Niedermetzelung des tanzenden Adels erfuhr, geriet er in maßlose Wut. Er schrie Alvarado an, schob ihm die alleinige Schuld zu, nannte ihn einen schwachsinnigen Narren, der sich von der Hinterlist seines Schwagers, des rachsüchtigen Tlascalteken, habe umgarnen, aufhetzen, zum Angriff verleiten lassen. Und sich selbst nannte er einen noch größeren Narren, daß er ihm vertrauen, daß er ihn zu seinem Stellvertreter habe ernennen können. Schuldbewußt verfiel Alvarado — nach einigen schüchtern gestammelten Worten der Rechtfertigung — in ein düsteres, verstocktes Schweigen. Und er holte, als Cortes sich ausgetobt hatte, aus seiner Wamstasche einen — kurz vor dem Tanzfest — abgefangenen Brief des Narváez an Montezuma und stumm reichte er ihn Cortes hin. Bereits von Velázquez de León wußte Cortes, daß sich Narváez und Montezuma mehrmals Boten und Briefe gesandt hatten, und daß ein Pakt geschlossen war, seine beiden Heeresteile zu gleicher Zeit aufzureiben. Nun sah er es schwarz auf weiß. Und er fing an zu begreifen, daß die auf Berghöhen angehäuften Schneemassen mehr Schuld an einer Lawine haben als der Kiesel, der zufällig den Schnee in Bewegung setzt.

„Laßt mich hinrichten, Don Hernando!" sagte Alvarado. „Vielleicht wird mein Tod die Azteken beruhigen ... Ich bin bereit, den Kopf auf den Block zu legen, wenn Ihr meint, daß meine Bestrafung das Blut unserer Kameraden sparen kann!"

Ungekünstelt, soldatisch einfach gesprochen waren die

Worte Alvarados. Tränen kamen Cortes in die Augen; er umarmte den Freund und ließ es bei den Vorwürfen bewenden.

Montezuma hatte sofort Cortes zu sich bitten lassen. Cortes lehnte es ab, ihn zu sehen. Durch Pater Olmedo ließ Montezuma Cortes sagen, er wolle ihm ein Pferd in Lebensgröße aus purem Golde schenken — nur kommen solle er, sich begrüßen mit ihm. Doch Cortes blieb bei seiner Weigerung. Und als Montezuma ihn aufsuchen wollte, empfing er ihn nicht.

„Dieser Hund von König ist der einzige Schuldige!" rief er erregt. „Ich hasse den Hund!"

58.

Bei einer Besichtigung der durch die Sturmangriffe verursachten Schäden sah Cortes, wie nahe dem Untergang Alvarado mit seiner kleinen Schar gewesen war. An zwei Seiten war die Palastmauer durchbrochen, und fast ein Wunder war es, daß die durch die Breschen eingedrungenen Indianerhaufen zurückgedrängt und die Breschen wieder hatten vermauert werden können. Fünf Kastilier waren bei den Kämpfen gefallen. Auch war es den Azteken geglückt, ein im Schloßgarten befindliches Munitionslager durch Brandpfeile in die Luft zu sprengen. Erneuten Sturmangriffen hätten die Belagerten nicht lange mehr standhalten können.

Für den Augenblick war die Gefahr gebannt. An Munition, an Geschützen und an Verteidigern fehlte es nicht. Cortes hatte nicht zu wenige — er hatte zu viele

Soldaten. Und das war die neue, furchtbare Gefahr, die jetzt heraufdämmerte.

Von jeder Zufuhr war der Tecpan abgeschnitten. Selbst Montezuma erhielt keine Nahrungsmittel mehr. Die königlichen Sklaven, die sich auf die Gassen oder die Kanäle hinauswagten, Eßwaren zu kaufen, wurden niedergemacht. Und dasselbe Los ereilte einige Getreue des Königs, hohe Staatsbeamte, beim Versuch, Speisen und Getränke heimlich in den belagerten Tecpan zu schaffen. Die Kastilier hätten für all ihr Gold kein Maisbrot erhandeln können.

Etliche Vorräte befanden sich noch im Palaste. Doch sie schwanden in erschreckender Weise hin und reichten kaum noch für Tage.

Cortes erließ in Montezumas Namen eine Aufforderung an die Azteken, Handel mit den Christen zu treiben wie zuvor. Nichts wurde damit erreicht; und die öffentlichen Ausrufer Montezumas, welche diese Aufforderung in der Stadt verkündeten, fielen der Wut des Volkes zum Opfer.

Da befahl Cortes, den Überwältiger, Montezumas Bruder, von der Eisenkette zu lösen, und er sandte ihn in die Stadt, damit er — Montezumas wegen — die Azteken überrede, von den Feindseligkeiten zu lassen und wieder Lebensmittel feilzuhalten. Der Überwältiger entfernte sich und kehrte nicht zurück. Bald darauf aber wurde bekannt, daß die Azteken neue Stürme vorbereiteten und sich zwei Führer gewählt hatten: den Überwältiger und den Herabstoßenden Adler.

Eine Rekognoszierung, die Ordás mit vierhundert Mann unternahm, endete als Schlacht; acht seiner Leute wurden erschlagen.

Der Krieg hatte nach kurzer Waffenruhe wieder begonnen, die kreischenden Muscheltrompeten und die große Kriegstrommel verstummten nicht mehr. Die Azteken erneuten nun täglich ihre Angriffe auf den Tecpan. Heuschreckengleich deckte ihr Gewimmel die umliegenden Straßen, die flachen Hausdächer und die Plattformen der Schlangenbergpyramide. Ihre geschleuderten Wurfspeere, Wurfsteine, Pfeilschäfte und Brandpfeile verfinsterten die Luft wie ein schwarzer Nebel. Wahnsinnigen gleich vergeudeten sich die Azteken, schlugen mit Steinäxten auf die Tore ein, rammten Balken gegen das Gemäuer, kletterten an Spießen zu Fenstern oder Lichtöffnungen hinauf, krochen vor die Mündungen der Geschütze. Die Kastilier erwehrten sich ihrer. Doch wenn Tausende hinsanken, kehrten Zehntausende wieder.

Ausfälle machte Cortes. Heldentaten vollführte er, Heldentaten vollführten seine Getreuen. Doch mit jedem Sieg, den er erfocht, wurde es deutlicher offenbar, daß die Zahl seiner Feinde nicht abnahm, daß sie zusehends wuchs.

Und das Hungergespenst wandelte durch die Säle des Tecpans.

Da wurde Cortes inne, daß er sich nicht lange mehr werde halten können. Sein siegreiches Heer war verloren, wenn es nicht bald die Stadt verließ.

Er schickte Pater Olmedo zu Montezuma, damit er dessen Beistand erwirke: eingreifen solle der König, sich den Azteken zeigen, beschwichtigend zu ihnen sprechen, sie überreden, die Feindseligkeiten einzustellen und den Christen — die bereit seien, Tenuchtitlan zu verlassen — freien Abzug zu gewähren.

Einem todesdüsteren alten Liede, das sein Musikmeister Löffelreiher-Schlange ihm vortrug, lauschte Montezuma, als Olmedo bei ihm eintrat. Orteguilla saß neben dem König und schluchzte. Montezumas Hand strich dem Knaben über das Haar.

Nachdem Olmedo sich seines Auftrags entledigt hatte, sagte Montezuma:

„Nichts will ich mehr mit dem Grünen Stein zu schaffen haben. Ich wünschte, ich hätte nie von ihm gehört! . . . Nur noch sterben will ich . . . nur noch sterben . . ."

Und dann erhob er sich von seinem mit Juwelen besetzten Sessel und schrie wie irr:

„Warum läßt man mich nicht sterben!"

Doch selbst zum Trotz fehlte ihm die Kraft. Und da Olmedo nicht abließ zu bitten, willigte er ein.

„Ich werde noch einmal zu den Mexikanern reden! Mich hören werden die Mexikaner und werden sagen: Der große Montezuma redet zum letztenmal zu uns! Der König der Hirsche ruft ihn — werden sie von mir sagen — schon breitet er sich über den Himmel! . . ."

Und er ließ sich das „goldene Gewand", das prunkvollste der königlichen Gewänder, bringen. Und er setzte

sich die Königstiara aus Saphiren aufs Haupt, nahm das silberne Reiherzepter in die Hand. Seit seiner Gefangennahme hatte er sich so glanzvoll nicht gekleidet.

Und er stieg zu den Dachterrassen empor und noch höher stieg er empor auf einer Steintreppe im Innern eines Turmes über dem Haupttor. Und durch eine Tür, die sich auf halber Höhe des Turmes befand, trat er ins Freie auf einen kleinen vorspringenden Altan hinaus. Orteguilla, Pater Olmedo, kastilische Wachtposten und mexikanische Höflinge waren ihm hinauf gefolgt, hielten sich jedoch voller Scheu weitab im Hintergrunde.

Ein Schrei schrillte auf aus der Tiefe:

„Schaut, schaut! der Zornige Herr! . . .“

Der Sturm brach ab. Kampfgeheul und Muschelhörner verstummten. Speer- und Pfeilwolken verschwirrten. Das Gewimmel der Myriaden erstarrte. Leichenstille.

Und Montezuma sprach:

„O ihr tapferen Mexikaner und Chichimeken! Warum habt ihr den Krieg entzündet? Warum rieft ihr die rote Blutschlange vom Himmel herab? Ihr sagtet vielleicht: der Zornige Herr trägt die Sklavenfeder, laßt uns Speere und Schilde verteilen und gehen, ihn von den Sklavenhaltern befreien! Ihr sagtet vielleicht: er hat sich in das Sternbild der Fremdlinge gestellt, wir aber wollen ihren Schweif zerstören! Ihr sagtet vielleicht: er opfert nicht mehr, wir aber wollen ihn, der sich in Blut kleidet! Recht tatet ihr, o meine Söhne, meine Brüder, meine Oheime, wenn ihr euren König rächen wolltet — denn die gleiche Wiege haben die Völker und die Könige. Doch

den Himmel und die Erde rufe ich an als Zeugen: ihr irrtet, o Ihr tapferen Mexikaner und Chichimeken! Freiwillig zog ich in den alten Palast. Freiwillig stellte ich den Jaguarfellsitz ins Haus meiner Gäste. Ihr wolltet sie mit den Steinspitzen eurer Pfeile vertreiben — doch schon wurden sie vom Speer des Morgensternes getroffen: sie verlassen die Stadt, und ihr werdet sie ziehen lassen! Geht, tapfere Krieger, tragt eure Waffen in das Haus der Speere zurück! . . . Bald werde ich wieder opfern wie zuvor und Blumen aus den Brüsten reißen . . ."

Weiter konnte Montezuma nicht sprechen. Ein böses Gemurmel hatte seine Rede begleitet und war angeschwollen zu wüstem Gebrüll:

„Memme! Verräter! Du bist unser König nicht mehr!" schrien rasende Stimmen.

Ergrausend blickte Montezuma hinunter. Er erkannte einzelne Gesichter. Da stand Prinzessin Perlmuschel als mexikanische Amazone gekleidet mit Speer und Schild. Und da stand sein jugendlicher Vetter, der Verbannte . . .

Pfeile flogen durch die Luft, flogen an Montezumas Schläfen vorbei, ohne ihn zu treffen. Er wich nicht aus, blieb wie ein Steinbild, wo er stand, und blickte hinunter.

„Du feiger König!" tönte des Herabstoßenden Adlers Stimme herauf. „Entmannt haben dich die Gelbhaarigen, haben dich zum Weib gemacht! Geh, spinne und webe mit ihnen, du Schmachfrau Mexicos!"

Und der Herabstoßende Adler warf einen Stein nach dem König, traf ihn an der Stirn. Montezuma brach zusammen. Seine Begleiter trugen ihn in den Turm.

Das Volk hatte die klaffende Wunde gesehen und glaubte der König sei erschlagen. Von einem Schauder wurden die Tausende gepackt. Ein Gott war getötet worden. Im Nu schwand die Menge schulderdrückt hinweg.

Nur noch der Herabstoßende Adler stand auf dem Platz vor dem Turm und blickte hinauf. Und den Kopf nieder auf die Brust senkend schritt er langsam hinweg.

60.

Prinzessin Maisblüte wurde aus dem Kerker geholt. Verwahrlost war ihr Äußeres; wirr, ungekämmt hingen ihr die blauschwarzen Haarsträhnen über die Wangen. Und doch mußte Cortes staunen über ihre sieghafte Schönheit.

Durch das scheußliche Verbrechen — begann er — durch die Ermordung ihres Verlobten habe sie ihr Leben verwirkt. Jung, von den Teufelspriestern aufgehetzt sei sie. Und ihrer Jugend wegen fühle er Mitleid mit ihr. Die Strafe ließe sich abmildern, wenn sie Reue zeige.

Sie bereue nichts! entgegnete sie stolz, und ein Funke blitzte im Glashäutchen ihres Auges. Sie würde die Tat noch einmal tun, wenn sie könnte!

Cortes hatte ihr eine goldene Brücke bauen wollen. Ihre Antwort brachte ihn außer Fassung. Erregt ging er im Saal auf und ab.

Ob sie wisse, daß ihr Vater verwundet wurde? fragte er.

Sie nickte. Eben erst hatte sie es erfahren. Kein Schmerz drückte sich auf ihrem Gesicht aus.

Schwer verwundet sei der König, sehr schwer verwundet. Der Arzt befürchte, ihn nicht durchbringen zu

können, wenn der Kranke nicht Ruhe und Stille um sich habe   Ob auch sie ihres Vaters Tod wünsche wie die wahnsinnigen Mexikaner?

Nein, sie wünsche ihres Vaters Tod nicht, antwortete die Prinzessin.

Dann müsse sie die Mexikaner abhalten, Sturm zu laufen. Und wenn sie das tue, solle ihr die Strafe erlassen sein.

Sie könne die Mexikaner nicht abhalten! sagte sie und lächelte wie ein Kind; denn sie glaubte, er verlange von ihr, daß sie zum Volk rede.

Doch! Sie könne! rief Cortes. Der Herabstoßende Adler begehre sie zur Frau .

„Der Herabstoßende Adler ist keine zwitschernde Schwalbe!" sagte Maisblüte verächtlich.

Doch Cortes hielt ihr vor, daß sie selbst es der Gattin Alvarados, Doña María Luisa-Rabenblume, anvertraut habe. Und durch Rabenblume wisse er es. Ihr Leugnen helfe ihr nichts. Sie habe Einfluß auf den Herabstoßenden Adler. Darum müsse sie zu ihm gehen, von ihm Waffenruhe und freien Abzug für die Christen verlangen.

Maisblüte erklärte sich bereit, zum Herabstoßenden Adler zu gehen.

Als es Abend geworden war und die Mexikaner nach stundenlanger Schlacht sich zurückgezogen hatten — denn niemals kämpften die Völker Anahuacs nach Eintritt der Dunkelheit — wurde Maisblüte aus dem Palast hinausgelassen. Ohne Schutzwache, nur von einer Sandalen-

binderin begleitet, schritt sie durch die mit Leichen bedeckte Straße. Bald sah sie sich umringt von aztekischen Schildträgern, welche die beiden Frauen aus dem Palast hatten heraustreten sehen und sie für Kundschafterinnen hielten. Furchtlos gab sich die Prinzessin als Tochter Montezumas zu erkennen und ließ sich von den Kriegern den Weg zum Herabstoßenden Adler zeigen.

Sie wurde in den Huei-Tecpan gebracht, wo seit Beginn des Krieges die beiden Führer der Mexikaner — der Überwältiger und Guatemoc — in Montezumas einstigen Gemächern wohnten.

Traurig und froh, zurückhaltend kalt und durchzittert von Sehnsucht empfing der Herabstoßende Adler die Geliebte. Seinetwegen hatte sie den weißen Gott verbrannt. Ihretwegen, ihren Kerker zu öffnen, hatte er hundertmal dem Tode ins Auge gesehen. Doch er küßte sie nicht, berührte ihre Hand nicht. Er wies ihr einen Sessel an und setzte sich ihr feierlich kühl gegenüber.

Sie entledigte sich ihres Auftrages, trug ihm die Bitte des Cortes vor.

Er lehnte ab. Friede werde sein, wenn kein Sohn der Sonne mehr am Leben sei — nicht früher!

Sie erhob sich. Wohin sie wolle? fragte er sie.

Sie habe vom Zornigen Herrn nicht Abschied genommen, gab sie zur Antwort.

Er lasse sie nicht zurückkehren! Sie müsse im Huei-Tecpan bleiben!

Ob sie bei ihm bleiben dürfe? fragte sie verlegen.

Da schüttelte er traurig den Kopf. Sie könne sein Weib

nicht werden. Und er teilte ihr mit, was sie noch nicht wußte: daß seine Hand es gewesen war, die den Stein nach dem König geworfen hatte.

Noch nie hatte er Tränen in der Prinzessin Augen gesehen. Jetzt weinte sie. Doch er wagte nicht, ihre Hände zu küssen.

„Mein Vater wird genesen", sagte sie.

„Der Zornige Herr wird sterben!" sagte er hoffnungslos. Und er führte die Prinzessin zu ihrem Oheim, dem Überwältiger, und übergab sie seiner Obhut.

61.

Und als Cortes sah, daß die Entsendung der Prinzessin ergebnislos blieb, ließ er sich nicht abschrecken und unternahm einen dritten Versuch. Piltecatl, jener kühne Tlascaltekenfeldherr, der die weiße Schminke nach Cholula gebracht hatte, erbot sich, als Unterhändler Guatemoc aufzusuchen; und Cortes nahm sein Anerbieten an.

Mit zwei tlascaltekischen Begleitern gelang es Piltecatl, den Huei-Tecpan zu erreichen und sich Zutritt zu verschaffen. Der Herabstoßende Adler hörte ihn an, lachte finster und gab keinen Bescheid. Aber er befahl, drei Mädchenröcke, drei befranste Schultergewänder und weiblichen Kopfschmuck zu bringen und die drei Tlascalteken als Frauen zu kleiden, sie mit gelbem Puder zu schminken. So beschimpft schickte er sie zu Cortes zurück.

Sie traten in der Frauentracht vor Cortes hin. Empört fragte er, was das schändliche Mummenspiel bedeute. Und Piltecatl klärte ihn auf.

Es bedeutete den Krieg ohne Erbarmen, den Ausrottungskrieg.

62.

Die Vorräte waren aufgebraucht. Dem Hunger gesellte sich der Durst. Von den Mexikanern zerstört war der den alten Tecpan versorgende Teil des Aquäduktes, die Kastilier mußten das salzige Wasser der Lagune trinken. Jeder Tag brachte ihnen einen Sieg und führte sie dem Verhängnis näher. Da sah Cortes ein, daß er mit seinen Siegen leere Magen nicht füllen und brennende Gaumen nicht löschen konnte. Nur eine Rettung blieb für sein Heer: Flucht, heimliche Flucht aus der Stadt.

Sein Astrolog Botello hatte ihm Mut gemacht. Er hatte für die kommende Nacht das Horoskop gestellt, und die Sterne standen ziemlich günstig.

„Um die Hauptsache vorweg zu sagen, Señor Capitan — Ihr und das Heer werdet die Drangsal überstehen. Ihr werdet Euch durchschlagen . . ."

„Mehr will ich nicht wissen!" sagte Cortes. „Zu viel Wissen lähmt."

„Señor Capitan, ich las auch Ungünstiges in den Sternen . . ."

„Behaltet es für Euch. Sagt mir's erst, wenn wir am anderen Ufer sind!"

Da nahm der alte hagere Italiener tief bewegt Abschied von Cortes, indem er sagte:

„Señor Capitan, an jenes Ufer der Lagune werdet Ihr

gelangen. Ich aber werde an ein anderes Ufer verschlagen. Wir sehen uns nicht wieder!"

„Ich hoffe, daß Ihr Euch irrt", sagte Cortes, wiewohl er an die Todesahnung glaubte. Und er umarmte den alten Gefährten, küßte ihm die rauhe hohle Wange.

63.

Mit den Tüchtigsten seines Heeres hielt Cortes Kriegsrat. Er schlug vor, nach Mitternacht aus der Stadt zu fliehen. Und keiner widersprach ihm. Er teilte sodann mit, welchen Weg er gewählt habe; nicht nach Itztapalapan wolle er sich wenden, sondern versuchen, auf der nordwestlichen Dammstraße das Ufer von Tlacopan zu erreichen, da dort nur drei Dammdurchstiche zu überbrücken seien — nicht sieben wie beim Dammweg von Itztapalapan. Von Tlacopan aus hoffe er am Nordufer der Lagune entlang ziehend die Kordilleren zu gewinnen und sich bis nach Tlascala durchschlagen zu können. Während der nächtlichen Flucht solle die Vorhut von Sandoval, Ordás und Lugo, die Mitte von ihm selbst, Olid und Avila, die Nachhut von Alvarado und Velázquez de León geführt werden.

„Was machen wir mit den fünf Gefangenen an der Eisenkette?" fragte Avila. „Schleppen wir sie mit?"

Niemand antwortete.

„Auch das ist eine Antwort!" sagte Avila nach einer Weile. „Ich denke ebenso. Wir haben schon den Goldschatz mitzuschleppen . . . Und was soll mit Montezuma geschehen?"

Wieder wurde es still im Saal.

„Wir nehmen ihn mit!" sagte Velázquez de León.

„Auf einer Krankenbahre?" fragte Lugo. „Ich fürchte, er übersteht die Reise nicht."

„Wir liefern ihn dem Herabstoßenden Adler aus!" schlug Ordás vor.

„Um den Mexikanern ein Oberhaupt zu geben?" fragte Olid. „Um sie unbesieglich zu machen?"

„Wir wären Wahnsinnige, wenn wir das täten!" bemerkte Avila.

„Ich weiß, woran Ihr denkt, Señor Avila!" rief Pater Olmedo erregt. „Ich hoffe, daß Don Hernando das nicht zulassen wird!"

Jetzt äußerte sich auch Cortes.

„Padre, Ihr sprecht meine Gedanken aus. Ich will nichts davon wissen!"

„Ihr sollt davon nichts wissen, Don Hernando!" sagte Avila mit höflich-devotem Lächeln. „Und Ihr braucht Eurer Reputation wegen . . ."

Cortes unterbrach ihn.

„Merkt Euch, Señor Avila, daß ich meine Einwilligung dazu nicht gebe!"

„Ich bat nicht um Eure Einwilligung, Don Hernando!" erwiderte Avila. „Aber seltsam finde ich es, daß Ihr ihn letzthin nur noch den Hund nanntet, plötzlich aber . . ."

„Ich verbiete es Euch!" schrie Cortes ihn an. „Und jetzt will ich kein Wort mehr davon hören! Wir werden Montezuma mitnehmen! . . ."

Und Cortes lenkte das Gespräch auf die Verteilung

der Artillerie und des Trosses. Dem Zimmermann Cristóbal de Jaén vertraute er die gefahrvolle Aufgabe an, mit vierzig Mann eine bereits gezimmerte zerlegbare Holzbrücke der Vorhut voranzutragen und die offenen Dammdurchstiche zu überbrücken.

64.

Es war eine Stunde vor Mitternacht. Das Schlafgemach Montezumas dämmerte, vom schwelenden Docht eines zinnernen Öllämpchens — eines Geschenkes Alvarados — matt erhellt. Ines Florín, die Samariterin, und Prinzessin Papan, die Königsschwester, saßen am Bett des Kranken. Wenn sie sich bewegten, hüpften große dunkle Schatten am ornamentierten Schmuck der Wände und Pfeiler empor. Montezuma fieberte. Seine Verwundung war nicht tödlich gewesen. Doch er hatte die Verbände, die der Apotheker Ponce de Güelva ihm anlegte, sich immer wieder vom Kopf gerissen. Er stieß Speise und Trank zurück. Er wollte sterben. Er wollte es nicht überleben, daß sein eigenes Volk ihn — den König der Könige — nicht wie sonst auf den Knien liegend angehört, ihn verhöhnt, geschmäht, mit Steinen beworfen hatte.

Pater Olmedo trat ein. Er wußte, was bevorstand, und war nicht fähig, es zu hindern. Wenn den Leib nicht, so wenigstens die Seele des unglücklichen Königs wollte er retten. Viele vergebliche Bekehrungsversuche hatte er unternommen. Und jetzt, in letzter Stunde, bemühte er sich noch einmal um das Heil des Verlorenen.

Montezuma hörte ihn und hörte ihn auch nicht. Er ließ ihn reden, träumte seine Träume weiter. Der Geistliche sprach innig, schlicht und menschlich, mit warmer Ergriffenheit. Er gab sein Bestes her. Doch umsonst. Als er ausgeredet hatte, setzte sich der König in den Kissen aufrecht, starrte ihn an.

„Horch! . . . Hörst du, was die Fleischtöpfe sagen? . . ."

„Welche Fleischtöpfe, Majestät . . .?"

„So sprechen die Fleischtöpfe: Immerzu setztest du uns dem Feuer aus, peinigtest uns mit tödlicher Feuerpein, Mensch! Du wolltest unsere Wehrufe nicht hören, wolltest nicht sehen, daß wir den Herdflammen zu entfliehen suchten und nicht konnten. Jetzt bist du der Lahme. Ohne Mitleid werden wir zusehen, wenn Wasser und Feuer über dich kommt! . . ."

„O Majestät!" rief der Pater. „Verscheucht die Rachegedanken! Läutert Eure Seele! Ergreift die Hand, die der Heiland erbarmungsvoll Euch reicht! Auch für Euch ist er am Kreuz gestorben! Versöhnt Euch mit dem Kreuz, eh es zu spät ist! Küßt das heilige Kreuz!"

Und er hielt ihm das Kruzifix dicht an die Lippen.

Wild packte Montezuma das messingne Kruzifix und mit aller Gewalt schleuderte er es in eine Ecke des Gemaches. Klirrend sprang und tänzelte und verbebte das Messing auf dem Estrich.

„Ich will keine Fäuste sehen!" schrie Montezuma. „Wer wagt, die Hand zu erheben wider mich! Ich bin der König der Welt! Ich bin ein Gott! . . . Wagt nicht, mich zu kreuzigen . . . Ich will euer Heil nicht! — es ist Un-

heil! Eure Erlösung ist Lösung aller Bande, ist Auflösung! Das Volk wirft mit Steinen nach seinem Gott — das ist eure Erlösung! Darum Fluch euch und eurem Kreuz!"

Da verließ ihn Pater Olmedo.

65.

Und Prinzessin Papan sprach zu Montezuma:

„O Zorniger Herr, o mein Bruder! Als der große Schmetterling mich verfolgte, erfaßte der weiße Mann meine Hand und zeigte auf das Schädelgebirge, dessen Spitze bis in den Himmel reicht. Noch ist Zeit zur Umkehr! sagte der weiße Mann . . ."

Doch Montezuma sprach aus seinen Träumen heraus:

„Ich sehe das Sternballspielhaus! . . . Ich sehe den Markt! . . . den schießenden Stern! . . . den Feuerbohrer und unseren älteren Bruder den Skorpion! . . . Im Spiegel des Kranichkopfes sehe ich sie! . . . Ihr ewigen Bilder bleibt auf Erden, — sonst nichts, sonst nichts! . . ."

Der Narr Madrid trat ein und zupfte Ines Florin am Ärmel.

„Kommt, kommt, Señorita! Verpaßt die Gelegenheit nicht! Solch ein Glück blüht Euch nie wieder! Ihr könnt steinreich werden, wenn Ihr mir folgt!"

„Wohin?"

„Auf die Altäre Mexicos, Señorita, oder in die Tiefe des Schilfsees! Ihr habt keine andere Wahl! Seid klug und schließt Euch an! Der Reigen beginnt! . . ."

„Was beginnt?"

„Die Flucht, die heillose Flucht . . . Schon stopfen

sich alle die Taschen voll Gold, so viel sie tragen können, mehr als sie tragen können! — wohl um schneller in der Seetiefe zu versinken oder um leichter den Tanz der dürren Klapperbeine mitzutanzen! Gold ist billig geworden, Señorita! Kann jeder sich mästen damit, wer Lust hat — und hungrig sind wir alle. Verpaßt Euer Glück nicht, Señorita!"

Der Apotheker erschien gestikulierend in der offenen Tür. Durch den Schrecken, in den ihn die beschlossene Flucht versetzt hatte, war seine Krankheit zum Ausbruch gekommen. Er war wahnsinnig.

„Verbrüderung, meine Freunde! . . ." schrie er. „Synadelphie ist das Wort! Synadelphie ist die Parole dieser Nacht! Was ist der Mensch? Ein Synadelphos! Ein Doppelwesen wie eine Schere! Und warum? Er hat zwei Hände, zwei Augen, zwei Hoden, zwei Arschbacken und zwei Füße! . . . Pfui, eine Mißgeburt aus zwei Tieren zusammengewachsen! Halbiert das Scheusal, meine Freunde, so findet ihr den wahren Menschen; den einbeinigen, den halbköpfigen Menschen!"

„O Tezcatlipoca, Gott der Götter, König der Götter, warum strafst du mich!" stöhnte Montezuma. „Heiße die Handmühlen schweigen! Immerzu rufen sie: Gold mußten wir mahlen, um dich zu bereichern, Mensch! . . . Es ist nicht wahr — andere bereicherten sie! Ich werde sterben und die Handmühlen werden mahlen, Gold mahlen, solange der Jaguar die Sonne nicht frißt! O Gott der Götter, ich bin arm wie die Handmühlen! . . ."

Papan aber rief:

„Wo kannst du hinfliehen, Tochter Mexicos? Wer kann dir beistehen, wer kann dich in eine Truhe legen und verschließen? Seht, sie kommen, die Fratzen der Finsternis kommen . . ."

Avila, Olid und der Henker Osorio traten ein. Der Henker hielt einen dicken Hanfstrick in der Hand. Alle außer dem Kranken müßten das Gemach verlassen, verkündete Avila barsch.

Ines Florin ahnte, sprang entsetzt auf, wollte reden, bitten. Doch lautlos bewegten sich ihre Lippen, wurden blau. Ohnmächtig fiel sie hin und wurde von Osorio vor die Tür getragen.

Der Narr Madrid zerrte Papan hinaus.

„Komm, komm, Kassandra!" sagte er. „Wespen sammeln sich um Zucker und Eumeniden um Goldpaläste! . . ."

„Verbrüdert euch, meine Freunde!" flüsterte der Apotheker sich entfernend Olid ins Ohr. „Halbiert den Menschen — so werdet ihr den wahren Menschen finden!"

Orteguilla kam hereingestürzt und schrie dem König zu, man wolle ihn ermorden.

Auch der Knabe wurde hinausgeschafft.

Nun waren die drei Männer allein mit dem König.

Verklärt, mit wundersam jenseitigem Lächeln sah Montezuma sie an. Er war sehr abgemagert und fast mädchenhaft schön.

„Es ist gut . . . Es ist gut . . ." sagte er. „Der Gott der Götter schickt euch mir zu: nun wird es bald Tag werden! . . . O ihr tapferen Krieger, erlaubt, daß ich

euch helfe, die Schlinge zu binden! Erlaubt, daß ich mir selbst den Strick um den Hals lege!"

Und Montezuma nahm dem Henker den Strick aus der Hand, wand ihn sich um seinen schmächtigen Hals und reichte Avila und Olid die Enden des Strickes hin.

„Nun wird es Tag!" wiederholte er. „Ich selbst legte mir den Strick um den Hals! . . ."

Bald darauf lebte der große Montezuma nicht mehr.

66.

Inzwischen waren Trujillo, Porras, Palma und andere von Avila abgesandte Soldaten in das unterirdische Schatzhaus eingedrungen und hatten den Edlen Traurigen und den König von Coyoacan erdrosselt. Durch das Gebrüll des Edlen Traurigen, der sich bis zum letzten Augenblick verzweifelt gewehrt hatte, angelockt, waren Tapia und Luis Marin dazugekommen und hatten die Ermordung des Durch=Zauber=Verführenden und des Prinzen Ohrring=Schlange verhindert. Sie ließen die beiden Gefangenen von der Eisenkette lösen und übergaben sie verläßlichen Schutzwachen, um sie bei der Flucht mit einigen anderen königlichen Prinzen und Prinzessinnen mit hinwegzuführen.

Trujillo und der rothaarige Sänger Porras, wütend, weil sie von Tapia angefahren worden waren, rächten sich an den Toten. Sie schleppten die Leichen des Edlen Traurigen und des Königs von Coyoacan auf das flache Dach des Palastes, verstümmelten sie und warfen sie hinab auf die Gasse, wo ihr grauenvoller Anblick —

wenn auch erst am nächsten Morgen — die Mexikaner in Trauer und Wut versetzen sollte.

67.

Gewölk verhüllte die Sterne, raubte der Erde ihr Licht. Ein feiner Regen fiel. Von Zeit zu Zeit pfiffen und ächzten Windstöße an Straßenecken und zerrissen die summende Nachtstille. Leise, fast geräuschlos schlichen dunkle Gestalten aus einem der nördlichen Palasttore. Gespenstisch glitt der lange Truppenzug durch die schlafende Stadt, dem Dammweg von Tlacopan zu, verhohlen stumm, einem Geister-Leichengeleite ähnlich.

An der Spitze der Vorhut waren Freiwillige, vierzig Mann, alle dem Tode verschworen. Durch Eid hatten sie sich gegenseitig verpflichtet, die von ihnen mitgeführte fliegende Brücke wie ein Heiligtum zu schirmen, sie über den ersten Dammdurchstich zu spannen und — sobald das Heer darüber hinweggeschritten — ebenso die beiden anderen beiden Dammdurchstiche mit ihr zu überdecken. Nicht Zeit hatte Cristóbal de Jaén gehabt, mehrere Brücken zu zimmern; — von der einen hing das Wohl und Wehe des Christenheeres ab.

Bis ins ärmliche Stadtviertel Cuepopan waren sie unbemerkt vorgedrungen. Dort aber wurden sie von einer Wasserträgerin entdeckt, die am Rand eines Kanales wasserschöpfend kniete. Sie erhob ein Geschrei, das wild durch die tote Stadt schrillte. Kreischend rief sie: „Erwacht, o Mexikaner, erwacht! Eure Feinde entfliehen!" Und sie lief zum nächsten Tempel, meldete es den Priestern.

Ein Muschelhorn erscholl. Bald darauf ein zweites, ein drittes. Von allen Menschenwürgeplätzen der siebzig Teocalli Tenuchtitlans herab erschollen die Muschelhörner. Und plötzlich erzitterte die Luft von grabesdumpfen Schlägen: Huitzilopochtlis große Kriegstrommel auf der Schlangenberg-Pyramide weckte mit ihrem furchtbaren Donnerschlag die schlummernde Wasserstadt.

Doch nicht sofort zeigten sich bewaffnete Mexikaner. Der erste Dammdurchstich konnte erreicht werden. Cristóbal de Jaén schlug die Brücke. In wilder Hast stürmten Sandoval, Ordás und Lugo mit den zweihundert Mann der Vorhut und zwanzig Reitern voran bis zum zweiten Dammdurchstich. Cortes, Olid und Avila folgten mit der Heeresmitte, und auch Alvarado und Velázquez de León vermochten die Nachhut noch ungefährdet über die Brücke zu bringen.

Soweit war alles geglückt. Und auch alles andere wäre geglückt, hätte die Holzbrücke sich nach dem zweiten Dammdurchstich bringen lassen. Als jedoch Cristóbal de Jaén daran ging, sie zu entfernen, stellte es sich heraus, daß das nicht möglich war. Die Last der Truppen, der Pferde und Geschütze, vor allem der Singenden Nachtigall, hatte die Brücke so fest eingekeilt, daß sie allen Anstrengungen zum Trotz sich nicht heben ließ.

Und schon begann der Kampf. Vom ewigen Feuer der großen Pyramide und vom Lichtschein des Leuchtturmes Unserer-Großmutter-Holz war die Lagune — durch den Schleier des Sprühregens hindurch — mattrötlich erhellt. Und plötzlich sah sich das zwischen der fliegen-

den Brücke und dem zweiten Durchstich eingezwängte Christenheer von allen Seiten umringt. In tausend und abertausend Einbäumen ruderten mexikanische Schildträger heran, sprangen ins Wasser, schwammen an den Deich, erkletterten die Böschung, hieben mit ihren Sägeschwertern auf die Kastilier ein, während zahllose andere, durch den Andrang der zu vielen Boote heranzukommen gehindert, vom Schilfsee aus — aufrecht in den Pirogen stehend — ihre Pfeilbündel verschossen, mit Schleudern Steine, mit Wurfbrettern Speere warfen.

Und zugleich erfolgte ein Angriff von der Landseite her: ein vieltausendköpfiger Haufe stürmte auf dem Damm der Holzbrücke zu, in der Absicht, der Nachhut in den Rücken zu fallen und die Brücke zu zerstören. Diese Gefahr erkennend, ließen Alvarado und Velázquez de León den Nachtrab kehrt machen, warfen sich den Anstürmenden entgegen, wehrten sie von der Brücke und drängten sie zurück bis in die Stadt.

An allen Teilen des Dammes zugleich tobte der Kampf. Nach dem Erfolg der Nachhut entbrannte die Schlacht besonders heftig am zweiten Durchstich, wo die Mexikaner mit irrer Wut es verwehren wollten, daß Sandoval den anderen Damm erreiche. Doch der zwischen beiden Dämmen flutende Wasserarm war zwanzig Fuß breit und sehr tief; — ohne Brücke schien ein Hinübersetzen unausführbar.

Cortes sah sein Heer zusammenschmelzen. Schon sanken die Besten verwundet oder tot nieder, wurden ins Wasser hinabgezerrt und ertränkt, wurden als Kriegssklaven in

Kanoes geschleppt. So verzweifelt war die Lage, daß außer der Amazone María de Estrada auch die Feuerlilie und die anderen Lagerdirnen Panzer umgelegt hatten, Schwerter schwangen, wild und beherzt wie Männer fochten. Es galt das nackte Leben zu retten.

Und Cortes sah ein, daß wenn die Stauung vorn nicht beseitigt würde, die Vernichtung bevorstand. Da entschloß er sich, die Artillerie und den Goldschatz zu opfern.

„Alle Geschütze nach vorn! Den Wagen mit dem Goldschatz nach vorn!" brüllte er.

Der Befehl wurde ausgeführt. Übermenschlich schwer war es, sich Bahn zu schaffen durch die eingerammte Menschenmenge während des Kampfgewühls. Doch es gelang. Die Räder wälzten sich über Tote, die Vorhut wurde erreicht. Und Cortes ließ den Wagen und die Kanonen ins Wasser werfen, um den Durchstich aufzufüllen.

Das Gold Montezumas versank in die Tiefe. Die Singende Nachtigall und zwanzig andere Kartaunen und Falkonette türmten sich übereinander auf, ihre Rohre starrten aus dem Wasser empor. Und doch nur zur Hälfte aufgefüllt war der Durchstich.

Aber ein Fundament war geschaffen für einen Bau aus Menschengliedern. Die Kastilier warfen Indianerleichen auf die Geschützrohre.

Höher und höher wurde der Leichenhaufen, und eben darum wurden die Anstürme der Azteken noch erbitterter und noch lauter ihr Kampfgeschrei. Die weiter zurück-

stehenden Kastilier und Tlascalteken schlossen, die Schreie vernehmend, die Ausfüllung des Durchstichs sei geglückt, und schon begannen sie vorzudrängen. Mit den Leibern ihrer eigenen Kampfgenossen, die sie vordrängend vom Damm stießen, vollendeten sie den Bau der Leichenbrücke.

Hinweg über den grauenvollen Knäuel sterbender Christen und Mexikaner schritt das Heer, stampften die Pferde.

Und bald standen Cortes, Sandoval, Ordás und Lugo mit den Überresten der Vorhut vor dem dritten Durchstich.

Dieser befand sich nicht mehr weit vom Ufer, und das Wasser war dort nicht mehr so tief. Eine Furt wurde gefunden. Viele — besonders von den Leuten des Narváez — büßten zwar ihre Habgier, ertranken, in die Fluten gerissen vom Gold, mit dem sie ihre Taschen und Ärmel vollgestopft hatten. Doch die Mehrzahl kam hinüber. Cortes jubelte auf; das Heer war gerettet! Sandoval, Ordás und Lugo umarmten sich und beglückwünschten ihn.

Inzwischen hatten die Mexikaner gegen die Nachhut einen Erfolg errungen. Sie hatten den Prinzen Ohrring-Schlange und den Durch-Zauber-Verführenden befreit und die fliegende Brücke zerstört. Alvarado und Velázquez de León, welche mit hundert Mann noch immer die von der Stadt her andrängenden Indianer in Schach hielten, sahen sich plötzlich abgeschnitten.

Cortes, der eben noch die Rettung bejubelt hatte, hörte den Verzweiflungsschrei der Abgeschnittenen. Er, Sandoval und Ordás ritten die Dammstraße zurück, zu helfen, falls Hilfe noch möglich war. Schon war ein Teil des

Heeres am Schilfseeufer, nur noch die Mitte und die Nachhut waren in Kämpfe verwickelt. Der Morgen graute. Und an Cortes Augen huschten, während er ritt, traurige und frohe Bilder schattenhaft vorbei. Manchen seiner Getreuen, den er für tot gehalten hatte, sah er heil dem Seeufer zuschreiten. Er sah die Sänfte Marinas unversehrt, beschützt vom treuen Arteaga. Er sah die Leiche der Königin Acatlan, der Witwe Montezumas. Er sah Botello von einem Speer durchbohrt am Wege liegen. Er sah den Narrn Madrid, den Bergmann Ortiz und La Medina gefesselt in einem Indianerboot.

Und dort wo die fliegende Brücke gewesen war und wo jetzt der Wasserabgrund gähnte, sah Cortes das Schmerzlichste. Den Tod des Freundes. Aus vielen Wunden blutend und schon ermattet, wehrte sich noch Velázquez de León gegen sieben Mexikaner, als Cortes herangeritten war, ohne ihm beistehen zu können. Ein Sägeschwert trennte des Jünglings Haupt vom Hals, und die Mexikaner steckten die Trophäe auf einen Speer . . . Cortes bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Wohl ihm!" rief Alvarado herüber. „Besser so als auf dem Adlerstein enden!"

Sandoval und Ordás fragten Cortes, ob er keinen Rat wisse. Er schüttelte stumm den Kopf.

Eine Weile schauten sie dem hoffnungslosen Gefecht zu.

„Wir wollen in die Stadt zurück! . . . Dort können wir uns verschanzen! . . . Wir werden uns halten, bis ihr uns befreien kommt!" schrien einzelne Kastilier herüber.

„Die armen Leute!" murmelte Cortes.

Da geschah etwas Überraschendes.

„Ich will mich nicht von den Hunden schlachten lassen!" rief Alvarado. Und dicht an den Durchstich herantretend, pflanzte er seine lange Lanze in einen von der Brücke übriggebliebenen, aus dem Wasser ragenden Pfosten. Und was kein Mensch für möglich gehalten hätte, tat er. Gestützt auf die Lanze schwang er sich über den zwanzig Fuß breiten Kanal und gelangte hinüber. Selbst die Feinde brachen in Rufe der Bewunderung aus.

Jener Dammdurchstich wurde noch hundert Jahre später „der Sprung des Alvarado" genannt.

68.

Auf die Nacht der Schrecken war ein strahlender Tag gefolgt. Aus dem Eis der fernen Kordilleren schwebte lodernd die Feuerkugel der Sonne aufwärts, vom Morgendunst rubinrot gefärbt und umgeben von wolkenfreiem, rotgoldenem Äther.

Beim kleinen Tepanekendorf Popotla, unweit vom Seeufer, saß Cortes unter einer Zeder und weinte.

Viertausend Tlascalteken, fünfhundert Mann der kastilischen Fußtruppen, sechsundvierzig Reiter waren tot oder gefangen in dieser Nacht der Schrecken. Und hundert unglückliche weiße Männer, abgesprengt vom Heer, waren in die Stadt zurückgekehrt. Jetzt sah man sie auf der obersten Plattform des Yopico-Tempels. Bestrahlt vom goldenen Sonnenlicht, greifbar deutlich in der dünnen Luft Anahuacs war jeder einzelne von ihnen zu erkennen. Sie setzten den Verzweiflungskampf fort, wehrten An-

griffe ab, hofften noch immer sich halten zu können — wie lange noch . . .?

Und auf den Schlangenberg wurde das erste Menschenopfer hinaufgeführt. Es war der schöne Namenlose.

Nicht an den Dämmen war er gefangen worden. Alvarado hatte ihn gebeten, als die Nachhut den alten Tecpan verließ, er möge nachschauen, ob nicht ein Kranker oder ein Schlafender zurückgeblieben sei. Mit einer Kienfackel in seiner — einen — Hand schritt der Namenlose durch die Palastsäle. Und sie bevölkerten sich vor seinem inneren Blick wundersam mit glanzvollen Schattengestalten, mit den schönen, schlanken, grausamen „Türkisgebürtigen", die einstmals diese Säle mit Quetzalfedergestrahl gefüllt hatten, als noch König Wassergesicht, König Kreideweiß und König Molch in furchtbarer Herrlichkeit herrschten . . . Und er kam in ein Gemach, das von einem zinnernen Öllämpchen erleuchtet war. Ein Tuch deckte das Gesicht der Königsleiche. Die wahnsinnige Prinzessin Papan sang Totenlitaneien und flocht Stricke zum Umschnüren eines Mumienbündels. Und da dem Toten ein rotgelber Hund mitgegeben werden mußte (als Begleiter über den neunfachen Strom der Unterwelt), im Palast aber kein Hund war, hatte der alte Musikmeister Löffelreiher-Schlange sich rotgelb angemalt und sich — mit einem Pfeil seinen Hals durchbohrend — an Montezumas Bett getötet . . . Der Namenlose eilte hinaus, suchte weiter. Er fand einen schlafenden fieberkranken Arkebusier, weckte ihn, brachte ihn auf die Straße. Doch das Heer war weit voraus, und schon erschollen die ersten Muschelhörner, erdröhnten

die Schläge der großen Kriegstrommel Huitzilopochtlis. Die beiden Nachzügler wurden umzingelt, der Arkebusier fand fechtend den Tod; der Namenlose, mit einem Fangseil gewürgt, fiel den Feinden lebend in die Hände.

Früh am Morgen hatten sie ihn entkleidet, seinen Körper mit weißen Daunen beklebt. Und auf dem Weg zum Fuß der Pyramide war Freudengeschrei an sein Ohr geklungen: das Volk jubelte dem Überwältiger, Mexicos eben erwähltem König, und seiner Gemahlin Maisblüte, Mexicos neuer Königin, zu.

Nun erklomm der Namenlose die hohen Stufen. Und die Herzen seiner Kameraden krampften sich zusammen.

Wie wundervoll aufrecht er sich hielt! Er wußte wohl, daß ganz Tenuchtitlan zu ihm emporsah, daß das Christenheer zu ihm aufblickte — das gab ihm die Kraft, so leichten Schrittes aufwärts zu steigen, als ginge es zu einem Fest . . .

Da schämte sich Cortes seiner Tränen. Was war sein Leid gegen dieses Mannes Leid, der es doch mannhaft trug!

Und Cortes erhob sich und blickte in das Morgenglühen.

Botello und die Sterne hatten nicht gelogen. Trotz allem — das Heer war gerettet. Und auch der Tod Marinas und ihres Kindes, der ihm bald nach dem Sprung Alvarados gemeldet worden war, hatte sich als falsches Gerücht erwiesen: heil, unverletzt hatte er sie an Land wiedergefunden.

Ja — trotz allem — er hatte Ursache den Gestirnen zu danken.

Ein Mann ging an der Zeder vorbei. Cortes rief ihn freudig an:

„Señor Martin Gutiérrez! Ihr lebt?! . . ."

„Freilich, Señor Capitan. Gott hielt seine Hand über mich!“

„Lob sei dem Herrn!“ sagte Cortes. „Mit Euch kann ich die Scharte auswetzen! Die Wasserstadt ist nur mit Brigantinen zu bezwingen . . .!“

Der Schiffbaumeister sah ihn verwundert ungläubig an.

„Lächelt nicht!“ sagte Cortes ernst. „Glaubt an mich, wie ich an mich glaube! Nach einem Jahr werden wir die Brigantinen bauen!“

69.

Genossenes Glück ist ein Berggipfel, schön und beängstigend; erlittenes Unglück ist eine Talschlucht, lichtlos doch ohne Schrecken mehr. Von Berggipfeln führen alle Wege abwärts; aus tiefer Schlucht aber können Wege emporführen. Daher verarmt das Glück die Hoffnung, das Unglück aber bereichert sie. Und arm ist, wer ohne Hoffnung ist.

Den Goldschatz und die Artillerie hatte Cortes geopfert und er besaß nicht eine einzige Muskete mehr. Doch nie war er reicher an Hoffnung. Mit seinen klaren Falkenaugen blickte er über die siebzig stolzen Teocalli der Königin aller Städte hin und sah den Orkan heranbrausen, der sie niederriß, ihre Trümmer im Schilfsee versenkte. Und in dieser Stunde tiefster Not fühlte er, daß der Orkan er selbst sein werde, wenn er auch jetzt als gehetzter Flüchtling ostwärts ziehen mußte durch ein flammenloderndes Land — der Morgensonne zu, neuen Schrecken und neuen Siegen entgegen.

Ende des zweiten Teiles

Gedruckt in der Spamer-
schen Buchdruckerei
zu Leipzig
August
1922









